

Jens Hoffmann
»Diese außerordentliche deutsche Bestialität«
Wie die Nazis die Spuren ihrer Massenmorde in Osteuropa beseitigten
Augenzeugenberichte und Gespräche



Jens Hoffmann

»Diese außerordentliche deutsche Bestialität«

Wie die Nazis die Spuren ihrer Massenmorde
in Osteuropa beseitigten

Augenzeugenberichte und Gespräche

konkret

Texte 60

KVV konkret, Hamburg 2013

Lektorat: Wolfgang Schneider

Titelfoto: dpa (Majdanek/Lublin, 2005)

Gestaltung & Satz: Niki Bong

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-930786-67-1

Der Verlag dankt der Heinrich-Böll-Stiftung für die finanzielle Unterstützung bei der Herstellung dieses Buches.

Inhalt

Vorbemerkung	7
Zur Übersetzung der Berichte	9
Augenzeugenbericht Lipman Aronowicz	10
Making the puzzle – Gespräch mit Benny, Haim und Etti Aronowicz	26
Augenzeugenbericht Józef Reznik	52
Wow, look at this! – Gespräch mit Zaki Reznik	75
Aussagen von Józef Sterdyner	
Erste Aussage vom 9. Oktober 1946	93
Augenzeugenbericht vom April 1964	96
Memories! – Gespräch mit Abraham, Amnon und Meirav Sterdyner	110
Augenzeugenbericht Edward Gleich	124
Augenzeugenbericht Leon Eliezer Mandel	156
Nachwort	178
<i>Glossar</i>	202
<i>Archivalien</i>	218
<i>Literatur</i>	219
<i>Andere Quellen</i>	221
<i>Dank</i>	223

I'm the Brown Girl in the pocket of my blouse. I reek of history.

Cynthia Ozick (1983), *Shots*

Vorbemerkung

Dieses Buch ist eine Ergänzung meiner vor einigen Jahren veröffentlichten Studie zur »Aktion 1005«, dem Versuch von Nazitätern, die Spuren ihrer Massenmorde in Osteuropa auszulöschen.¹ Als ich für diese Studie u.a. im Archiv von Yad Vashem in Jerusalem recherchierte, fand ich Augenzeugenberichte von fünf jüdischen Männern, die die Arbeit an den Massengräbern und Verbrennungsplätzen entgegen den Plänen der deutschen Kommandoführer und Wachposten überlebt hatten. Alle Berichte waren zwischen 1964 und 1966 in Israel aufgenommen worden; eine weitere Gemeinsamkeit ist, daß die fünf Zeugen – Lipman Aronowicz, Edward Gleich, Leon Eliezer Mandel, Józef Reznik und Józef Sterdyner – nicht auf hebräisch ausgesagt hatten, sondern in einer Sprache ihrer Kindheit und Jugend, auf polnisch. Lipman Aronowicz, Józef Reznik und Józef Sterdyner waren Arbeitshäftlinge des 1005-Kommandos im Waldlager Borek bei Chełm gewesen, Edward Gleich und Leon Eliezer Mandel mußten in der »Todesbrigade« von Lwów arbeiten. Nicht allein durch Mut, Zufall oder Glück hatten sie ihr Leben retten können, alle fünf Männer überlebten auch deshalb, weil sie sich der Gewalt der deutschen Herren über Leben und Tod gewaltsam widersetzen. Sie hatten als Gefangene von Deutschen – als »Figuren« oder »Scheiße«, wie sie von den Tätern genannt wurden – Fluchtpläne entwickelt und realisiert; die meisten von ihnen hatten sich außerdem nach gelungener Flucht Partisanengruppen angeschlossen. Partisanengruppen, zu deren Zielen auch gehörte, Nazis zu töten.

Die an dieser Stelle erstmalig veröffentlichten Berichte von Überlebenden der Sonderkommandos 1005 von Borek und Lwów ergänzen auch die Aussagen von anderen Überlebenden, die von deutschen Tätern zur Auslöschung der Spuren ihrer Massenmorde gezwungen worden waren und nach Ende des zweiten Weltkriegs darüber Zeugnis abgelegt haben: etwa Leon Weliczker-Wells über die »Todesbrigade« von Lwów,² Avraham Karasik zur »Aktion 1005« im Distrikt Białyostok³ und Alex (Alter) Faitelson über die Auslöschung der Spuren von Massenmorden im Fort IX von Kaunas.⁴ Der erste Historiker, der meines Wissens nach auf die zahlreichen Aussagen von jüdischen Überlebenden der »Aktion 1005« aufmerksam gemacht hat, war Reuben Ainsztein.⁵

1 Jens Hoffmann: »Das kann man nicht erzählen«. »Aktion 1005« – Wie die Nazis die Spuren ihrer Massenmorde in Osteuropa beseitigten. Hamburg 2008. Grundlegend für alle Forschungen zur »Aktion 1005«: Shmuel Spector: »Aktion 1005. Effacing the Murder of Millions«, in: *Holocaust and Genocide Studies*, Band 5 (1990).

2 Leon Weliczker-Wells: *Ein Sohn Hiobs*. München 1963.

3 Siehe die Mitschrift von Avraham Karasiks Aussage während des Prozesses gegen Adolf Eichmann, 28. Sitzung vom 4. Mai 1961: <http://www.nizkor.org/hweb/people/e/eichmann-adolf/transcripts/Sessions/Session-028-01.html> (zuletzt 12. Februar 2012) sowie den in Jiddisch verfaßten Augenzeugenbericht von Karasik im Archiv von Yad Vashem (YVA 03/699); zusätzlich Hoffmann (2008): 377–383.

4 Alex Faitelson: *Im jüdischen Widerstand*. Zürich 1998 sowie ders.: *The truth and nothing but the truth – Jewish resistance in Lithuania*. Jerusalem 2006/5766.

5 Siehe das Kapitel »Revollen der Sonderkommandos 1005« in: Reuben Ainsztein: *Jüdischer Widerstand im deutschbesetzten Osteuropa*. Oldenburg 1993, Seite 377–396. Die englische Erstausgabe des Buches wurde bereits 1974 veröffentlicht.

Die sechs Augenzeugenberichte bzw. Aussagen dieses Bandes werden ungekürzt nach den Originalen aus dem Archiv von Yad Vashem und dem IPN Warschau wiedergegeben. Waren die Originale mit Fotos der Überlebenden versehen, sind diese auch hier reproduziert worden. Hinweise und Anmerkungen zu den Texten sind der besseren Lesbarkeit wegen ausschließlich in Fußnoten und im Glossar am Ende des Bandes hinzugefügt worden. Einige Bemerkungen zu Form und Inhalt der Aussagen finden sich im Nachwort. Da Literatur zur »Aktion 1005« im Wald von Borek und in Lwów und Umgebung relativ leicht erreichbar ist, wurde an dieser Stelle auf die ausführliche Darstellung der Ereignisse verzichtet.⁶

Zu spät war es für einen direkten Kontakt mit den fünf Zeugen. Lipman Aronowicz, Leon Eliezer Mandel, Józef Sterdyner und Józef Reznik waren bereits einige Jahre vor Beginn meiner Recherchen verstorben, Suchanfragen nach Edward Gleich und Perec Schechtman bzw. Schächter, dem vierten Überlebenden aus dem Waldlager Borek, blieben ohne positives Ergebnis. Glücklicherweise jedoch fand ich in Israel einige Nachkommen und Angehörige der Verstorbenen, die sich mit mir treffen und mir vom Leben dieser Zeugen und dem Zusammenleben mit ihnen in Israel erzählen mochten. Weil die aus dem Englischen übersetzten Gespräche wie die Augenzeugenberichte eine Spur des Lebens von Lipman Aronowicz, Józef Reznik und Józef Sterdyner darstellen, wurden sie dem jeweiligen Bericht angeschlossen. In einigen Fällen werden sie durch Fotos ergänzt, die mir meine Gesprächspartner freundlicherweise zur Veröffentlichung überlassen haben.

Ich hätte gern noch weitere Gespräche geführt, doch leider war dies nicht möglich. Eine in Israel lebende Tochter von Leon Eliezer Mandel mußte aus gesundheitlichen Gründen absagen, die Kinder von Edward Gleich zu kontaktieren, ist mir nicht gelungen. Anders als zunächst geplant jedoch verbinden sich vielleicht die Mißerfolge und Erfolge der Recherche sowie das Gesagte und Unausgesprochene der Berichte und Gespräche zu einer Darstellung, die sich jeder Form von Abschluß entzieht.

⁶ Zu Borek siehe Wolfgang Curilla: *Der Judenmord in Polen und die deutsche Ordnungspolizei 1939–1945*. Paderborn 2011, Seite 268–271; Hoffmann (2008): 299–321 sowie in polnischer Sprache Andrzej Rybak: *Sonderkommando 1005 w Borku*, in: *Chełm Nieznany – Ludzie, Miejsca, Wydarzenia*. Chełm 2009, Seite 249–253. Zur »Todesbrigade« von Lwów siehe Hoffmann (2008): 89–105; Dieter Pohl: *Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941–1944*. München 1996, Seite 378–381; Thomas Sandkühler: »Endlösung« in Galizien. Bonn 1996, Seite 277–280 sowie Weliczker-Wells (1963): 149ff.

Zur Übersetzung der Berichte

Die Übersetzung der einzelnen Zeugenaussagen gestaltete sich nicht immer einfach. Mit Ausnahme des Berichts von Edward Gleich finden sich in den Texten keine Fragen des Interviewers oder Gesprächspartners. Es ist davon auszugehen, daß es sich bei den vorliegenden Protokollen um nachträgliche Zusammenfassungen der Gespräche anhand von Notizen und Aufnahmen handelt, bei denen auf die Fragen und Nachfragen der Interviewer verzichtet und das Berichtete unter thematische, das Geschehene vor allem chronologisch gliedernde Überschriften gestellt wurde. Dabei wird der Sprachduktus der Befragten unterschiedlich genau wiedergegeben. Manchmal erscheinen Passagen sehr flüssig, dann wieder abgehackt, zum Teil sogar verwirrend. Über die Gesprächsatmosphäre, die Präsenz des Zeugen, letztlich dessen Nähe bzw. Distanz zum Erzählten sowie zu sprachlichen Besonderheiten und Auffälligkeiten geben die den Aussagen beigefügten Erläuterungen mit Ausnahme der Berichte von Edward Gleich und Leon Eliezer Mandel keine Auskunft. Jedoch wird beim Lesen der polnischen Texte sofort deutlich, daß es bei der Strukturierung und Zusammenfassung des Gesagten keineswegs um eine gänzliche Bereinigung der sprachlichen Eigenheiten oder eine völlige Glättung des Wortflusses ging. Die Sprache der Aussagen wirkt selbst in dieser Form der Niederschrift sehr eindrucksvoll. Deshalb blieben die Wiederholungen von Sätzen und Teilsätzen, das Fehlen von Verben bzw. die gehäufte Verwendung von Worten in der deutschen Übersetzung ebenso wie die zahlreichen Auslassungen stehen. Auch die Struktur der teilweise durch lange Aneinanderreihungen überdehnt wirkenden Sätze wurde beibehalten. Die Übersetzung bleibt bis auf wenige Ausnahmen am polnischen Original, auch wenn dies beim Lesen zum Teil etwas hölzern und durch die Verwendung heute veraltet wirkender Begrifflichkeiten ungewohnt anmuten mag. Änderungen in der Satzstruktur wurden nur vorgenommen, wenn dies für das Verständnis unumgänglich war.

Ramona Bräu

Übersetzung der Aussagen von Lipman Aronowicz, Edward Gleich, Józef Reznik, Józef Sterdyner (1964): Ramona Bräu, Katarzyna Gasinska-Lepsien.

Übersetzung der Aussagen von Leon Eliezer Mandel und Józef Sterdyner (1946): Ramona Bräu.

Augenzeugenbericht Lipman Aronowicz

Aussage des Zeugen

ARONOWICZ Lipman, geboren am 5. Januar 1917 in Wilna, Sohn von Benjamin und Chaja, geborene Chones, wohnhaft in Ramat Josef, Rechov Hadadi 137/12

Im Krieg umgekommen:	Vater Benjamin Aronowicz	Wilna 1943
	Mutter Chaja	Wilna 1943
	Schwester Rywa, geboren 1922	Wilna 1943
	Bruder Hirsz, geboren 1928	Wilna 1943

Rückzug der polnischen Armeen im September 1939:

Nach Beendigung der Schule »Tarbut« in Wilna begann ich eine Pelzmacherlehre.

Ab 15. Februar 1939 absolvierte ich den aktiven militärischen Dienst in Mołodeczno beim 19. PAL-Regiment. In den letzten Augusttagen fühlte ich, daß sich der Krieg näherte, und sandte meinen Eltern ein Telegramm, in dem ich schrieb, daß wir uns nie wiedersehen würden. Vater schickte eine Abschiedsdepesche zurück, in der er mich für meine Vorhersage auslachte, die grundlos erschien.

Aber ich hatte recht. Einen Tag später war Krieg, und ich habe keinen von meinen Nächsten je wiedergesehen, von deren tragischem Tod im Wilnaer Ghetto ich von den wenigen erfuhr, die es überlebt hatten.

Von Mołodeczno schickte man uns nach Jackowice, wo wir schon auf verstreute, sich zurückziehende polnische Truppen ohne Offiziere trafen. Mit Pferden gelangten wir nach Garwolin, wo man uns den Befehl erteilte, zu Pferd die Wisła (Weichsel) zu überqueren. Als ich jedoch am Strand stand und die ertrinkenden Pferde mit den Reitern sah, entschied ich mich, den Befehl nicht auszuführen, und sprang in ein Boot, in dem Soldaten eines anderen Regiments übersetzten. In dem Durcheinander und Wirrwarr fiel das keinem auf.

Am anderen Ufer der Wisła traf ich den Korporal Karpowicz aus meinem Regiment, mit dem ich die Fußwanderung nach Minsk Mazowiecki begann, zuvor stärkten wir uns mit seinen Konserven. Von da mußten wir jedoch wieder nach Garwolin zurückkehren, wir fanden uns letztlich in Warszawa (Warschau) ein. Da wir kaum Aussichten hatten, nach Wilna zurückzukehren, beschlossen wir, einen Weg zur Armee zu suchen. Doch ein Feldweibel, der den Karpowicz aufnahm, wollte mich als Juden nicht. Karpowicz jedoch half mir, und ich wurde in die Einheit der Verteidiger des Belvedere⁷ aufgenommen. Dort blieb ich bis zur Kapitulation Warschaus. Dann sammelte uns der Oberleutnant und verkündete, daß Warschau kapituliert hat, die Offiziere in ein Gefangenenlager gehen, die Soldaten dagegen nach Hause.

⁷ Um 1660 erbauter, ab 1918 als Residenz der polnischen Staatspräsidenten verwendeter Palast im Zentrum Warschaus.

Nach Erhalt des Proviantes entfernte ich mich, einen Weg nach Wilna suchend. Bei Bekannten in Warschau wechselte ich in Zivilkleidung und machte mich wieder mit Karpowicz nach Praga auf.

Dort geschahen seltsame Dinge.

Als wir an einer Brücke ankamen, erklärten uns Deutsche, daß sie keine Zivilisten durchlassen, wenigstens hatte man uns genau davor gewarnt, unbedingt nicht in Uniformen zu gehen. Wir zogen also erneut unsere Uniformen an, und als wir die Gleise erreichten, hörten wir: »Halt!«⁸ Deutsche Kontrolle. Dann ließ man uns warten, gab uns etwas Rum und Brot mit Marmelade, bis man schließlich etwa 50 von uns mitnahm und zu Fuß zwei Tage und Nächte führte, bis man uns in Waggonen verlad. Wir fahren also nach Hause.

Gefangenenlager Hohenstein/Tannenberg, Ostpreußen:

Leider hat man uns statt dessen nach Ostpreußen gebracht. Als wir im Lager ankamen, trafen wir verschiedene Männer an, sowohl Zivilisten als auch Armeeingehörige.

Und wieder Durchsuchung. Zum ersten Mal fiel auch: »*Juden heraus!*« Ich wollte aus der Reihe, als ein Pole mich am Ärmel packte und flüsterte: »Du bist Pole, geh nicht.« Ich blieb. Anschließend kamen wir in eine Baracke zusammen mit Volksdeutschen. Nach etwa zwei Wochen sagte mir ein Mitgefangener eines Abends, daß sie erfahren hätten, daß ich Jude bin, und sie das der Lagerleitung melden wollen. Ich habe den Kameraden zum Abschied geküßt und begab mich zur Kanzlei, wo ich den Deutschen militärisch meldete, daß ich ein Jude bin und bisher in einer Baracke mit Polen war. »*Los, Hosen herunter!*« Ich bekam 25 Hiebe, hinterher mußte ich noch dienstefrig sagen: Danke. Man schickte mich in die jüdische Baracke.

Hier war es natürlich bedeutend schlimmer. Aber es dauerte nicht lange, weil man uns nach kurzer Zeit in Gruppen nach Herkunftsländern einteilte und sagte, daß sie uns nach Hause zurückschicken.

Kriegsgefangenenlager Iłowa:

Ich schrieb mich in eine Gruppe von Litauern aus Wilna ein. Man brachte uns nach Iłowa. Das Lager befand sich in ehemaligen polnischen Kasernen. Es gab keinen Drahtzaun. Es war voller Gefangener, Offiziere und Soldaten. Man verpflegte uns schlecht.

Nach der Registrierung schickten sie uns zur Zwangsarbeit. Dadurch ergab sich die Möglichkeit, etwas zu essen zu stehlen. Auf den Straßen sammelten wir Zigarettenstummel.

⁸ Alle in den sechs Augenzeugenberichten verwendeten deutschen Wörter und Sätze werden im folgenden kursiv hervorgehoben. (J.H.)

Kriegsgefangenenlager Suwałki:

Die Gruppe von Litauern wurde bald nach Suwałki gebracht, wo sich das Lager ebenfalls in polnischen Kasernen befand. Obwohl ich angeschwollene Beine hatte und mir das Gehen Schwierigkeiten machte, mußte ich zur Zwangsarbeit gehen. Zusammen mit mir war ein Kollege aus Wilna, Kosower.

Eines Tages sagte man uns, daß alle, die nicht zur Arbeit gingen, zur litauischen Grenze fahren, unsere Gruppe dagegen wurde zurückgehalten. Es waren von uns an die 15. Wir sollten erst in ein paar Tagen fahren. Und tatsächlich wurde uns ein paar Tage später gesagt, daß wir frei seien und nach Hause führen.

Von Flucht aus dem Lager war keine Rede.

Am Morgen gingen wir zum Bahnhof. Mit einem Personenzug fuhren wir zur Grenze. Dort trafen wir auf litauische Grenzbeamte, die uns sagten, daß der Übergang an dieser Stelle nicht erlaubt sei; nach einigen Sekunden umstellten uns deutsche Soldaten und führten uns ab. Da begriffen wir, daß alles abgekartet war. Aber wozu?

Stalag 2B Hammerstein:

Man lieferte uns am Lager ab. Angeblich hatte es dort schon während des ersten Weltkriegs ein Kriegsgefangenenlager gegeben.

Obwohl wir dort nur kurze Zeit waren, war es jedoch sehr schwer für uns. Die unzureichende Ernährung und die schwere Arbeit nahmen uns sehr mit. Nach einiger Zeit überstellte man uns nach Biała Podlaska.

SS-Judenlager Biała Podlaska

Dort begann ich schon zu spüren, daß ich Jude bin und nicht Kriegsgefangener. Wir waren etwa 300–350 Männer, mehrheitlich Kriegsgefangene. Bewacht haben uns Ukrainer in schwarzen Uniformen.

Es war Winter, und wir mußten Schnee an einem Flughafen räumen.

Hilfe von seiten eines Deutschen bei der Flucht aus dem Lager:

Sein Name war Hans. Sein Nachname war mir nie bekannt. Aber ich erinnere mich an ihn als den einzigen Deutschen, der sich in der Kriegszeit menschlich zu mir verhalten hat. Grundsätzlich benahm er sich nur gegenüber den Soldaten gut, den Offizieren gegenüber nicht, über sie sagte er: Es werde eine Zeit kommen, in der sie uns die Schuhe putzen würden.

Einigen von uns Soldaten zeigte er Hilfe, indem er gestattete, Kartoffeln und Brot zur Verteilung zu sammeln. Ich erfreute mich seiner besonderen Sympathie. Ich habe

ihm vertraut und erzählte ihm von den Fluchtplänen. Er sagte zu, mir nach seiner Rückkehr aus dem Urlaub zu helfen, und hielt sein Wort. »*Bist du fertig?*« – fragte er. Ich war natürlich immer bereit, von dort wegzugehen. So also rief er nach der Arbeitsaufteilung mich und meinen Kollegen Chaim Musel, gab uns Brot und sogar etwas Geld, reichte uns die Hand und verabschiedete sich: *Gott mit Euch*.

Wir gingen. In irgendeinem Dorf unterwegs einigten wir uns mit einem Polen, daß er uns über den Bug bringt. Zur selben Zeit erkrankte ich an Typhus und bekam hohes Fieber. Mein Kollege ebenfalls. Der Pole wollte uns helfen und brachte uns in ein Krankenhaus nach Biąła Podlaska. Dort erhielt ich auf unbekanntem Wege Dokumente von meinem Vater, mit denen ich nach Wilna zurückkommen konnte.

Als ich jedoch nach 11 Tagen genesen war, sagte mir eine Krankenschwester, daß sie mich wieder in ein Lager schicken wollten. Nein, um keinen Preis wollte ich dorthin gehen! Sie half mir, gab mir Zivilkleidung und ließ mich nachts aus dem Fenster nach draußen. Auf einen Stock gestützt ging ich in das Ghetto von Biąła Podlaska, wo ich mich einige Tage versteckt hielt. Musel tat dasselbe. Als wir jedoch auf die Straße rausgingen, nahmen uns die Deutschen fest und brachten uns ins Lager, aber schon in ein anderes. Es war das *Arbeits-Verpflegungs-Lager, AVL*, gelegen zwischen Biąła Podlaska und Terespol. Dort hat man uns zur Feldarbeit geschickt. Es war schon Mai 1941. Als eines Tages das Lager bombardiert wurde, flohen wir in das Ghetto von Biąła Podlaska. Aber man brachte uns wieder zur Arbeit.

Trawniki:

Ich kann mich heute nicht mehr daran erinnern, aus welchem Grund man mich in das Lager in Trawniki brachte. Dort traf ich einige Bekannte aus Wilna: Licki, Gielinski, Swirski, Sznajder und andere. Zusammen waren wir jetzt 16.

Eines Abends sahen wir, wie vor unserer Baracke Maschinengewehre aufgestellt wurden. Das war also unser Ende. Wir verabschiedeten uns voneinander; die wir noch saubere Wäsche bei uns hatten, zogen sie wie unsere »Tachrichim«⁹ an. Wir gingen nach draußen. Plötzlich fragte ein deutscher Offizier: Wer ist interniert?

Da hob Licki, ein intelligenter Junge, die Hand und sagte, daß wir alle sechzehn Internierte seien. Auf diese Art und Weise hatten wir uns wieder für eine Weile gerettet.

Lublin, Lipowa 7 – 1941/42:

So sind wir in der Lipowa gelandet.

Ich meine, daß die wahrheitsgetreuesten Informationen über dieses Lager, sowohl über die innere Organisation als auch über Versuche bewaffneter Aufstände, mit denen nur we-

⁹ Tachrichim (hebr.) – einwickeln, binden. Totenhemd, üblicherweise aus weißem Leinenstoff.

nige Personen vertraut waren, unser Kommandant Romek Fischer (Giv'atayim, Hamaawag) geben kann. Ich persönlich traf in Lipowa auf einige aus den Reihen der Deutschen, vor allem auf den »roten« Ausberg. Man hatte ihm diesen Namen gegeben, weil er das widerliche rote Gesicht eines Sadisten hatte, der, wo es nur ging und wegen nichts, mit einem dicken Stock zuschlug. Wenn das Opfer auf den Kopf geschlagen fiel, übergieß er den Ohnmächtigen mit Wasser. Mehrere Male wurde auch ich von ihm geschlagen. Außerdem gab es dort heute bekannte »Persönlichkeiten« wie Handke, Barwass und andere.

Ich arbeitete auf dem Bau, meistens jedoch in der Chopinstraße bei der Sortierung der zurückgelassenen Sachen nach Judentransporten. Wir stahlen, was wir konnten, um die Sachen für Nahrung auch für die Kameraden, aber auch für Waffen einzutauschen, aber nicht alle wußten, worum es dort ging, und deshalb gab ich als wichtigsten Zeugen in dieser Sache [Romek] Fischer an. Später arbeitete ich außerdem in Kasernen der Schutzpolizei, auf dem Flughafen – einige Male war ich zur Arbeit in Majdanek im Zuge des Aufbaus dieses Todeslagers.

Selektion in Majdanek am 3. November 1943:

Als es zur endgültigen Liquidierung der Juden in Lublin kam, kam die Reihe auch an unser Lager, obwohl es ein Kriegsgefangenenlager war. Schon lange hatten wir die Rechte als Kriegsgefangene – bekannt auf der ganzen Welt – verloren, obgleich wir bestrebt waren, ihre Fassade zu bewahren. Für die Deutschen existierten solche Rechte in Beziehung auf Juden nicht.

Und wieder fand ich mich in Majdanek, aber diesmal schon nicht mehr als Arbeiter, sondern wie Tausende andere Juden vorbestimmt für den Tod.

Aber auch dieses Mal war ich noch nicht für den Tod bestimmt, denn ich kam in eine Gruppe von 300 Männern, die von den Deutschen zunächst aus unbekanntem Gründen ausgewählt worden waren. Mit mir zusammen waren einige polnische Kollegen aus Wilna.

Aus dieser Gruppe wählte eines Tages ein deutscher Offizier, an dessen Namen ich mich bis heute gut erinnere, Rohlfing, dessen Foto mir während meiner Befragung bei der israelischen Polizei, Abteilung Naziverbrechen, gezeigt wurde und den ich sofort wiedererkannte, 61 aus. Ich stand in der zweiten Reihe, ging dann aber in die erste. Als Rohlfing zu mir kam, fragte er mich nach meinem Beruf, ich antwortete: »*Kürschner*«. Er schlug mich ins Gesicht und schrie: »*So was brauch ich nicht!*« Doch ich gab mich nicht verloren, ich wußte, daß ich um mein Leben kämpfte, und rief: »*Pelzmacher*«. »*Ja! So was brauch ich!*« Worin der Unterschied bestand, weiß er wahrscheinlich allein.

Ich fand mich also in der Gruppe der – wie die Deutschen später sagten – »Auserwählten«. Doch für was? Darüber erfuhr ich erst später etwas. Wir wurden danach in einer gesonderten Baracke eingeschlossen. Als wir am Morgen zum Appell gingen, sahen wir, daß sich die Erde auf dem nahegelegenen Feld bewegte. Man hatte dort Menschen lebendig begraben. Das Lager machte einen leeren Eindruck, und die Deutschen liefen von Baracke zu Baracke und suchten nach Überlebenden.

Borek bei Chelm:

In Lastwagen, deren Ladefläche mit Planen abgedeckt war, fuhr man uns aus Majdanek heraus. Als wir ankamen, befanden wir uns im Wald, dessen Name uns ebenso unbekannt war.

Enterdungsaktion, Sonderkommando 1005:

Über das, was wir in Borek durchgemacht haben, gibt es – soweit mir bekannt ist – von Reznik aus Grodno genaue Informationen, mit dem ich mich in Borek angefreundet hatte. Diese Freundschaft besteht bis heute. (Siehe die Zeugenaussage von Reznik, O.B.)

Unsere Erlebnisse im Zusammenhang mit dem Aufenthalt in Borek sind ähnlich. Auch ich arbeitete genau wie Reznik bei der Ausgrabung der Leichen aus den Massengräbern, bei ihrer Aufschichtung auf Stapel sowie beim Sieben der Asche durch Siebe. Dabei fanden wir viel Gold. Einmal sah ich eine goldene Fünf-Rubel-Münze, die ich in die Tasche steckte. Sie war mir später von Nutzen.

Nur ein Dritter aus unserer Trojka, der am Leben blieb, Sterdyner, könnte noch Einzelheiten seiner damaligen Erlebnisse erzählen, um das Bild zu vervollständigen.

Außer Rohlfing, der Kommandant des Lagers war, erinnere ich mich noch an einen Raschendorfer und einen Rudolf Theimer, den ich auf einer Fotografie bei der hiesigen Polizei erkannte und vor Gericht im ersten Moment sogar nicht erkannt habe, erst später.

Die Organisation der Flucht durch einen Tunnel:

Vom ersten Moment an, als wir begannen, die ersten Opfer der hitlerischen Verbrechen aus der Erde auszugraben, wußten wir, daß unser Aufenthalt an diesem Ort nicht gut enden würde, da die Deutschen keine lebenden Zeugen brauchten. Damit wartete auf uns der sichere Tod.

Es war also kein Wunder, daß wir uns sofort entschieden, einen Fluchtweg zu suchen, und wir sahen ihn im Graben eines Tunnels aus unserer Baracke auf das Gelände hinter dem Lager. Jeder von uns, obgleich er nicht nur physisch erschöpft, sondern auch mit den moralischen Leiden, die er, der den ganzen Tag auf die ganze Tragödie der damaligen Zeit blickte, mit der Schaufel aufdeckte, beteiligte sich gern des Nachts an der Arbeit im Tunnel.

Als im Dezember der Zeitpunkt unserer Befreiung schon nah war, als die Deutschen in den Urlaub fahren sollten, befand sich unter uns einer, der in Panik geriet und die Nerven verlor und uns drohte, die Deutschen über unsere Fluchtpläne aufzuklären. Dies hätte tragisch für uns enden können. Wir stoppten also vorerst unsere Fluchtpläne.

Währenddessen brachten die Deutschen weitere Opfer, erschossene Menschen, Vergaste, aber auch Lebende, Häftlinge aus dem Gefängnis von Chełm, Polen, die die Deutschen dann erst hier erschossen. Das taten sie alle. Ich kann mich daran erinnern, daß Theimer sie schlecht behandelt hat, und ich war sogar Zeuge einer unmittelbaren Erschießung von zwei Polen durch ihn, als ich gerade in den Wald ging, um für die Deutschen Holz zu sammeln.

Ich kann die Zahl der Toten in Borek nicht genau angeben, aber es waren ihrer etwas über 30.000.

In Handschellen gelegt:

Unbekannt war uns der Zweck für den Bau eines speziellen Bunkers unter der Erde, in den – wie sich herausstellte – man uns eines Tages führte. Erst während des Prozesses gegen Theimer erfuhr ich, daß angeblich in einem der Lager Häftlingen der Fluchtversuch gelungen war und deshalb unsere Deutschen beschlossen hatten, uns auf diese Weise die Flucht unmöglich zu machen. Als man uns das erste Mal in den Bunker brachte, der mit einer Eisenplatte verschlossen und einem Stab gesichert wurde, kam dies zu unserer Tragödie weiterhin hinzu. Das war jedoch noch nicht alles, als Zulage legten sie uns Handschellen an, das taten sie auf solch brutale Art, daß wir sicher waren, daß sie uns jetzt umbringen. Dann wurde jeder aufgefordert, einzeln zum Ausgang aus dem Bunker zu kommen. Der erste war Berger, unser Kommandant. Wir hatten keine Möglichkeit, etwas zu sehen, und waren, als wir einen Schuß hörten, überzeugt, daß sie ihn erschossen hatten. Auf die gleiche Weise wurde mit jedem Folgenden verfahren. Als ich an der Reihe war und die Treppe zum Ausgang hochstieg, schaffte es einer von uns, uns über das Handschellenanlegen in Kenntnis zu setzen. Ich glaubte ihm nicht und sagte zu dem Deutschen, der auf mich wartete, daß er mir in den Kopf schießen solle, damit der Tod leichter werde. Daraufhin schrie mir der Deutsche zu: »*Los, mach daß du wegstommst!*« Am Bunkerausgang sah ich einen von uns mit Handschellen und einer Kette. Nachdem alle in Handschellen gelegt waren, gab uns einer der Deutschen Likör, woran ich mich gut erinnern kann. Am Abend brachte man uns wieder in den Bunker.

Neuer Tunnel:

Die Deutschen dachten, daß sie uns damit jede Fluchtmöglichkeit genommen hatten. Doch die Fesseln hatten uns nicht erschreckt, die Freiheit rief.

Mit großer Ruhe gruben wir einen neuen Tunnel, dieses Mal jedoch bedeutend kürzer als der vorige und gerichtet auf einen näheren Ort, zu den Gräbern. Unter den Kameraden sprach sich keiner gegen eine Flucht aus.

Auslösung:

Es ist schwierig, sich die Flucht von 61 Menschen aus der Hölle vorzustellen, die einzeln dem Ausgang entgegenrobben. Als wir zu einer Einigung gekommen waren, wie weiter, entschieden wir uns dafür, friedlich und diszipliniert eine Auslösung durchzuführen. Ich war Nummer 21, Nummer 24 war Licki aus Wilna, ein sehr beliebter Mann. Der letzte war Max (seinen Nachnamen kenne ich nicht), der ganz ruhig mit den Zetteln in der Hand dastand und Namen nach Namen vorgelesen hat. Die Flucht begann erst, nachdem alle ihre Fesseln abgelegt hatten. Das hatte eine besondere Bedeutung: Die Stärksten halfen den Schwächeren beim Öffnen der Fesseln und beugten somit möglichem Verrat vor. Dies wäre von den Deutschen mit dem Tod bestraft worden.

Damit die Deutschen die Bewegung im Bunker nicht hörten, mußten wir in diesem Moment voller Anspannung laut singen.

Die Flucht in der Nacht des 24. Februar 1944. Hilfe von seiten der Polen:

Es fing an ...

Als erster ging Olicki, hinter ihm die anderen. Letztlich auch ich. Durch den Tunnel mußte man robben. Als ich im Tunnel war, hörte ich einen Schuß. Was war zu tun? Zurück konnte ich nicht gehen, und nach vorne fürchtete ich mich. Doch was konnte mir passieren? Ich könnte eine Kugel in den Kopf bekommen. Mein unentschlossener Zustand dauerte einige Sekunden. Ich robbte weiter, kam mucksmäuschenstill raus, bei mir hatte ich wie alle eine Schnur, mit der sich jeder im Notfall erhängen konnte, falls die Deutschen ihn erwischen würden.

Nach unserer Absprache wollten wir uns alle an den Gräbern treffen, bis der letzte rausgekommen war. Ich sah jedoch niemanden. Hatte ich mich selbst in mir verloren? Ich konnte mich nicht entschließen weiterzugehen, als Zeiger aus Drohobycz, von Beruf Tischler, beim Militär Minensucher, hinter mir ausstieg und weiterging. Ich ging hinter ihm her, und von da an hielten wir uns zusammen.

In diesem Moment hörte ich wieder Schüsse und sah Raketen. Wir warfen uns auf die Erde. Danach liefen wir und kamen zu irgendeiner Bauernhütte. Es öffnete uns ein älterer Pole. Auf unsere Bitte hin gab er uns, was er hatte: kalte Kartoffeln und Wasser. Wir erzählten ihm, daß wir Juden aus dem Lager in Borek seien, was an den Schellen der Fesseln zu erkennen war, die ich an den Beinen hatte, weil es mir nur gelungen war, die Kette zu entfernen. Wir baten ihn, daß er der Welt nach Ende des Krieges unsere Erlebnisse und alles, was sich im Lager zugetragen hatte, erzählen solle, und wollten uns an einem Baum in der Nähe seines Hauses aufhängen. Aber der kluge Alte sagte: »Ihr seid jung, Gott wird euch helfen, geht besser weiter.« Aber wohin? 25 Kilometer von dort im Wald sind Partisanen.

Ich zog meine 5 Rubel hervor und wollte sie ihm für die freundliche Aufnahme und die moralische Unterstützung schenken, aber der Alte wollte sie nicht annehmen. Wir gingen. Um unsere Spuren zu verwischen, gingen wir in einem Wassergraben.

Wir hielten erst an, als es zu dämmern begann, und sahen, daß die Deutschen das Gebiet einkreisten. Wir sahen irgendeine Bude, wo wir uns versteckten. Es stellte sich heraus, daß es eine Schmiede war, der das Dach fehlte. Dort saßen wir bis zum Abend. Trotzdem mußten wir um jeden Preis ein Feuer anfachen, um unsere nasse Kleidung zu trocknen, um uns aufzuwärmen; wir achteten darauf, daß niemand uns bemerkte. Ich hatte zwar ein Feuerzeug, aber ohne Benzin. Mit verschiedensten Dingen, bekannt aus der Kinderzeit, machten wir Feuer. Plötzlich sahen wir einen Mann in unsere Richtung kommen. Er erschrak sichtlich und wollte umkehren, aber wir ließen ihn nicht weggehen, es war zu sehen, daß er ein Pole ist. Wir nahmen ihn in die Mitte und erklärten, daß unser Schicksal in seinen Händen liegt. Einzeln führte er uns in sein Haus, gab uns heiße Milch und Kartoffeln, und wir gruben uns in der Scheune so tief in das Heu und schliefen einen so festen Schlaf, daß uns weder die Deutschen, die die Scheune durchsuchten, noch der Gastgeber am Abend fanden. Wieder versorgte er uns und zeigte uns den Weg in den Wald. Auch dieses Mal wollte ich meine Fünfrubelmünze geben, um die Schuld zu begleichen, und wieder begegnete mir das gleiche wie zuvor, der Pole wollte keine Bezahlung annehmen.

Im Wald trafen wir einen Mann, in dem wir, nach der Uniform, einen Forstgehilfen erkannten. Von uns nach den Partisanen befragt, antwortete er, daß er nichts wisse. Wir gingen weiter. Am Waldrand stand eine kleine Hütte. Die Hausherrin, eine alte Frau, mußte wieder zu unserer Treuhänderin werden. Nachdem wir ihr unsere Geschichte erzählt hatten, baten wir um Hilfe. Sie zeigte uns neben ihrem Haus einen Stein und erzählte über einen Juden, der unter dem Stein läge und von den Deutschen ermordet worden sei. Sie brachte uns auf den Dachboden, gab uns Kissen, und wieder konnten wir schlafen. Auf dem Dachboden lagen einige Felle. Ich sagte ihr, daß ich Kürschner sei, und fertigte einen Pelz für sie an. Die Frau versprach, einen Kontakt mit den Partisanen herzustellen. In der dritten Nacht kam der gleiche Forstgehilfe, den wir zuvor getroffen hatten, und unsere Helferin machte uns mit ihm bekannt. Er war ein Verbindungsmann der Partisanen.

Die Partisanen der PPR:¹⁰

Nach zwei weiteren Tagen kam ein Mann in einem weißen Pelz mit der Hand in der Tasche, die eine Pistole hielt. Es war das besprochene Zeichen. Wir machten uns mit ihm auf den Weg. Nach ca. 5 bis 7 km trafen wir eine Männergruppe in deutschen Uniformen. Es überkam uns Angst, daß das doch Deutsche sein könnten, und wir gingen zu unserem Führer zurück und erklärten ihm, daß, sofern das Deutsche seien, wir uns eher freiwillig selbst an einem der Bäume aufhängen. Tatsächlich waren sie hervorragend verkleidet.

¹⁰ PPR – Polska Partia Robotnica, im Januar 1942 klandestin in Warschau gegründete, an der Politik der Sowjetunion orientierte kommunistische Partei. Die PPR war Nachfolgerin der 1938 von der Kommunistischen Internationale aufgelösten Komunistyczna Partia Robotnicza Polska (KPP).

Um uns von der Richtigkeit ihrer Behauptung zu überzeugen, ging unser Führer mit uns zu einer Hütte, und zusammen mit uns gingen die mit Maschinengewehren und Munition bewaffneten Partisanen. Wir erzählten ihnen die ganze Wahrheit, und ich zeigte ihnen die 5 Rubel, die sie mir nicht wegnahmen. Wir wurden in diesem Haus mehrere Tage versteckt. Die Kampfgruppe war nämlich mit der Durchführung irgendeiner Aufgabe befaßt. In einer Nacht kamen sie wieder, gaben uns Karabiner und je 15 Stück Munition und fragten uns, ob wir für einen Kampfeinsatz bereit wären. Wir fuhren mit ihnen. Als wir uns später bei der Führung vorstellten, wollten die uns nicht haben. Zu unserem Glück trafen wir dort den Ukrainer, der uns in Lublin bewacht hatte. Es stellte sich heraus, daß er eine Doppelrolle spielte, er war Partisan und arbeitete zugleich für die Deutschen. Er erkannte uns und gab uns Informationen. Ihm gab ich meine Goldmünze.

»Krasnyj Partisanen«:

Wir befanden uns in den Wäldern in der Nähe von Chełm. Von hier sollten wir den Bug überqueren und uns der Einheit der »Krasnyj Partisanen« anschließen. Wir waren ca. 40 Personen. Es war eine kommunistische Partisaneneinheit. Nach kurzer Zeit wurden wir bombardiert und in zwei Gruppen geteilt, und dadurch wurden wir von Zeiger getrennt, der später im Kampf fiel.

Der Leiter der Einheit war Abramowicz, ein russischer Jude, der Kapitän war Nadielin, der aus deutscher Gefangenschaft geflohen war.¹¹ In dieser Gruppe führten wir verschiedene Kampfhandlungen aus und verbanden uns nach einer gewissen Zeit mit der Roten Armee in der westlichen Ukraine, ich weiß nicht, wo das war.

Sie boten mir eine Arbeit beim NKWD¹² in Lwów an, aber damit war ich nicht einverstanden. Ich wollte zur Front zurück.

Teilnahme an den Kämpfen der Roten Armee:

Sie schickten mich zu einer »Ersatzeinheit« nach Stalingrad. Es war Juni 1944. Innerhalb der nächsten 2 bis 3 Wochen kämpfte ich an der 1. Ukrainischen Front unter Leitung des Generals Koniew.

Eines Tages sollte ich an einer mir gezeigten Stelle in Podkarpacie einen Telefondraht montieren, da stellte sich heraus, daß dort ein Deutscher war. Er schrie: »*Hände hoch*«, ich warf den Draht fort und lief weg. Er schoß hinter mir her, traf mich aber nicht; so kam es mir zumindest im ersten Moment vor. Für mich war es wichtig, zum Kapitän zurück-

¹¹ Ein Partisanenhauptmann Michail Nadelin, der im Frühjahr 1944 mit weiteren Partisaneneinheiten in der Region Lublin kämpfte, wird von Reuben Ainsztein erwähnt. Siehe Ainsztein in: Arno Lustiger: *Zum Kampf auf Leben und Tod!* Erfstadt 2004, Seite 250, und Ainsztein (1993): 200. Siehe ebd. Seite 190–196 das Kapitel zu jüdischen Partisanen in der Region Lublin.

¹² Narodny Komissariat Wnutrennych Del – Volkskommissariat des Innern.

zugehen und diesen Vorfall zu melden, damit sofort die Verbindung unterbrochen wird, wo der Deutsche zum Abhören sitzt.

Die Kollegen sahen Blut an meinem Arm. Es stellte sich heraus, daß ich an der Hand verwundet war. Erst nach einigen Tagen wurde ich notdürftig medizinisch versorgt und ins Krankenhaus nach Lwów geschickt. Nach drei Monaten dachte man, die Hand sei wieder gesund, doch sie schwoll erneut an. Die Ärzte wollten sie amputieren, ich willigte jedoch nicht ein. Eine Krankenschwester aus Baku nahm sich meiner an, und erst danach entfernte mir ein Chirurg die Kugel. Von dort gelangte ich auf die Krim nach Sotschi, wo ich endgültig gesund wurde und an die 2. Weißrussische Front unter der Leitung von General Batow geschickt wurde. Am 9.5.1945 kam ich mit dieser Armee ans Baltische Meer, in die Stadt Bart,¹³ wo wir demobilisiert und in die Ukraine geschickt wurden.

Weil alle Briefe, die ich auf der Suche nach meiner Familie nach Wilna schickte, ohne Antwort geblieben waren, hatte ich kein Ziel vor mir. Als wir auf dem Weg in die Ukraine durch Lublin fuhren, ging ich in die Stadt und traf dort durch Zufall Reznik auf der Straße, der dort als Polizist bei der Miliz arbeitete. Aber ich blieb trotzdem nicht. Ich fuhr weiter in die Ukraine und kam von dort 1946 nach Wilna. Ich traf dort nur eine einzige Verwandte.

Als es später die Möglichkeit gab, aus Wilna herauszukommen, fuhr ich am 12.1.1957 nach Warschau, und am 17.3.1957 war ich schon in Israel.

Prozeß von Rudolf Theimer und Paul Heilig in Heilbronn:

Die tragischen Kriegserlebnisse, besonders in Borek, haben sich tief in meine Psyche gebohrt. Ich versuchte sie abzuwehren, nicht an sie zu denken, aber nach der Festnahme von Rohlfing, dem Kommandanten des Lagers in Borek, begannen die polizeilichen Verhöre, die mich zwangen, mir die Einzelheiten in Erinnerung zu rufen; letztlich stand ich im Mai 1962 mit Reznik und Sterdyner vor einem deutschen Gericht.

Diese Aussage war für mich die schwierigste, da ich jene vor mir sah, die uns damals mißhandelt hatten. Angeklagt waren aber nur zwei Mitglieder des *Enterungskommandos 1005*, Theimer und Heilig. Wie ich erfahren habe, hat man jetzt noch einen namens Schmidt gefaßt (nach dem Foto handelt es sich um Schulz). Er versteckte sich unter einem falschen Namen. Es fehlte jedoch der Kommandant dieser Brigade, Rohlfing, der vor Beginn des Prozesses im Gefängnis eines natürlichen Todes gestorben war. Diese Tatsache hat wohl einen erheblichen Einfluß auf den Verlauf des Prozesses gehabt, denn die Angeklagten konnten einen Teil ihrer Schuld auf ihn abwälzen.

Als wir nach Heilbronn kamen, empfingen uns der Gerichtssekretär und der Staatsanwalt. Sie brachten uns in drei verschiedenen Hotels unter, was der Sekretär so erklärte, daß es eine Formalität gegenüber den Angeklagten sei, damit uns ihre Verteidiger in der

¹³ So die Schreibweise im Original. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die westlich von Stralsund gelegene, zum heutigen Landkreis Vorpommern-Rügen gehörende Stadt Barth gemeint.

Zeit des Prozesses nicht vorwerfen können, daß wir uns untereinander absprechen. Aber der Fakt, daß wir den ganzen Tag zusammenblieben, aßen und die historischen Plätze der Stadt besichtigten, die uns der Sekretär zeigte, sowie daß wir zusammen spazierengingen, störte dies nicht. Die Möglichkeit zu einer Absprache bestand zur Genüge, doch wir hielten dies nicht für nötig, denn alle unsere Aussagen basierten auf Tatsachen, wir sprachen für uns selbst, auch wenn das Besondere war, daß wir uns mehr als gut kannten.

Als im Gericht unsere Namen aufgerufen wurden, traten wir in den Saal, gaben unsere Personalien an und wurden nach unserem Glauben vereidigt.

Beim Betreten des Gerichtssaals erkannten Reznik und Sterdyner sofort den Theimer, ich erst etwas später, obwohl ich gegen ihn aussagte.

Danach verließen wir alle drei den Gerichtssaal und wurden einzeln zur Aussage hereingerufen. Ich war der erste, wahrscheinlich deshalb, weil mein Nachname mit dem Buchstaben »A« beginnt.

Der Saal war voller Zuhörer, und alle Augen schauten mich neugierig an.

Wir sagten mit Hilfe eines Dolmetschers in polnischer Sprache aus.

Der Vorsitzende des Gerichts befragte mich nach allen meinen Kriegserlebnissen. Ich sagte aus wie hier. Ich begann um 8:30 Uhr und endete am Mittag. Ich sprach dreieinhalb Stunden.

Ich zeigte, wie sie uns in Ketten gelegt hatten, sagte, wie Theimer mehrere Personen, die vermutlich aus einem Gefängnis kamen, erschossen hatte, wie er zwei Polen an einem Grab tötete, als ich in den Wald ging, um Holz zu hacken. Als ich aussagte, wie schlecht er sich diesen Personen gegenüber benommen hatte, schrie er plötzlich auf polnisch: Das ist alles gelogen!

Der Verteidiger von Theimer fragte mich, woher ich sicher sei, daß es Theimer gewesen war. Ich antwortete, daß ich sein Gesicht und sein Benehmen erkannt hatte.

Sodann wandte der Verteidiger einen anderen Trick an; er erklärte dem Gericht, daß meine Aussage nicht gültig sei, weil ich gelitten habe, worauf der Staatsanwalt entgegnete, daß dies nicht bedeute, daß ich lüge.

Der Vorsitzende verlangte von mir, daß ich eine Skizze des Lagers anfertigte. Ich entgegnete, daß ich nicht zeichnen könne. Später hat Reznik dies getan.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob ich eine Pause machen wolle, um mich zu erholen, lehnte ich ab, bat nur um eine Kopfschmerztablette und ein Glas Wasser und sagte weiter aus. Ich wollte das hinter mir lassen.

Während der ganzen Zeit meiner Aussagen lauschte das Publikum sehr aufmerksam. Danach ordnete das Gericht eine Mittagspause an, und wir mußten zu einer Pressekonferenz gehen, wo wir auf die Fragen der Journalisten antworteten.

Nach Beendigung unserer Aussagen fuhren wir, nachdem man uns versichert hatte, daß uns das Urteil schriftlich mitgeteilt werde, nach Hause.

Das Urteil erschien mir sehr niedrig, da die Angeklagten, wie ich es vorausgesehen hatte und wie ich schon sagte, die Schuld auf Rohlfing übertragen hatten; er hatte die Befehle erteilt, und sie waren lediglich die Ausführenden.

Das Urteil betrug für Theimer eine Strafe von vier Jahren Gefängnis und für Heilig 3,5 Jahre.

Wie mir bekannt ist, wandte sich der Staatsanwalt an eine höhere gerichtliche Instanz, ebenso die Angeklagten. Diese Information erhielt ich bei unserer Polizei, als man mich in der Sache Schulz befragte. Das Gericht der zweiten Instanz bestätigte das Urteil.

Heilig starb im Gefängnis während des Absitzens seiner Strafe.

Diese Aussage habe ich nach bestem Wissen und Gewissen gemacht

/ Aronowicz Lipman /
(Unterschrift)
April 1964

Aufgenommen von:

(Unterschrift)
/ Dr. Olga Barniczowa /

Zusammenfassung der Aussage

des Zeugen Aronowicz Lipman, wohnhaft Ramat Josef, Rechov Hadadi 137/12

Inhalt

Rückzug der polnischen Armeen, September 1939
Kriegsgefangenenlager in Hohenstein/Tannenberg, Ostpreußen
Kriegsgefangenenlager in Łowa
Kriegsgefangenenlager in Suwałki
Stalag 2 B in Hammerstein
SS-Judenlager in Biała Podlaska
Hilfe von seiten eines Deutschen aus dem Lager Trawniki
Lager in Lublin, Lipowastraße 7 – 1941-1942
Selektion in Majdanek 3.11.1943
Borek bei Chełm
Enterdungsaktion, Sonderkommando 1005
Organisation einer Flucht durch den Tunnel
Anlegen von Hand- und Fußketten
Neuer Tunnel
Auslösung
Flucht in der Nacht des 24.2.1944. Hilfe von Polen
Partisanen der PPR
»Krasnyi Partisanen«
Teilnahme an Kämpfen der Roten Armee
Teilnahme am Prozeß gegen Rudolf Theimer und Paul Heilig in Heilbronn

Der Zeuge absolvierte beim Ausbruch des zweiten Weltkriegs seinen Militärdienst in der polnischen Armee und erlebte ihren »ruhmreichen« Rückzug, den er detailliert beschreibt. Letzten Endes geriet er in deutsche Gefangenschaft.

Die Aussage dieses Teiles ist wertvoll wegen der Beschreibung der Beziehung der Deutschen zu den jüdischen Kriegsgefangenen in verschiedenen deutschen Lagern. Dem Zeugen gelang dann dank der Hilfe eines Deutschen die Flucht, doch er landete in Trawniki, wo er 16 andere Kriegsgefangene traf, mit denen er nach Lublin ins Lager Lipowastraße 7 gebracht und von da im November 1943 mit einer in Majdanek ausgewählten Gruppe von Häftlingen nach Borek transportiert wurde. Die Einzelheiten des Kriegsgefangenenlagers Lipowastraße wurden genau von Reznik beschrieben, vom Zeugen bestätigt und nicht erneut wiedergegeben.

Dasselbe gilt für den Aufenthalt im Lager Borek.

Wichtig ist der Fakt, daß der Zeuge während der Flucht durch den Tunnel der 21. war und es nach ihm vermutlich nur noch zwei anderen gelungen ist, den Bunker zu

verlassen. Im Bunker sind also 38 Personen verblieben, deren Erschießung Theimer und Heilig während des Prozesses in Heilbronn 1962 angeklagt waren.

Darüber wurden die Zeugen erst im Verlauf des Prozesses informiert (siehe die Aussage von Sterdyner und meinen Prozeßbericht).

Dank der Hilfe von seiten der Polen gelang dem Zeugen der Anschluß an die Partisanen und von dort der Anschluß an die Rote Armee.

Der Zufall wollte es, daß drei der am Leben gebliebenen Gefangenen des Lagers Borek sich nach dem Krieg in Lublin trafen und darauf in Israel, und dank dessen war es möglich, die Enthüllung der Geheimnisse des Lagers und des Prozesses, die in keiner Liste notiert sind, voranzutreiben. Die Aussagen der Zeitzeugen, die nicht am ganzen Verlauf des Prozesses als Zuhörer teilnahmen, wurden, da sie nur von der Seite der Zeugen abgelegt wurden, von der Presse getrennt beschrieben. Dieser Prozeß wurde schriftlich erwähnt nach der Pressemeldung der »Heilbronner Stimme« vom Mai 1962.¹⁴

Dr. Olga Barniczowa
(Unterschrift)

¹⁴ Siehe den Eintrag »Heilbronner Stimme«, Prozeßberichte im Glossar.

Making the puzzle – Gespräch mit Benny, Haim und Etti Aronowicz

Vor meiner Ankunft in Israel hatte ich einige E-Mails mit Benny Aronowicz und seinem Sohn Haim gewechselt, in denen wir uns über mein Buchprojekt und die Aufzeichnung eines Gesprächs austauschten. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Israel verabredeten wir uns Mitte Juli zu einem ersten Treffen in Rishon Le-Zion. Benny schlug vor, mich abends um acht am alten Busbahnhof abzuholen. Wegen Bauarbeiten verkehrten keine Züge von und nach Be'er Sheva, ich nahm also den Bus. Im Stadtgebiet von Rishon verpaßte ich die verabredete Station und stieg im Dunkeln an der Endhaltestelle, dem Zentralen Busbahnhof, aus. Es war gerade 20 Uhr, als ich den Bus verließ, schon klingelte mein Telefon. Benny fragte, wo ich sei, und sagte, daß er mich gleich abholen werde. Ich beschrieb ihm, was ich anhatte, und er bat mich, möglichst an der Hauptstraße zu bleiben, so, als würde ich in den Nebenstraßen von Rishon unweigerlich verlorengehen. Nach einigen Minuten klingelte mein Telefon erneut, Benny sagte, daß er auf dem Parkplatz des Busbahnhofs stehe und fragte, ob ich einen Hut trage. Er wartete etwa 20 Meter von mir in seinem Auto, rief mich jedoch aus Vorsicht lieber noch mal an.

Während der Fahrt zu seiner Wohnung kamen wir nach etwas Small talk – wie meine Fahrt nach Rishon war, was ich nach meiner Ankunft in Israel gesehen und worum es in den Büchern geht, die ich veröffentlicht habe – schnell auf den Anlaß unseres Treffens zu sprechen. Im Fahrstuhl des Mehrparteienhauses, in dem Benny mit seiner Familie lebt, erzählte er mir bereits von seinem Vorbehalt gegenüber Reisen nach Litauen, wo er geboren wurde, und nach Deutschland, beides Länder, die er noch nie besucht habe. Er ergänzte, daß es genaugenommen keinen vernünftigen Grund für seinen Vorbehalt gebe. Aber da sei etwas in seinem Hinterkopf, das ihn bislang davon abgehalten habe, nach Litauen oder Deutschland zu reisen.

In der hübsch chaotisch vollgestellten Wohnung der Aronowicz' war dann mit Ausnahme der jüngsten Tochter die ganze Familie da: Bennys Frau Etti, die älteste Tochter mit ihrer eigenen, gerade fünf Monate alten Tochter auf dem Arm, außerdem die zwei Söhne. Alle liefen in der Wohnung herum, das gefiel mir, ich hatte mich schon als Teil einer ebenso stummen wie steifen Runde in einem Wohnzimmeressel versinken sehen. Auf einem riesigen Tisch standen eine Menge Sachen zum Essen bereit, es war gerade noch Platz für die Teller. Benny sagte, daß auch Zaki Reznik, der Sohn von Józef Reznik, vorbeikommen werde. Zaki hatte mir bereits einige Tage vorher bei einem Telefonat von seinem Plan erzählt, nach Rishon zu kommen. Er und Zaki seien über ihre Eltern eng befreundet gewesen, fuhr Benny fort, das letzte Mal hätten sie sich allerdings zu Bennys und Ettis Hochzeit gesehen, vor 32 Jahren. Benny machte einen ziemlich aufgeregten Eindruck auf mich, als wir uns auf ein Sofa setzten, mir ging es nicht anders. Alle anderen in der Wohnung machten einfach ihren Kram weiter wie bisher, die Klimaanlage legte sich ins Zeug – sehr angenehme Stimmung trotz aller Aufregung.

Benny fragte mich nach dem Auslöser, nach meinen Motiven für die Veröffentlichung der Augenzeugenberichte und der Interviews. Ich erzählte etwas über mein Buch zur »Aktion

1005«, den Quellen dieser Arbeit und der Idee, eine andere Perspektive als die der deutschen Täter darzustellen. Benny freute sich über den von mir mitgebrachten Bericht seines Vaters aus dem Jahr 1964 und die Kopie des Dokumentarfilms »Zeugen – Aussagen zum Mord an einem Volk« von Karl Fruchtmann, in dem sein Vater, Józef Reznik, und Józef Sterdyner zu sehen sind.¹⁵ Auf dem Sofatisch lag ein Fotoalbum, Benny zeigte mir einige Familienbilder und sagte, daß mir sein Sohn Haim Scans von allen Bildern machen werde, die ich für die Veröffentlichung haben möchte. An die Aufnahme eines Gesprächs dachte ich an diesem Abend nicht mehr. Das war wohl auch von Bennys Seite nicht so geplant gewesen. Es war ein Treffen zum Kennenlernen, mal hieß ich »Jens«, mal »Mr. Hoffmann«, und auch ich eierte mit »Mr. Aronowicz«, »Benjamin« und »Benny« herum.

Schließlich traf auch Zaki Reznik mit seiner Frau Olga in der Wohnung ein. Ich sollte doch bitte Zaki sagen, Zacharia sei zu lang, und überhaupt möge er den Namen nicht besonders. Zaki und Olga brachten einen roten, italienischen Schaumwein als Geschenk mit, den sie während der Fahrt nach Rishon in einer Kühltasche temperiert hatten.

Beim Essen erzählte Zaki, daß er während seiner Arbeit für die israelische Polizei auch ein paarmal in der Bundesrepublik gewesen sei, in Aachen, Wiesbaden und Köln. Er habe kein Problem damit gehabt. Auch sein Vater sei einige Male in der Bundesrepublik gewesen als Zeuge in Prozessen gegen deutsche Täter, die in der Runde nicht »Nazis« hießen, sondern »Germans«. Bennys jüngster Sohn Erez-Refael sagte, daß er wegen der Dinge, die Deutsche seiner Familie angetan haben, bislang weder nach Deutschland noch nach Litauen gereist sei. Zaki brachte beim Erzählen die Lebensgeschichte seines Vaters ein bißchen durcheinander und wurde von Benny korrigiert.

Wie versprochen hatte Zaki einige Familienfotos mitgebracht, von denen ich mir alle aussuchen konnte, die ich für die Veröffentlichung haben mochte. Während ich mir die Bilder anschaute, suchte Haim die Sequenz von »Zeugen«, in der Lipman Aronowicz, Józef Reznik und Józef Sterdyner über die Massenerschießungen in Majdanek am 3. und 4. November 1943 sprechen. Benny erinnerte die anderen einmal beiläufig daran, Englisch zu sprechen, weil ich kein Hebräisch verstehe.

Alle machten einen ziemlich bewegten Eindruck nach der etwa fünfminütigen Sequenz des Films. Benny und Zaki sagten, daß sie das gesprochene Jiddisch auch ohne Untertitel verstanden hätten. Zaki kramte in den mitgebrachten Bildern und zeigte mir ein Polaroid, das der Regisseur Karl Fruchtmann seinem Vater nach den Dreharbeiten zur Erinnerung geschenkt hatte. Fruchtmann sitzt darauf im weißen Unterhemd neben Józef Reznik, ein Mitarbeiter von Fruchtmann hantiert mit einer Kamera, keiner der Aufgenommenen schaut den Betrachter oder die Betrachterin an. Benny erzählte, daß seine Frau gerade an einem Kurs zur Geschichte der Shoah teilnehme. Etti Aronowicz stammt aus einer jüdischen Familie aus Libyen, von ihren Verwandten ist niemand während des zweiten Weltkriegs ermordet worden. Sie fragte mich, ob Hoffmann ein jüdischer Name sei, ob ich aus einer jüdischen Familie komme. Benny und Haim fragten nach der aktuellen politischen Situation in der Bundesrepublik und wollten wissen, ob »es« dort wieder geschehen könne. Sie hätten kürzlich von einem Dorf

¹⁵ Zu Leben und Werk von Karl Fruchtmann siehe Glossar.

in Mecklenburg-Vorpommern gelesen, das von Nazis beherrscht werde. Sie fragten mich auch, ob ich eine politische Allianz von Nazis und antisemitischen bzw. antizionistischen Muslimen in Deutschland für möglich halte. Schließlich gab mir Benny noch eine Audiokassette mit einer Aufnahme seines Vaters; er wisse jedoch nicht, worum es dort gehe, wann und von wem das Gespräch aufgenommen worden sei.

Am Ende mußten Benny und ich uns beeilen, um noch rechtzeitig zum Busbahnhof zu kommen. Ich verabredete mich mit Zaki zum Telefonieren und schüttelte wieder eine Menge Hände. Während der Fahrt durch Rishon sagte Benny, daß das eine sehr wichtige Sache sei, die ich da mache. Wir vereinbarten, nochmal zu telefonieren, um uns für die Aufnahme zu treffen. Benny fragte mich, ob ich noch die Nummer des Busses nach Be'er Sheva wisse, die ich mir natürlich nicht gemerkt hatte, weil es ja eine große Tafel mit den Abfahrts- und Ankunftszeiten in der Warthalle des Busbahnhofs gibt. Er rief Haim an, um ihn nach der Nummer des Busses zu fragen. Als wir auf dem Parkplatz des Busbahnhofs ankamen, sagte er, daß er im Auto warten werde, bis der Bus losgefahren sei.

Etwa eine halbe Stunde nach der Abfahrt klingelte mein Telefon, und Benny fragte, ob alles ok sei, ob ich auch im richtigen Bus sitze.

Zwölf Tage später war ich mit Benny für die Aufnahme des Gesprächs verabredet, wieder holte er mich mit dem Auto vom Busbahnhof ab. Nachdem er auf der Fahrt mit seiner Frau telefoniert hatte, stoppte er kurz an einem Laden, um eine riesige Wassermelone zu kaufen. Im Hof des Hauses rauchten wir noch eine Zigarette, bevor wir in die Wohnung gingen. Wieder waren alle außer der jüngsten Tochter da, begrüßten mich und liefen durch die Wohnung. Die älteste Tochter und ihr Mann brachen kurz nach meiner Ankunft mit dem Baby auf. Etti Aronowicz entschuldigte sich für die Hitze in der Wohnung, eine Menge Ventilatoren liefen auf Hochtouren. Die Air Condition sei gestern durchgebrannt, und sie habe noch kein Ersatzteil kaufen können. Benny und ich setzten uns aufs Sofa, ich schilderte ihm, welche Fragen ich gern stellen würde. Er hatte keine Einwände und war auch mit einer Aufnahmezeit von etwa 90 Minuten einverstanden.

26. Juli 2011, Rishon Le-Zion

Ich heiße Benny Aronowicz und bin 1954 in Wilna geboren, der Hauptstadt von Litauen. Ich bin mit meinen Eltern nach Israel gekommen, wir machten 1957 Alijah, ich war damals zweieinhalb Jahre alt.

Nach unserer Ankunft in Israel lebten wir in einer Einzimmerwohnung in Giv'atayim, ich kann das wie ein Kind erinnern. Nach einigen Jahren zogen wir nach Bat Yam um, wo meine Eltern ein Apartment mit zweieinhalb Zimmern kauften. Ich bin in Bat Yam aufgewachsen.

Im Alter von 16 Jahren ging ich zur Israelischen Militäarakademie und studierte dort für zwei Jahre. Es war die Abteilung der Luftwaffe. Ich lernte dort nicht als Pilot,



Von links: Erez-Refael, Benny, Etti und Haim Aronowicz

Foto: Jens Hoffmann

sondern als Techniker. Danach war ich drei Jahre bei der Armee und verlängerte den Militärdienst um ein weiteres Jahr.

Meine Frau Etti kenne ich aus Bat Yam, wir sind als Kinder zusammen aufgewachsen. 1967 haben wir unsere Beziehung erneut aufgenommen, und 1978 haben wir geheiratet.

Nach dem Armeedienst habe ich für eine Tageszeitung gearbeitet, die »Ha'aretz«. Nicht als Journalist, ich habe in der Verwaltung des Unternehmens gearbeitet. Nach zwei Jahren dort wechselte ich zur First International Bank of Israel, zur FIBI. Bis heute arbeite ich für dieses Unternehmen.

Nachdem wir geheiratet hatten, haben wir vier Kinder bekommen. Die Älteste feiert heute ihren Geburtstag, da ist sie – masal tov!!!

Das bin ich in ein paar Worten.

Die Kinder: Nati, die Älteste, hat ihr Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität abgeschlossen und setzt momentan ihre Ausbildung als Ökonomin fort. Sie hat geheiratet und ein Baby bekommen, das gerade fünf Monate alt geworden ist, Ma'ayan. Der Zweitälteste, Haim, fängt gerade an, als Rechtsanwalt zu arbeiten. Der Dritte, Erez-Refael, studiert Biologie. Und Sharon, die Kleine, die uns alle verrückt macht, geht zur High School, wo sie wohl im nächsten Jahr ihren Abschluß machen wird. Danach wird sie zwei Jahre zur Armee gehen.

Der Name Nati, das ist die Kurzform von Netanela, hat eine Verbindung zum Namen meines Großvaters Nathan, dem Vater meiner Mutter. Das hebräische »Netan ela« bedeutet »Von Gott gegeben«. Haim ist nach einem meiner Angehörigen benannt, der im Holocaust umgekommen ist, und nach dem Vater meiner Frau. Die

Sepharden benennen Kinder nach lebenden Menschen, die Ashkenasi tun dies nicht, so heißt er also Haim. Erez-Refael ist nach Erez benannt, einem Baum, der in der Thora erwähnt wird, ein Baum im Libanon, aus dem, neben anderen Dingen, der erste Tempel erbaut worden ist. Und Sharon, die Kleine, ist nach meiner Großmutter Sarah benannt. Es ist die moderne Form dieses alten Namens. Das sind die vier Kinder.

Wie lange leben Sie schon in Rishon?

Wir leben schon ungefähr 20 Jahre in diesem Apartment. Meine Frau ist Reflexionen-Therapeutin, und ich arbeite nach wie vor in der Bank. Das sind in Umrissen die Verhältnisse bei uns.

Ich habe im Bericht Ihres Vaters gelesen, daß er unmittelbar nach Kriegsende, nachdem er die Rote Armee verlassen hatte, nach Wilna gefahren ist und lediglich eine seiner Angehörigen gefunden hat, die am Leben geblieben war.

Ich weiß nichts davon. Ich weiß lediglich, daß er nach Wilna zurückgegangen ist und versucht hat, einen Überlebenden aus seiner Familie zu finden. Soweit ich weiß, hat er niemanden gefunden. Vielleicht hat er jemanden gefunden, doch ich weiß nichts darüber. Er hat nach dem Krieg in einer Fabrik in Wilna gearbeitet. Dort hat er meine Mutter getroffen. Sie haben dort zusammen gearbeitet und haben geheiratet.

Wissen Sie in welchem Jahr? Ich denke, er ist 1946 nach Wilna zurückgekommen.

Ich denke, zwei oder drei Jahre danach hat er geheiratet.

Meine Mutter Rivka hatte Probleme, Kinder zu bekommen, und ich kam nach einigen Jahren. Ich denke, die beiden haben in den späten vierziger Jahren oder Anfang der Fünfziger geheiratet. 1957 sind sie nach Israel gekommen. Sie haben sich in der Fabrik kennengelernt und geheiratet.

Vor dem Krieg hat mein Vater zusammen mit seinem Vater Mäntel aus Leder und Pelzmäntel hergestellt. Er hat dies sehr gut gekonnt. Nach dem Krieg hat er in Wilna nur ein wenig in diesem Beruf gearbeitet.

Als er nach Israel kam, mußte er ganz von vorne anfangen. Er hat als Putzmann gearbeitet, hat in Häusern geputzt und in einer metallverarbeitenden Fabrik gearbeitet. Nach einigen Jahren ist er dann zur IAI¹⁶ gegangen, einer Fabrik für Flugzeugbau, und hat dort bis zu seiner Pensionierung gearbeitet. Alles in allem hat er mehr als 30 Jahre gearbeitet, ungefähr 30 Jahre.

Hat er dort die ganze Zeit in der Produktion gearbeitet oder auch in der Verwaltung?

Zu Beginn hat er bei der IAI in der Produktion gearbeitet, nach einigen Jahren ist er in die Verwaltung des Unternehmens gewechselt. In seinem gelernten Beruf als Kürschner hat er nicht gearbeitet. Israel ist ein heißes Land, da gab es nicht viel Nachfrage nach Pelzmänteln.

Können Sie etwas über die Familie Ihrer Mutter erzählen?

¹⁶ Israel Aerospace Industries, 1953 als Bedek Aviation Company gegründet und 1967 in IAI umbenannt.

Meine Mutter kam aus einer kleinen Stadt namens Lazdijai.¹⁷ Die Familie meiner Mutter war religiös. Ihr Vater, denke ich, war so etwas wie ein Rabbiner dort.

Etti Aronowicz: Der Name von Rivkas Familie ist Levinson.

... und Grachovski.

Wie mir meine Mutter erzählt hat, lebten sie damals in der Nähe der Feuerwache. Und als der Krieg begann, war sie um die 16 Jahre alt, sie ist 1925 geboren. Am Tag vor Beginn des Krieges ... ihre Eltern haben den Krieg nicht erwartet, doch sie haben sie nach Kowno oder Wilna geschickt – ich erinnere nicht, in welche der beiden Städte –, um dort bei Verwandten unterzukommen. Und das war das letzte Mal, daß sie ihre Familie und ihre Eltern gesehen hat, denn der Krieg brach ja dann aus. Sie hat die Shoah überlebt. So wie mein Vater hat auch sie eine sehr schöne Lebensgeschichte. Nach dem Krieg kam sie zurück nach Wilna, sie war von einem Todesmarsch geflohen, sie war ohne Schuhe weggelaufen, einfach in den Wald. Es war Winter und sehr kalt. Zusammen mit einer Freundin hat sie sich in einem Haus versteckt, das sie im Wald gefunden hatten, bis die Russen kamen und sie retteten. Auch sie ist nach Wilna zurückgekommen, hat nach Freunden gesucht und nach der Lage in ihrem Ort gefragt. Es war einer dieser jüdischen Orte, wissen Sie, ein Shtetl, ein sehr kleines Städtchen. Es gab nur zwei Überlebende in diesem Shtetl. Es waren eine junge Frau und ein sehr junger Mann, die verheiratet waren. Als die Deutschen in ihr Shtetl kamen, sind die beiden weggelaufen und haben sich in einem Wald in der Nähe versteckt. Dann kamen die deutschen Soldaten. Und die beiden haben erzählt, daß die Deutschen alle an eine Wand gestellt und das ganze Shtetl getötet haben. Meine Mutter wußte also, daß sie ihre ganze Familie verloren hatte. Aber – vor dem Krieg ist einer der Brüder meiner Mutter in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Als der Krieg begann, wollte er seine Mutter und alle Kinder zu sich in die Staaten holen. Doch als er damals in den Staaten angekommen war, konnten sie seinen Nachnamen Grachovski nicht aussprechen. Es war schwer für Amerikaner, diesen Namen zu sagen, also haben sie entschieden, daß sein Name von nun an Goldstein sein werde. Und als er dann die Familie meiner Mutter in die Staaten holen wollte, hat die Einwanderungsbehörde dies abgelehnt, denn sie dachten, daß es keine Verbindung zwischen Grachovski und Goldstein gibt. Alle Versuche zu erklären, daß amerikanische Beamte den Namen geändert hatten, waren vergeblich. So ist die ganze Familie während des Holocaust getötet worden.

Als meine Mutter und mein Vater nach Israel kamen ...

Sie haben sich also in Wilna getroffen?

Ja, sie haben sich in Wilna bei der Arbeit in der Fabrik kennengelernt.

Sie kannten sich aber nicht aus der Zeit vor dem Krieg?

Nein, nein. Sie trafen sich in der Fabrik, verliebten sich ineinander und heirateten.

Nach einigen Jahren in Israel klingelte eines Tages jemand an der Tür. Mein Vater und meine Mutter haben damals Suchanzeigen nach Verwandten in allen möglichen

17 Etwa 60 Kilometer südwestlich von Kaunas, nahe der litauisch-polnischen Grenze gelegene Kleinstadt.

Zeitungen in den Staaten und anderen Ländern veröffentlicht, um noch jemanden aus der Familie zu finden, der oder die überlebt hatte. Und eines der Kinder des Bruders meiner Mutter, der in den Staaten lebte, hatte eine dieser Anzeigen gesehen. So klingelt also eines Tages jemand an der Tür in Giv'atayim und fragte: Bist du Rivka Levinson bzw. Grachovski? Und meine Mutter sagte: Ja, das bin ich. Das war also ein Verwandter. Der Bruder ihrer Mutter hatte elf Kinder dort in den Staaten. Eines dieser Kinder sah die Anfrage in der Zeitung und machte sich auf den Weg, um herauszufinden, ob sie die Richtige ist. Es stellte sich heraus, daß sie Verwandte sind, und bis heute besteht eine Beziehung zwischen uns und dieser Familie in den Staaten. Eines von diesen elf Kindern ist noch am Leben. Irene ist ihr Name, und wir stehen mit ihr in Verbindung. Aber es sind nur noch wenige von den Alten geblieben. (*Holt ein Blatt Papier mit einem Stammbaum der Familie hervor.*) Sie haben mir diesen Stammbaum der Brüder gemacht und zugeschickt, denn ich habe bei den elf Kindern und Enkelkindern nicht mehr durchgesehen. Alle haben sie drei oder fünf Kinder, ich wußte irgendwann nicht mehr, wer wer ist (*lacht*).

Es gibt noch einen weiteren Cousin meines Vaters. Kein wirklicher Cousin, aber so was Ähnliches wie ein Cousin. Wir nennen ihn Cousin, wissen Sie, ein Sohn der Familie. Er heißt Ruti Levkovitz und lebt hier in Netanya. Einer aus meines Vaters Familie lebte in Argentinien und war dort, so wie ich das verstanden habe, ein ziemlich wohlhabender Mann. Aber der hat meinen Vater nicht unterstützt. Er soll unser Cousin sein, der Onkel meines Vaters, irgendwas in der Art. Sie haben einander Briefe geschrieben, aber nicht mehr als das. Einer aus der Familie meines Vaters in Wilna ist vor dem Krieg nach Argentinien ausgewandert und hat dann in den späten Sechzigern Alijah gemacht, er lebt hier in einem Kibbuz. Das sind meine Verwandten in Israel, niemand sonst. Von der Seite meines Vaters also der aus dem Kibbuz und Ruti Levkovitz aus Netanya. Das ist die Familie, die ich habe. Und von Seiten meiner Mutter einige wenige Verwandte in den Staaten.

Ich habe weder Brüder nach Schwestern, ich bin ein Einzelkind. Keine wirklich nahen Verwandten. An allen hohen Feiertagen, wenn die Familien zusammensitzen, waren da immer wir drei.

Mein Vater hat noch eine weitere Cousine in Wilna gefunden, aber sie ist inzwischen gestorben. Manchmal hat sie uns mit ihrem zweiten Ehemann besucht, ihr erster Mann ist auch während des Holocaust ermordet worden.

Sie hat auch in Israel gelebt?

Ja, sie ist auch in den sechziger Jahren nach Israel gekommen. Ihr Name ist Dora Klaseko. Sie lebte in Giv'atayim. Ich denke, sie war diejenige aus der Familie, die meinem Vater am nächsten war.

Das sind also unsere Verwandten.

Haben Sie irgendweche Erinnerungen aus Litauen?

Nein, nichts. Ich erinnere mich an nichts. Ich sehe mich auf einigen Fotos aus unserem Album als kleines Kind im Wald dort drüben, aber ich erinnere mich an nichts.

Erinnern Sie sich an die Fahrt nach Israel?

Nein. Ich erinnere mich nicht. Ich weiß lediglich, daß wir von Wilna nach Warschau gefahren sind. Wir kamen über Warschau nach Israel. Ich erinnere mich selbst nicht, aber ich kenne die Geschichte. Und die Leute können sich daran erinnern, daß mein Vater, als er aus dem Flugzeug kam, den Boden Israels geküßt hat. Er hat sich auf den Boden gelegt und Israel geküßt, weil er überlebt hatte und im jüdischen Staat angekommen war.

Nein, ich erinnere mich selber nicht. Ich habe Russisch gesprochen. Mein Vater und meine Mutter sagen, daß ich Russisch gekonnt habe. Und heute erinnere ich nichts mehr davon! Denn als wir nach Israel kamen, begann ich Hebräisch zu lernen, und sie sprachen nicht ... Mein Vater war ein sehr überzeugter Zionist, und Hebräisch war die am meisten verbreitete Sprache. Doch immer, wenn sie nicht wollten, daß ich verstand, was sie untereinander redeten, begannen sie, Jiddisch zu sprechen.

Und als dann diese Verwandte nach Israel einwanderte, sagten sie zu mir: Ok, sie kann kein Hebräisch, also mußt du anfangen, ein bißchen Jiddisch zu lernen. Vom Zuhören und den Versuchen, mit dieser Verwandten zu sprechen, kann auch ich heute ein bißchen Jiddisch sprechen und verstehe es ganz gut. An Russisch allerdings, von dem meine Eltern sagten, daß ich es sprechen konnte, erinnere ich mich nicht. Es gibt ein paar Wörter, die ich manchmal aufschnappe, aber ich spreche es nicht und verstehe nicht alles.

Haben Ihre Eltern schon vor den fünfziger Jahren versucht, nach Israel zu gehen?

Ich glaube, ja ...

Aber es war nicht leicht, aus Litauen herauszukommen, nehme ich an.

Es war schwierig, aufzubrechen. Ich weiß, daß sie Probleme hatten und daß mein Vater nicht direkt von Wilna ausreisen konnte. Er mußte dort in einem Lager in Warschau warten, bis die israelische Organisation die Alijah machen konnte.

Aber bis zur Ausreise lebte er in Wilna, in Litauen?

Ja, ja.

Und er fuhr lediglich nach Polen, um die Alijah zu planen?

Ja, er ging nach Warschau, um Alijah zu machen, er lebte nie in Polen. Er hielt sich nur ein paar Wochen dort auf, um die Alijah vorzubereiten, dann kam er nach Israel.

Sie haben schon angedeutet, daß die ersten Jahre in Israel ziemlich schwierig für Ihre Eltern waren ...

Nicht nur die ersten Jahre, sondern auch später noch. Ich denke, bis in die späten sechziger Jahre hinein war es sehr, sehr schwierig. Wie ich Ihnen schon sagte, hatte mein Vater mehrere Jobs. Er arbeitete als Putzmann und in einer Fabrik ... (*hebräisch zu seinem Sohn Haim*)

Haim Aronowicz: Er arbeitete in einer metallverarbeitenden Fabrik.

Das hat er damals getan. Und vor Arbeitsbeginn in der Fabrik hat er am Morgen in Häusern geputzt. Danach ist er dann in die Fabrik gegangen. Es fehlte oft an Geld, wir lebten alle in einem Zimmer, und es war sehr, sehr hart dort. Niemand hat ihn unterstützt. Meine Mutter ist auch arbeiten gegangen. Ich war ...

Was hat Ihre Mutter gearbeitet?

Sie ist auch Putzen gegangen, und später war sie eine fantastische Köchin. Sie hat angefangen, in einem Restaurant in Tel Aviv zu arbeiten. Sie hat jüdische Gerichte gekocht. Und die Leute sind aus der ganzen Umgebung gekommen, um dort zu essen. Das war kein berühmtes Gourmet-Restaurant oder so etwas, doch den Leuten hat es dort gefallen, und sie sind aus der ganzen Umgebung gekommen. Das Lokal war im Zentralen Busbahnhof in Tel Aviv.

Als es wegen des Alters für sie zu schwer wurde, als Köchin zu arbeiten, hat sie sich um kleine Kinder gekümmert. Sie ist zu den Familien in die Häuser gegangen und hat sich um die Kinder gekümmert. Sie hat Kinder großgezogen, sie war eine Nanny. Die ganzen Jahre über haben beide bis zu ihrer Pensionierung sehr, sehr hart gearbeitet.

Mein Vater ist 1995 gestorben. Zwei Wochen nachdem Rabin, unser Premierminister, ermordet worden war. Mein Vater ist gefallen und hat sich etwas an seiner Hüfte gebrochen. Er mußte sich operieren lassen. Er lag im Tel Ha'Shomer-Krankenhaus. Als sie ihn dort operierten, gab es Komplikationen mit seinem Blutdruck, und er ist während der Operation gestorben. Das hatte nichts mit dem Bruch seiner Hüfte zu tun. Er war 79 Jahre alt. Und meine Mutter blieb allein zurück. Sie mochte nicht zu uns ziehen, sie wollte in ihrer Wohnung bleiben, und sie ist gestorben. Neben einer Menge anderer gesundheitlicher Probleme machte ihr der Blutdruck zu schaffen, und sie ist auch im Alter von 79 Jahren gestorben.

Wie Ihr Vater.

Ja, im selben Alter. Das war das. Meine Frau hat sie ins Krankenhaus gebracht, und nach zwei Wochen dort ist sie gestorben.

Können Sie sich erinnern, wann und unter welchen Umständen Sie das erste Mal etwas über das Leben Ihrer Eltern während des Krieges erfahren haben?

Manchmal haben sie darüber gesprochen, manchmal mochten sie nicht darüber sprechen, sie hatten Probleme damit. Aber als ich eigene Kinder bekam, haben sie angefangen, sich ein bißchen zu öffnen und mir und den Kindern Teile ihrer Lebensgeschichten zu erzählen. Aber auch schon davor, als ich 14 oder 15 war. Ich habe in diesem Alter nicht die Belastung erkannt, die für sie mit diesen Dingen verbunden war, doch als ich älter wurde, haben sie begonnen, mit mir darüber zu sprechen. Sie fingen an, mir einige ihrer Geschichten zu erzählen. Und als meine ältesten Kinder mit der Schule in die Lager nach Polen fuhren, haben sie ihnen vorher ein bißchen mehr erzählt. Ein bißchen, von Zeit zu Zeit, mehr Geschichten und andere Geschichten – das ist es, was ich erinnere.

Wenn ich zurückblicke, muß ich sagen, daß ich die ganze Zeit über im Schatten der Shoah aufgewachsen bin. Es war immer da, der Schatten lag immer über mir, denn die ganze Zeit, ihr ganzes Leben lang, lebten sie in sehr großer Angst um mich, ihr einziges Kind, und sorgten sich sehr um mich. Die ganze Zeit waren sie in meiner Nähe. Wenn ich mal weggehen wollte, fragten sie mich wann und wohin. Damals gab es noch kein Fernsehen in Israel, keine Computer, keine Telefone und schon gar keine

Mobiltelefone. Die ganze Zeit über konnte man bei uns zu Hause den Schrecken und die Sorge spüren. Zuviel der Sorge, wenn Sie verstehen, was ich meine.

Es war also nicht leicht für Sie.

Nein, es war nicht leicht, es war wirklich nicht leicht. Ich habe das damals nicht verstanden, so wie ich es heute verstehen kann. Ich konnte die Teile nicht zusammensetzen. Doch wenn ich heute zurückblicke, begreife ich die Furcht, die sie meinetwegen umtrieb.

Sie hatten nie viel Zeit, doch meine Mutter, die arbeiten ging, bevor ich mich auf den Weg zur Schule machte, hat mir immer ein Frühstück und Mittagessen hingestellt. Immer hat sie mir, meinem Vater, meiner Frau und den Kindern ... immer hat sie Essen verteilt. Eßt, eßt, eßt, eßt!

Hat sie während des Krieges Hunger gelitten?

Sie erzählte uns von den Kartoffeln, die sie gegessen hat. Sie mußte diese Kartoffeln den Schweinen stehlen, bevor sie sie essen konnte. Und jetzt wollte sie geben, was immer sie geben konnte. Eßt, eßt, eßt! Die ganze Zeit ging es ums Essen. Die ganze Zeit verteilte sie Essen an mich und die Kinder. Jeden Samstag, an dem wir sie besuchten, bog sich der Tisch vor Essen. Erinnern Sie sich an den Abend, als Zacharia Reznik hier war? Er sah den Eßtisch in der Wohnung und sagte: »Das erinnert mich an deine Mutter!« Es ging die ganze Zeit darum – Lebensmittel, essen, essen, essen, essen – immer. Das kam von damals, vom Krieg.

Hatten Sie als Kind Freunde, deren Eltern eine ähnliche Geschichte wie Ihre Eltern hatten?

Nein. Ich glaube, die meisten meiner Schulfreunde hatten keine ... Ich weiß nicht, ob wir darüber gesprochen haben, ich glaube nicht. Und die meisten meiner Freunde waren Sepharden, ihre Eltern hatten also nicht den Holocaust erfahren. Nein, ich glaube nicht, daß ich Freunde hatte, die ... Und auch unter meinen Freunden heute – es gibt einige, doch die meisten von ihnen haben den Holocaust nicht erfahren.

Aber es gab die Freundschaft zwischen Ihrem Vater und Herrn Reznik?

Ja, da war Herr Reznik und auch Herr Sterdyner. Aber enger war die Verbindung zu Herrn Reznik. Sie waren sehr enge Freunde, sehr, sehr enge Freunde. Die Familien haben sich getroffen. Seine Familie, Rezniks Familie und meine haben sich häufig getroffen, wenn sie Zeit hatten. Ein Beispiel: Als ich meine Bar Mitzwa hatte ... In Israel entzündeten die Verwandten eine Kerze während der Bar Mitzwa, es gibt 13 Kerzen. Und die, die die Kerzen anzünden, sind die engsten Verwandten. Es gibt da dieses Foto, ich glaube, ich habe es Ihnen schon gezeigt, auf dem Herr Reznik eine meiner Bar Mitzwa-Kerzen anzündet. Daraus wird deutlich, wie eng die Beziehung tatsächlich war. Er war meinem Vater sehr nah. Herr Sterdyner ein bißchen weniger, denn er lebte weit weg. Mein Vater besaß nie ein Auto, er konnte sich keines leisten, und es gab immer Ärger mit den Bussen. Herr Sterdyner lebte weit weg, also ... ich kann mich nicht an ihn erinnern. Aber zu Herrn Reznik und Zacharia bestand eine enge Verbindung.

In seinem Bericht sagt Ihr Vater: Nachdem ich in Israel angekommen war, wollte ich nicht darüber sprechen, denn ich wollte ein neues Leben, ich wollte arbeiten. Aber dann gab es die

sen Prozeß in der Bundesrepublik und seine Zeugenaussage bei der israelischen Polizei im April 1964. Können Sie sich daran erinnern, daß er mit Ihnen darüber gesprochen hat?

Ich kann mich erinnern, daß ich nicht verstanden habe, warum er da hinfährt – ich war sehr jung. Ich habe begriffen, daß er nach Deutschland fährt. Ich habe allerdings nicht verstanden, worum es dabei gehen sollte. Meine Eltern haben mir erklärt, daß er für eine Zeugenaussage da hinfährt. Ich erinnere mich, daß er mir von seiner ersten Aussage in Deutschland – ich glaube, ich habe Ihnen das bereits erzählt, ich erzähle es jetzt für die Aufnahme – ein Spielzeugauto aus Metall mitgebracht hat, einen Opel. Das war für mich, als hätte ich im Lotto gewonnen. Daß er es sich leisten konnte, so etwas Kostbares von dort mitzubringen. Auch Zacharia hat ein Auto von seinem Vater bekommen, ich weiß nicht mehr, was für eine Marke. Aber ich erinnere mich, daß ich bei den Rezniks zu Hause war und Zacharia und ich mit den Autos spielten. Das war wie ein Hauptgewinn im Lotto!

Er hat dann noch eine zweite Aussage gemacht und danach angefangen, sich ein bißchen zu öffnen und seine Geschichte zu erzählen.

Die erste Aussage während des Prozesses in der Bundesrepublik und die zweite hier in Israel?

Ich denke, er ist zweimal nach Deutschland gefahren, um auszusagen. Ich kann das nicht genau erinnern. Einmal bestimmt, beim zweiten Mal bin ich mir nicht ganz sicher. Ich denke, er ist zweimal gefahren.¹⁸

Hat er darüber gesprochen, was es für ihn bedeutet, nach Deutschland zu fahren und die Täter aus dem Waldlager von Borek beim Prozeß zu sehen?

Ich kann mich nicht daran erinnern, daß er mit mir darüber gesprochen hat. Vielleicht mit meiner Mutter, vielleicht mit Freunden, aber ich kann mich nicht daran erinnern. Ich kann mich nicht einmal an den Ausgang des Prozesses erinnern, an die Strafen, die die Deutschen bekommen haben.

In seinem Bericht von 1964 sagt er, daß er in dem Moment, als er den Gerichtssaal betrat, fühlte, wie das Publikum, ein mehrheitlich deutsches Publikum, ihn anstarrte. Er war also sehr aufgeregt.

Ja, bestimmt war er aufgeregt. Mein Vater war ein sehr gefühlvoller Mann. Bei einem Film konnten ihm die Tränen kommen, oder er weinte, wenn er sah, daß jemand einen anderen Menschen schlecht behandelte. So etwas hat ihn mitgenommen, er war sehr gefühlvoll. Und es gab Situationen, in denen er ein bißchen weinte und niemand seine Tränen sehen sollte.

Er hat versucht, das zu verbergen? Er hat es nicht gezeigt?

¹⁸ Nach meinen Recherchen hat Lipman Aronowicz mindestens dreimal als Zeuge gegen Nazitäter in der Bundesrepublik ausgesagt: Im Mai 1962 vor dem Landgericht Heilbronn im Prozeß gegen Rudolf Theimer und Paul Heilig, außerdem vor dem Landgericht München I gegen Hugo Raschendorfer, der schließlich am 24. Oktober 1968 wegen dreifachen Mordes zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt wurde, sowie vor dem Schwurgericht des Landgerichts Hamburg im Prozeß gegen Karl Mohwinkel, Alois Gröger und Johann Wendelinus Off. In diesem Verfahren erhielten Mohwinkel und Gröger am 26. Juli 1974 lebenslange Freiheitsstrafen, Off wurde wegen Beihilfe zum Mord in einem Fall zu einer Freiheitsstrafe von fünf Jahren verurteilt. Siehe *Justiz und NS-Verbrechen* (1968ff.), Band XIX, Lfd. Nr. 551, Seite 109ff.; Band XXX, Lfd. Nr. 691a, Seite 393ff.; Band XL, Lfd. Nr. 813, Seite 3ff.

Ja, er hat versucht, das zu verbergen. Er hat versucht, das zu verbergen ... Aber ein Mensch, der ihn kannte, konnte von seinem Gesicht ablesen, daß er gewissermaßen ohne Stimme weinte, wie man sagt. Er war ein sehr gefühlvoller Mensch.

War es schwer für Sie, das Kind dieser Eltern zu sein? Denn ich kann mir vorstellen, daß es schwer ist, mit solchen Eltern zu streiten, wenn man eine andere Meinung hat oder etwas tun will, das ihrer Auffassung vom Leben widerspricht.

Ja, das war hart, doch ich glaube, meistens habe ich gewonnen, denn ich war ein zäher Bursche. Meistens jedenfalls. Sehen Sie, in den Sechzigern ging ich zur Militärakademie, um eine Ausbildung als Techniker bei der Luftwaffe zu machen. Die ganze Woche über war ich nicht zu Hause, ich habe in Haifa gelernt. Und es war sehr, sehr schwer für meine Eltern, mich nicht bei sich zu Hause zu haben. Sehr, sehr schwer. Und, um die Wahrheit zu sagen, es war auch für mich sehr schwer. Sie haben versucht, mich davon abzubringen, doch ich habe mich ihnen entgegengestellt und gesagt: Ich gehe, ich gehe. Zur Unterstützung habe ich meine Freunde geholt und sogar die Eltern dieser Freunde. Es war schwer, aber ich denke, gerade wegen ihrer Geschichte habe ich versucht, stärker zu sein und ihnen zu zeigen, daß ich ich bin, daß ich auf eigenen Füßen stehen kann.

Aber trotz alledem hatten wir ein sehr gutes Verhältnis zueinander. Ich habe oft mit meinem Vater zusammengesessen, wir waren uns sehr nah. Ich erinnere mich gut daran, daß wir oft auf dem Balkon gesessen und zusammen geraucht haben. Ab und zu hatte mein Vater Lust auf ein Gläschen am Ende des Shabbes. Ich erinnere mich daran, wie wir dort drüben auf dem Balkon saßen und ein bißchen Whisky tranken; zusammensitzen, rauchen, Kaffee trinken und über alles mögliche auf dem Balkon reden. Über das Leben, über meine Arbeit, von allen möglichen Dingen. Und währenddessen haben wir auch ein bißchen über seine Geschichte gesprochen. Es war nicht das Hauptthema, denn es war schwer für ihn, darüber zu sprechen.

Wie alt waren Sie damals, in den Zwanzigern, in den Dreißigern?

Nein, ich war jünger, ich war Anfang 20. Als ich in der Armee war und kurz danach.

Er hat ein bißchen erzählt und Sie ...?

Zu Anfang nur ganz wenig, doch nach und nach hat er mehr erzählt.

Wissen Sie, es gibt eine Zeit, in der man ... (*hebräisch zu seinem Sohn*)

Haim Aronowicz: Verdrängen.

... verdrängen will. Ich glaube, er hatte auch damit zu kämpfen. Und sogar ich wollte es nicht wissen, denn es war schrecklich für mich. Ich habe nicht verstanden, ich konnte einfach nicht begreifen, wie so eine Sache geschehen konnte. Deshalb, wissen Sie, habe ich manchmal ... Man weiß nicht, wie man mit solchen Dingen umgehen soll, und jeder verhält sich zu diesen Dingen auf andere Weise. Teil meiner Verhaltensweise war, daß ich so etwas nicht wissen wollte, denn ich konnte es nicht annehmen. Es war sehr schwer, sehr, sehr schwer für mich. Manchmal habe ich mich regelrecht darauf eingestellt, nichts zu wissen und nichts zu sehen: Ich bin jetzt Israeli in einem jüdischen Staat, ich will ich sein, es wird nicht wieder geschehen, ich werde für mein Le-

ben kämpfen. Als ich jung war, konnte ich nicht begreifen, wie sie alle gegangen sind, ohne zu kämpfen ... Einige von ihnen haben gekämpft! Aber ... ich konnte es einfach nicht begreifen, weil ich in einem anderen Staat aufgewachsen bin, in einem Land, wo wir für unser Leben kämpften. Es war also sehr, sehr schwer für mich.

Mußten Sie an Kriegen teilnehmen?

Ja, ich war im Yom-Kippur-Krieg und im ersten Libanon-Krieg. Ja. Ich war damals im Land, und ich war in der Armee. Ich habe nicht im Gelände gekämpft, ich war, wie ich Ihnen schon sagte, Techniker bei der Luftwaffe. Aber während meines Reservedienstes war ich, wie man so sagt, im Grünen, ich habe an den Kämpfen teilgenommen. Ich erinnere mich daran, wie ich zum ersten Mal in den Libanon mußte, am Ende des Krieges. Sie hatten mich als Reservisten einberufen, um dort zu dienen. Und mein Vater und meine Mutter waren deswegen so verängstigt – heute, da ich selbst Vater bin, verstehe ich sie besser als damals –, daß sie einen Brief an den Generalstab der Armee schickten und baten: Schickt ihn nicht dorthin, er ist unser einziges Kind, wir sind Überlebende des Holocaust. Aber die von der Armee antworteten ihnen: Es tut uns leid, er ist ein erwachsener Mann, er hat selbst Kinder, also muß er gehen.

Ich wußte das nicht, ich habe von dem Brief erst später erfahren. Ich weiß, wenn sie mich gefragt hätten ...

Ihre Eltern haben Ihnen nichts davon gesagt?

Nein, sie haben mir nichts gesagt. Meine Frau hat mir später erzählt, daß sie es getan haben. Sie waren also die ganze Zeit ... *(hebräisch)*

Haim Aronowicz: Besorgt.

... besorgt um mich. Ihr Leben drehte sich die ganze Zeit um mich ... die ganze Zeit, um mich. Und als unsere Kinder geboren waren – um mich und um die Kinder. Ihr ganzes Leben drehte sich um uns, nichts sonst! Ihr ganzes Leben war ... *(hebräisch)*

Haim Aronowicz: Konzentriert.

... konzentriert auf mich und die Kinder. Für sie selbst – nichts! Nichts für sie selbst, nur die notwendigen Dinge. Von Zeit zu Zeit sind sie mal ins Kino gegangen, in ein Konzert oder etwas in der Art. Aber im Mittelpunkt standen ich und meine Familie. Das war ihr Leben. Und ... Das war ihr Leben.

Ich denke, ich habe großartige Eltern gehabt. Und die Kinder haben ihnen eine Menge Liebe zurückgegeben. Meine Kinder haben sie sehr, sehr geliebt. *(Zu Haim:)* Ich täusche mich nicht?

Haim Aronowicz: Nein.

Meine Mutter hat sich um meine Kinder gekümmert. Sie kam vorbei, um bei ihnen zu sein und sie zu versorgen. Denn sowohl ich als auch meine Frau haben gearbeitet. Meine Mutter hat also mindestens drei von ihnen großgezogen. Die Jüngste eigentlich auch, doch da war es schon etwas schwieriger für sie. Aber sie hat die meisten von ihnen großgezogen. Meine Mutter kam am Morgen an, sie nahm immer den Bus von Bat Yam nach Rishon, sie war um die 70 Jahre alt. Sie nahm den Bus zu uns, blieb hier bis zum Nachmittag und fuhr dann wieder mit dem Bus zurück nach Bat

Yam. Die meiste Zeit hier hat sie sie gefüttert, gefüttert und gefüttert. Bis heute erinnern sich die Kinder daran, daß du zur Oma nicht Nein sagen konntest. Du konntest nicht Nein sagen. Sie hat dich gefüttert, und du konntest nicht Nein sagen, keine Chance. Du mußtest essen, was sie dir gegeben hat – und sie hat eine Menge gegeben! Gerade gestern haben wir über die Milchshakes gesprochen, die sie gemacht hat ... ein ganz besonderer Shake aus Früchten, Bananen und allen möglichen Sachen. Mein Sohn hat gestern davon gesprochen. Er erinnert sich daran und vermißt es sehr.

Hat sie mit Ihnen über ihre Zeit während des Krieges gesprochen?

Sie hat gesprochen, aber auch nicht viel. Als die Kinder eine Familienaufstellung für die Schule machen sollten, so einen Stammbaum, haben sie sich mit Opa und Oma hingesetzt und ihnen Fragen gestellt. Als sie diese Arbeit machen sollte, hat sie ein bißchen mehr über diese Dinge gesprochen, sie war damals offener. Aber ...

Ihr Vater nicht?

Mein Vater auch, doch ich denke, weniger als sie. Mein Vater hat weniger darüber gesprochen als sie. (Zu Haim) Richtig?

Haim Aronowicz: Opa hat mit uns weniger gesprochen als Oma. Aber wir waren natürlich auch noch ziemlich jung, ich war um die 13, als er gestorben ist. Oma hat mehr mit uns gesprochen, sie hat uns die Geschichte erzählt, wie sie während der Zwangsarbeit gezwungen wurden, ohne Kleidung auf den Flugzeugen zu sitzen, um die Tragflächen auszurichten. Oder wie sie etwa den Schweinen die Reste von verdorbenen Kartoffeln gestohlen hat. Aber damals war ich schon 18 oder 20 Jahre alt, als sie uns davon erzählte. Ich vermute, sie hat das getan, um uns nicht in so jungem Alter zu belasten.

Benny Aronowicz: Ja, das war auch der Gedanke meines Vaters. Du kannst nicht darüber sprechen, wenn jemand jung ist und nicht weiß, wie er alle diese Dinge in sich aufnehmen soll. Doch sogar für die Jüngste, die in Israel geboren ist, ist das schwer. Wenn du in diesem jüdischen Staat lebst, kannst du dir nicht vorstellen, wie das gewesen ist. Sie verstehen das nicht, auch heute. Es ist sehr schwer zu verstehen. Wenn sie die Lager besuchen – das habe ich Ihnen schon unten im Hof erzählt –, verstehen sie, so hoffe ich zumindest, warum Israel überleben muß. Wie ich Ihnen schon gesagt habe, war mein Vater ein sehr, sehr überzeugter Zionist. Er gehörte zur Likud-Partei, zum rechten Flügel des Likud, er war ein Begin-Mann.¹⁹

War Ihr Vater Mitglied des Likud?

Er war kein eingeschriebenes Mitglied, er hat sie von außerhalb unterstützt. Das war sehr schwierig. Als meine Eltern nach Israel kamen, war die Linke am Ruder, Ben Gurions Leute. Und man kann sagen, die Begin-Leute bekamen keine Posten. Man mußte damals ein rotes Parteibuch haben, um eine gute Arbeit zu bekommen. Und wenn du kein rotes Parteibuch hattest – das der Histadrut²⁰ beispielsweise –, gab es

¹⁹ Menachem Begin (1913–1992), israelischer Politiker. Weitere Hinweise zu Begin und zur Likud-Partei im Glossar.

²⁰ Im Dezember 1920 gegründeter Dachverband der Gewerkschaften im britischen Mandatsgebiet Palästina bzw. Israel.

Probleme bei der Arbeitssuche. Gerade damals war es sehr schwer für meinen Vater, daß er seine wirklichen Überzeugungen in Israel, als Teil des jüdischen Volkes ... (hebräisch)

Haim Aronowicz: Verbergen.

... verbergen mußte, weil er, sagen wir es so, nicht der richtigen Partei angehörte. Er war also kein Mitglied des Likud. Auch später nicht, als Begin Premierminister war. Aber er hat ihn immer gewählt – mein Vater war ein Mann Jabotinskys²¹ und vertrat dessen Überzeugungen. Das hatte viel mit dem Holocaust zu tun. Denn, wie ich Ihnen schon gesagt habe, mein Vater hatte begriffen, daß es keinen anderen Platz für die Israelis, für die Juden auf der Welt gibt als Israel.

Ist Ihr Vater, abgesehen von seinen Aussagen als Zeuge in der Bundesrepublik, jemals wieder nach Litauen oder in andere europäische Länder gefahren?

So weit ich weiß – nein. Er war nie wieder in Europa. Weder meine Mutter noch mein Vater. Sie sind da nicht hingefahren. Nach Litauen konnten sie nicht reisen. Außerdem war es schon sehr schwierig für sie, die litauische Sprache zu hören. Denn meine Eltern sagten: Während des Krieges waren manchmal die Litauer schlimmer als die Deutschen, manchmal taten sie mehr als die Deutschen. Meine Eltern konnten nicht einmal mehr die Sprache hören. Sie sind also nirgendwohin gefahren.

Ein einziges Mal waren sie in den Vereinigten Staaten, um die Familie zu besuchen, von der ich früher gesprochen habe. Ich denke, das war das einzige Mal, daß sie gefahren sind.

Jetzt fällt mir ein, daß mein Vater für einige Wochen in Belgien war, ja, er war in Belgien. Denn zwei seiner Freunde aus Wilna hatten sich in Brüssel niedergelassen und begonnen, mit Mänteln und Pelzen zu arbeiten. Und die haben zu meinem Vater gesagt: Ok, besuch uns mal, laß es dir bei uns in Belgien gutgehen, wir werden zusammen arbeiten. Er wollte sich anschauen, was die vorhatten, doch er sagte dann, daß er in keinem anderen Land leben könne. Wie ich Ihnen schon gesagt habe – er war ein Zionist. Er ist also nach Israel zurückgekehrt. Er wollte sich das ansehen, aber er hat es dort nicht ausgehalten.

In welchem Jahr war das? In den Sechzigern?

Ich denke, es war in den Sechzigern. Ja, es war in den Sechzigern. Aber er kam zurück nach Israel, begann für IAI zu arbeiten und blieb dort bis zu seiner Pensionierung.

Hat Ihr Vater schwer gearbeitet?

Er hat sehr viel gearbeitet. Er war von morgens um 6 bis 10 oder 11 Uhr nachts in der Fabrik. Das war fast jeden Tag seine übliche Arbeitszeit, denn er hatte Schulden, und für die Überstunden gab es bessere Bezahlung. Er hat also jeden Tag gearbeitet. Wir haben in diesen Jahren sechs Tage die Woche gearbeitet, nicht fünf wie heute. Und er hat auch am Freitag gearbeitet, jeden Tag.

²¹ Vladimir Zeev Jabotinsky (1880–1940), Schriftsteller, zionistischer Aktivist und Politiker. Weitere Angaben im Glossar.

Können Sie sich daran erinnern, daß Ihr Vater mit Ihnen über sein Leben in Wilna vor dem Krieg gesprochen hat? Etwa, wie das Leben in seiner Familie, mit seiner Schwester und seinem Bruder war?

Ich erinnere das nicht. Es könnte sein, doch ich kann das nicht erinnern. Ich habe verstanden, daß es sehr, sehr enge Beziehungen in dieser Familie gegeben hat. Aber ich kann Ihnen nichts Näheres darüber sagen, denn auch wenn mein Vater mir mehr darüber erzählt hat, kann ich nicht mehr davon erinnern.

Ich kann mir vorstellen, daß es ihm deshalb so schwergefallen ist, weil alle ermordet worden sind. Es war für ihn nicht möglich, glücklich zurückzuschauen, denn alle seine Angehörigen wurden von Deutschen ermordet ...

Richtig.

... 1943, wenn ich das richtig erinnere.

Etwa in diesem Jahr. Wann genau – ich erinnere nicht, wann. Aber ich erinnere mich daran, daß mein Vater mir gesagt hat, daß das letzte Mal, daß er seinen Vater gesehen hat, im August 1939 war, als er zur polnischen Armee eingezogen wurde. Sein Vater ging mit ihm zum Bahnhof, und er verabschiedete sich von ihm. Und danach – nichts mehr. Es war das letzte Mal, daß er seinen Vater und seine Familie sah. Und die weitere Geschichte meines Vaters kennen Sie ja: Als Soldat der polnischen Armee fiel er in die Hände der Deutschen, danach dann Majdanek und Borek, er floh, gelangte zu den Partisanen und schließlich zur russischen Armee. Er hat seine Angehörigen auch in dieser Zeit nicht gesehen. Er trug ein Foto seines Bruders bei sich und eines von seinem Vater und seiner Mutter, meinem Großvater und meiner Großmutter. Deswegen haben wir überhaupt ein Bild von ihnen. Wie ich das von ihm verstanden habe, waren sie eine sehr warmherzige und vornehme Familie. Nicht reich, aber ... *(hebräisch)*

Haim Aronowicz: Sie waren eine gesellschaftlich angesehene Familie.

Hat Ihr Vater jemals über seine Mitarbeit an Karl Fruchtmanns Dokumentarfilm »Zeugen« gesprochen?

Ich erinnere mich – ich war damals in der Armee oder auf der Militärakademie –, daß er mir erzählte, daß jemand ein Interview mit ihm gemacht hat, ein Schriftsteller. Vielleicht war es derjenige, der den Film gemacht hat, ich weiß es nicht. Ich erinnere mich, daß wir einmal zusammen nach Tel Aviv gefahren sind, wo wir einen Film gesehen haben. Möglicherweise Fruchtmanns Film, ich bin mir nicht sicher. Ich erinnere mich daran, mit beiden losgefahren zu sein, um einen Film über den Holocaust zu sehen. Ich habe den Film, den Sie mitgebracht haben, noch nicht ganz gesehen, doch es könnte jener von damals sein.

Der Film ist von neunzehnhundert ...?

1981. Ich denke, der Regisseur hat mehrheitlich mit Überlebenden in Israel gesprochen. Ich kann mir gut vorstellen, daß er den Film dann in Tel Aviv oder in anderen israelischen Städten gezeigt hat.²²

²² Nach Erinnerung der an den Dreharbeiten von »Zeugen« beteiligten Sara Fruchtmann und dem bei der Produktion in Israel mitwirkenden Zvi Spielmann ist der Film mindestens in einem Kino in Tel Aviv vor Überlebenden

Ja, ich erinnere mich daran, mit ihnen nach Tel Aviv gefahren zu sein. Herr Reznik war auch dort. Und ich denke, meine Frau war mit mir dort. Ich glaube, bin mir aber nicht ganz sicher, daß wir einen Film dort gesehen haben.

War es in Israel in den sechziger und siebziger Jahren schon üblich, Überlebende oder Widerstandskämpferinnen und -kämpfer in die Schulen einzuladen?

Aus meiner Jugendzeit kann ich das nicht erinnern. Jetzt ist das sehr verbreitet. Die Überlebenden kommen in die Schulen und sprechen über den Holocaust. Wenn der »Marsch der Lebenden«²³ zu den Lagern beginnt, besuchen Überlebende die Schulen und sprechen dort. Jetzt bereiten sie das genau vor. Meine jüngste Tochter zum Beispiel lernt jetzt in der Schule mehr über den Holocaust als meine älteren Kinder. Sie sprechen mit Überlebenden und werden nach Yad Vashem gebracht, bevor sie die Lager besuchen.

Als ich ein Kind war, war es nicht so. Wir müssen aber auch verstehen, daß in Israel damals ein ›anderer‹ Jude Thema war. Ich denke nicht, daß damals vom, man könnte sagen, ›alten‹ Juden gesprochen wurde. Selbstverständlich haben wir in der Schule etwas über Geschichte und den Holocaust gelernt, aber ich kann mich nicht daran erinnern, daß Überlebende zu uns gekommen sind und uns darüber unterrichtet oder mit uns darüber gesprochen haben. Denn die Idee war: Wir sind jetzt anders, wir sind andere, wir kämpfen für unser Leben. Ich kann mich also nicht daran erinnern.

Ich denke, es hat etwas mit dem Erwachsenwerden der Bevölkerung und des Staates zu tun; zu begreifen, daß man alle diese Dinge erinnern kann und muß. In vielen israelischen Familien war jeden Tag Holocaust-Tag, doch das war nichts, worüber die Leute öffentlich geredet haben.

Denken Sie, Ihr Vater wäre in eine Schule gegangen und hätte mit den Kindern über sein Leben während des Krieges gesprochen?

Ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung, was ich Ihnen sagen soll. Ich weiß wirklich nicht. Es war sehr, sehr schwer für ihn, darüber zu sprechen.

Wenn ein Mensch alt wird, fällt es ihm oder ihr manchmal leichter, darüber zu sprechen.

Das stimmt. Als mein Vater älter wurde, hat er mehr darüber gesprochen. Und auch ich war älter, es war also sowohl für mich als auch für ihn leichter, darüber zu reden. Man kann in dem Film von Karl Fruchtmann sehen ... In den wenigen Minuten seiner Aussage kann man die Emotionen meines Vaters von seinem Gesicht ablesen. Da sind andere, die, sagen wir, abgeklärter aussagen. Aber wenn er spricht, kann man sehen, wie es direkt aus seinem Magen, aus seinem Herzen kommt. Und man kann sehen, daß sein Gesicht dort vor der Kamera zu weinen beginnt. Wenn er spricht, kann man von seinen Augen ablesen, daß er alle Dinge sieht, die er damals gesehen hat, sie erscheinen in seinen Augen. Wenn er in dem Film über die Erde in Majdanek

und ihren Angehörigen gezeigt worden. Das Datum der Aufführung war beiden nicht mehr erinnerlich. (E-Mail von Sara Fruchtmann vom 12. Januar 2012, E-Mail von Zvi Spielmann (Israfilm Motion Picture Productions Ltd.) vom 22. Januar 2012.)

²³ Seit 1988 jährlich am Yom Hashoah, dem israelischen Shoah-Gedenktag, stattfindender Gedenkmarsch von Auschwitz zum Gelände des früheren Vernichtungslagers Birkenau, an dem mehrheitlich Jugendliche teilnehmen.

spricht, die sich auf und ab bewegte ... Als ich ihm dabei in die Augen geschaut habe, konnte ich die sich auf und ab bewegende Erde sehen. Und er war sehr, sehr aufgeregt deswegen. Er war ein sehr emotionaler Mann, ich bin mir also nicht sicher, ob er vor Schülern in einer abgeklärten, vortragsähnlichen Weise hätte sprechen können. Ich bin mir nicht sicher, bin mir wirklich nicht sicher.

Ja, es scheint ihm alles sehr präsent zu sein. Wenn man die Sequenz anschaut, sieht man, daß er ganz aus Emotion besteht – sein Gesicht, seine Stimme, sogar sein Körper ist in Bewegung. Es wirkt so, als sei ihm dies alles erst gestern geschehen.

Ja, ja. Ich denke, er hat es sein ganzes Leben lang gelebt. Und das ist auch der Grund, so denke ich zumindest, warum er es vorgezogen hat, eher weniger als mehr von diesen Dingen zu sprechen. Es ist ihm sehr schwergefallen. Wenn er darüber gesprochen hat, sind alle diese Emotionen ... Er hat es dann wieder gesehen und wieder durchlebt ... Ich denke, es war sehr, sehr schwer für ihn. Er wollte alle diese Dinge unschädlich machen: Jetzt sind wir andere, jetzt müssen wir ein anderes Leben beginnen! Aber sein Leben lang war es in ihm. In seinem Hinterkopf, bei seiner täglichen Arbeit, es war die ganze Zeit über da. In seinen Gedanken, in seinen politischen Überzeugungen. Jetzt, wo ich zurückblicke, denke ich, daß es die ganze Zeit in seinem Hinterkopf war, die ganze Zeit.

Auch zum Kampf vorbereitet zu sein, falls Juden oder Israel wieder bedroht würden?

Richtig. Er wäre sicherlich für unsere Rechte eingetreten und auch im Fall der Bedrohung ein stolzer Jude und Israeli gewesen. Auch während des Holocaust und im Krieg ist er ein großer Kämpfer gewesen; als Partisan, in der sowjetischen Armee, in der polnischen Armee, während der Flucht aus dem Wald von Borek – er war ein sehr großer Kämpfer dort drüben. Und das ist es, was er von dort mitgebracht hat – wir müssen für unsere Rechte kämpfen und Sorge dafür tragen, daß nichts Ähnliches wie dies wieder geschieht.

Als wir uns das erste Mal getroffen haben, erzählten Sie mir, daß Sie nie daran gedacht haben, nach Litauen, nach Vilnius zu fahren.

Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, einmal habe ich daran gedacht zu fahren und zu sehen, wo ich geboren wurde. Es war einfach wie – geh und schau, wo du geboren wurdest! Aber als ich meinen Vater und meine Mutter darüber reden hörte, daß sie es einfach nicht schafften, sich hinzusetzen und die Leute in Litauen anzuschauen – gar nicht zu reden vom Besuch eines Restaurants oder der Plätze ihrer Jugend –, überkam es auch mich. Und ich denke ... Auch meine Frau sagt mir oft: Laß uns nach Wilna fahren, laß uns schauen, wo du geboren wurdest. Ich muß Ihnen sagen, ich kann es nicht. Ich kann es nicht, denn es kommt von meinen Eltern in mich, in meinen Kopf. Auch jetzt bin ich noch nicht sicher, ob ich da hin will. Bis zum heutigen Tag will ich nicht fahren.

Eine Verwandte von mir aus Wilna, die, die in Netanya lebt, sagte zu mir: Benny, laß uns fahren, du und ich, nach Wilna. Und sie, denke ich, weiß weniger als ich über Wilna. Ich bin davor weggelaufen und habe ihr gesagt: Wir werden sehen.

Ich weiß nicht, ob ich da hin will. Sogar jetzt noch. Denn es bewegt sich in mir, in meinem Verstand, in meinem Herzen, was mein Vater und meine Mutter gesagt

haben. Und ich weiß nicht, wie ich mich fühlen werde, wenn ich dort bin. Soweit ich weiß, mögen die Litauer die Russen nicht besonders, und sie sprechen Litauisch und nicht Russisch. Es wird also noch schwerer für mich sein, denn ich weiß nicht, ob ich dort Leute treffen will und ob ich zu den Geschichten meines Vaters und meiner Mutter über die Litauer zurückkehren mag. Ich bin nicht sicher, ob ich dort hin will. Wirklich nicht sicher.

Auch nach Deutschland. Alle Israelis fahren heutzutage für ein Wochenende oder mehr nach Berlin. Auch dort sagt mir mein Verstand ... Ich weiß nicht, ob ich die deutsche Sprache um mich herum hören könnte. Sie kennen das ja, man will zu einem bestimmten Ort, sieht einen Polizisten und der sagt dann »Achtung!« – ein Wort, das mir aus einem anderen Zusammenhang präsent ist –, ich bin mir nicht sicher, ob ich das aushalten würde. Und das, obwohl mir eine Menge Leute, die ich kenne und mit denen ich rede, auch Söhne von Überlebenden, gesagt haben, daß sie dort keine Probleme hatten. Und ich halte Deutschland für ein Land, das Israel sehr freundlich gesonnen ist. Eine Menge Deutsche mögen Israel und alle jüdischen Leute. Auch Sie – Sie erinnern sich bestimmt, daß ich Sie ein paarmal danach gefragt habe, was Sie dazu gebracht hat, die Arbeit zu tun, die Sie hier gerade tun. Ich weiß das alles, und ich glaube es. Ich mag das Deutschland von heute. Aber wissen Sie, da ist etwas, was man als Kind aufgenommen hat. Alle diese Dinge ... Ich weiß nicht, wie ich das erklären oder ausdrücken soll, aber ich bin nicht sicher, ob ich das schaffen würde. Ich bin mir nicht sicher.

(Zu Haim) Was denken Sie darüber? Würden Sie irgendwann einmal nach Litauen fahren? Oder ist das nicht so wichtig für Sie?

Haim Aronowicz: Es ist von großer Bedeutung für mich, diese Geschichte zu kennen. Ich habe Fragen gestellt und war immer schon daran interessiert. Ich habe mehr mit meiner Großmutter gesprochen, denn ich war ein bißchen älter, und so konnte sie mir ein bißchen mehr erzählen. Sie hat mir von der Feuerwache erzählt und dem Ort, wo sie gelebt hat, von dem Flüßchen in der Nachbarschaft, von ihrer Familie und allem möglichen. Das hat mich sehr interessiert. Ich würde also gern fahren, um das zu sehen. Das, was mein Vater über die Sprache und das andere sagt, ist kein großes Problem für mich, denn ich weiß, die Leute sind anders, einige von ihnen zumindest. Es gibt alle möglichen Sorten von Leuten, aber ich möchte fahren und das alles sehen. Es ist Teil meiner Geschichte! Ich möchte wissen, wo meine Großeltern geboren wurden und wo er (*Benny*) geboren wurde. Ich will da also hin und das sehen. Wenn mir mein Vater eines Tages sagt, daß er bereit ist, würde ich gern mit ihm fahren.

Und ich möchte, daß er auch zu den Lagern fährt.

Benny Aronowicz: Ich habe die Lager nicht besucht, und ich weiß nicht, ob ich das könnte.

Haim Aronowicz: Das ist eines der Probleme. Ich habe ihm gesagt, wenn er mit mir und meinem Bruder mitkommen will, können wir zusammen fahren und es noch mal sehen. Es ist eine heftige Erfahrung, aber ich denke, er muß das sehen.

Sie haben am »Marsch der Lebenden« teilgenommen?

Haim Aronowicz: Ja, mit der Schule. Ich und mein Bruder sind gefahren und haben es gesehen. Denn wir erkennen die Bedeutung dessen an. Der Höhepunkt meiner Fahrt dort war natürlich die Baracke, in der mein Großvater in Majdanek war.

Benny Aronowicz: Baracke Nummer 4.

Haim Aronowicz: In diese Baracke hineinzugehen und zu sehen, wohin ... er geschafft worden war. Die Geschichten über das zu hören, was dort passiert ist, und sie mit einer persönlichen Erfahrung zu verbinden, war sehr heftig, aber ich denke, es war für mich der wichtigste Teil dieser Reise. Und ich vermute, für meinen Bruder war es genauso. In Majdanek in diese Baracke zu gehen, ist eine persönliche Erfahrung, und ich denke, mein Vater sollte das auch sehen. Es ist eine sehr heftige Erfahrung, aber ich denke, er sollte das sehen; versuchen zu verstehen, was dort passiert ist. Deshalb möchte ich gern noch einmal mit ihm fahren, oder er wird eben mit jemand anders fahren. Er sollte das tun, ich denke, das ist ein Muß für ihn. Das Problem ist, es ist sehr schwer für ihn. Jeder Mensch geht damit auf andere Weise um.

Es gibt da folgende Annahme: Wenn man – wegen irgendwelcher Dinge, die zu tun sind – nicht die Gelegenheit hatte, in jungen Jahren über die Geschichte der eigenen Eltern und die Geschichte der Familie zu sprechen, dann wird es im Alter immer schwerer.

Ich denke, Sie haben recht. Aber es gibt ein Alter, in dem man sich öffnet – ich spreche jetzt über mich selbst. Ich bin jetzt offener, um darüber zu reden. Denn ich möchte es wirklich, und es tut mir leid, daß ich nicht genug weiß, es gibt da eine Menge schwarzer Löcher in meinem Wissen über alle diese Dinge, in den Details, die meinen Vater und meine Mutter betreffen. Aber es ist jetzt sehr wichtig für mich, daß die Familie, daß meine Kinder mit der Geschichte meines Vaters und meiner Mutter vertraut werden. Das ist sehr, sehr wichtig für mich. Ich spreche also mit ihnen, obwohl das für mich schwer ist. Und ich habe mit ihnen gesprochen, bevor sie in die Lager fuhren, und wir haben nach ihrer Rückkehr gesprochen. Manchmal reden wir über die Geschichten, wiederholen sie und sind in der Lage, hier und da ein Detail hinzuzufügen. Durch das, was er (*Haim*) mitbekommen hat, durch das, was ich mitbekomme. Es ist sehr, sehr wichtig für mich, daß all das weitergegeben wird. Sehr, sehr wichtig. Und ich hoffe, es wird. Ich hoffe das sehr, denn es war eine ziemlich harte Zeit. Ich denke, um zu überleben, müssen wir das erinnern, denn ohne Vergangenheit hast du keine Zukunft. Und man muß von der Vergangenheit ausgehen, um zur Zukunft zu kommen. Das gilt für alle Dinge des Lebens und besonders für diesen Teil der Lebensgeschichte.

Aber auch wenn meine Eltern ein schweres Leben in Israel hatten, gleichzeitig hatten sie eine sehr gute Zeit hier. Wir saßen mit Freunden zusammen bei ihnen in Bat Yam. Es war nicht so, daß sie alle zusammensaßen und die ganze Zeit über den Holocaust nachdachten – nein. Sie hatten ein anderes Leben, sie begannen, fanden und lebten ein anderes Leben. Sie empfingen Freunde und konnten genießen – auch kleine Dinge. Sie kamen wieder zu sich. Sie haben das alles nicht vergessen, das saß, wie ich schon sagte, fest in ihrem Verstand, aber sie kamen zu sich und fanden einen Weg, alles Fehlende, wie Familie, Brüder und Schwestern, durch Freunde in ihrer

Umgebung zu ersetzen. Es gab eine Menge Freunde. Mein Vater war in einem Verband von Partisanen und ist zu den Treffen gegangen. Er hatte Freunde dort, Freunde von der Arbeitsstelle, aus Wilna nach dem Krieg und Freunde aus der Nachbarschaft in Bat Yam.

Gewöhnlich ging mein Vater nicht in die *shul*.²⁴ Nur zu Rosh Hashana, Yom Kippur, Simchat Tora und am Gedenktag der Familie. Das waren die vier Anlässe, zu denen er in die *shul* gegangen ist. Davon abgesehen ging er nicht, er hatte Probleme damit. Er hatte aber nicht seinen Glauben verloren. Ich denke, ein Teil von ihm war gläubig geblieben, auch wenn er die als gegeben angenommene Beziehung zwischen dem jüdischen Gott und den Juden nicht verstehen konnte. Ich erinnere mich, wie er sagte ... und meine Mutter, die aus einer sehr religiösen Familie kam ... wie Gott das zulassen konnte und nichts dagegen getan habe. Es war ein Problem für ihn, das zu verstehen. Aber ich denke, er hat weiter an Gott geglaubt, denn die Antwort war: Man kann die Wege Gottes nicht erkennen. Das ist die übliche Antwort. Wir sagen das auch heute noch. Aber meine Mutter und mein Vater konnten nicht verstehen, wie alle diese sehr religiösen Rabbiner zu Asche verbrannten, sie kamen nicht darüber hinweg. Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, doch ich denke, beide haben an Gott geglaubt, sie hatten jedoch ein Problem mit der Anwendung des Glaubens. Sie hatten ein Problem damit.

Etti Aronowicz (auf hebräisch, übersetzt von Benny Aronowicz): Wir sind einmal mit zwei von unseren Kindern nach Nahariya gefahren. Wir nahmen den Zug, und weil es spät wurde, entschieden wir uns dafür, über Nacht in Nahariya zu bleiben. Wir telefonierten nicht mit den Eltern, um ihnen zu sagen, daß wir dort übernachten würden. Sie reagierten sehr, sehr erschrocken. Sie erreichten uns nicht, und wir riefen sie nicht an, sie fürchteten also, daß wir verschwunden waren! Sie gingen zur Polizei und schlugen dort Alarm ... und man war kurz davor, mit Hubschraubern nach uns zu suchen.

Benny Aronowicz: Das war die verschärfte Form von dem, was ich vorhin als die Sorge meiner Eltern um mich charakterisiert habe – obwohl ich verheiratet und selbst Vater war. Später hat mir meine Mutter gesagt, daß sie sich an all die kleinen Kinder während des Holocaust erinnert und sie mit ihren eigenen Augen gesehen habe – und sie dachte in diesem Zusammenhang an uns! Das ist ein Beispiel dafür, wie sie sich erinnerte, wie sie die Vergangenheit mit in ihr Leben in der Gegenwart nahm. Wir waren kurz davor, im Fernsehen als verschwundene Familie gemeldet zu werden. Wir haben Schlagzeilen gemacht in Nahariya! Und das alles nur wegen eines verpaßten Anrufs. Es war auch unser Fehler, denn wir haben sie sonst jeden Tag angerufen, um zu sagen, daß wir ok und an dem und dem Ort sind. Das war einfach ein Muß. Man mußte sie ungefähr jeden Tag anrufen um zu sagen, daß alles in Ordnung war.

Aber das ist gar nicht so leicht ...

Nein, das ist nicht leicht.

²⁴ Jiddisch für Synagoge.

Etti Aronowicz: Ich habe ein weiteres Beispiel. Als ich meine Tochter in den Kindergarten brachte, fing sie an zu weinen, denn es war ihr erster Tag dort. Und die Großeltern erinnerten sich an diesem Tag, wie die Deutschen den jüdischen Müttern die Kinder wegnahmen. Sie gerieten in Streß deswegen und brauchten eine Tablette wegen der Aufregung.

Benny Aronowicz: Wissen Sie, man gewöhnt sich an diese täglichen Telefongespräche. Es war auch nicht wirklich ein Problem, denn man will ja auch wissen, wie es der anderen Seite geht. Das spielte sich also auf beiden Seiten ab und war kein Problem. Wir haben das gemacht. Ich denke, bis sie verstorben sind, haben wir jeden Tag mit ihnen gesprochen. Kein Tag verging, ohne mit ihnen zu reden. Ich, meine Frau, die Kinder – jeden Tag. Wie geht es euch? – Wie geht es euch? – Alles ist prima. – Alles ist prima. Wie ich schon vorhin gesagt habe, ihr Leben drehte sich die ganze Zeit um uns. Natürlich haben sie auch Zeit für sich verbracht, sie konnten nicht die ganze Zeit bei uns sein, denn ich bin erwachsen geworden, habe geheiratet und eine Familie gegründet. Aber die ganze Zeit, auch als ich heiratete, sorgten sie sich um uns.

Wünschten Ihnen das Beste, beschützten Sie, kümmerten sich um die Enkelkinder ...

Ja, die ganze Zeit. Die ganze Zeit, die ganze Zeit.

Nach der Aufnahme war ich erneut zum Essen eingeladen. Und wieder war der Tisch voll mit verschiedenen Speisen. Haim erzählte von seinem Urlaub auf Mallorca. Eine Menge deutsche und englische Touristen sei da gewesen, die unglaubliche Mengen von Bier getrunken hätten. Etti Aronowicz fragte mich, wo ich geboren wurde, wo meine Eltern leben, wie alt sie sind und was sie machen.

Es fiel mir schwer, Fotos aus dem Familienalbum für die Veröffentlichung auszusuchen. Ich machte noch zwei Fotos und verabschiedete mich von allen. Etti Aronowicz sagte, daß ich in ihrem Haus immer willkommen sei. Bevor ich mit Benny losfuhr, rauchten wir noch eine Zigarette im Hof. Er war noch sichtlich bewegt von der Aufnahme.

Am Busbahnhof verabschiedeten wir uns. Benny sagte, daß er noch mal durchrufen werde, um zu hören, ob ich auch im richtigen Bus sitze. In der Wartehalle hielten sich um diese Zeit mehrheitlich Jugendliche auf, auch im Bus war es schön voll und lebendig. Während der Fahrt wurde ein weißer Jugendlicher, der sich respektlos gegenüber zwei älteren schwarzen Männern verhalten hatte, von einem anderen Reisenden scharf zurechtgewiesen. Der Junge schmolle stumm und verkrümelte sich in ein Spiel seines Mobiltelefons. Nach einigen Minuten klingelte mein Telefon, und Benny erkundigte sich, ob auch alles ok sei.



Benjamin Aronowicz, Vater von Lipman

Foto: Aronowicz, privat



*Hirsz Aronowicz,
der jüngere Bruder von Lipman
Foto: Aronowicz, privat*



Von links: Lipman, Chaja, Hirsz und Rywa Aronowicz

Foto: Aronowicz, privat



Lipman und Rivka Aronowicz kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs

Foto: Aronowicz, privat



Lipman, Benny und Rivka Aronowicz

Foto: Aronowicz, privat



Von links: Benny, Lipman
und Rivka Aronowicz
Foto: Aronowicz, privat



Treffen ehemaliger jüdischer Partisanen; stehend, 4. von rechts: Józef Reznik;
sitzend, 1. von links: Lipman Aronowicz

Foto: Aronowicz, privat



Rivka und Lipman Aronowicz

Foto: Aronowicz, privat

Augenzeugenbericht Józef Reznik



Józef Reznik

Foto: Yad Vashem

Aussage des Zeugen

REZNIK Józef, geboren 10. Februar 1912 in Grodno,
Sohn von Jakub und Dina, geborene Pajes,
wohnhaft in Tel Aviv, Ibn Gawriol 94

Im zweiten Weltkrieg umgekommene Familienmitglieder:

Vater Jakub Reznik 70 Jahre	in Grodno
Mutter Dina Reznik 65 Jahre	in Grodno
Schwester Ester, geboren 1902, mit Familie	in Grodno
Schwester Liza, geboren 1904, mit Familie	im Ghetto Kowno
Schwester Chaja, geboren 1906	in Grodno
Schwester Sonia, geboren 1908	in Grodno
Bruder Fischel mit Ehefrau, geboren 1910	in Lüttich, Belgien
Schwester Hinda, geboren 1914	in Grodno

Ich stamme aus einer in Grodno bekannten Fleischerfamilie. Mein Vater war ein reicher Kaufmann in dieser Branche, er verfolgte vielfältige Interessen, profitierend vom Großhandel mit Fleisch, er belieferte die Hospitäler aus den örtlichen Magazinen und schickte Ware nach Warschau.

Obwohl wir viele Kinder zu Hause waren, bekamen wir eine gute Ausbildung, mindestens bis zum Abitur; alle meine Schwestern beendeten das Gymnasium, heirateten reiche Kaufleute und besaßen eigene Häuser. Mein Bruder Fizsel ging nach Belgien, wo er das Polytechnikum beendete, ließ sich dort nieder, gründete eine Familie und arbeitete als Ingenieur. Ich blieb allein zu Hause mit den Eltern und wählte den Beruf des Vaters, nachdem ich das Gymnasium »Tarbut« in Grodno beendet hatte. Ich war immer physisch stark und spielte als leidenschaftlicher Sportsmann Fußball bei »Makkabi« in Grodno, wo sie mich »Josel Doktor« nannten, daran wurde sogar in einem kürzlich in Südamerika herausgegebenen Buch über Juden aus Grodno erinnert.

Im Jahr 1936 absolvierte ich den Militärdienst in Suwałki, ich wurde Viertbester und erhielt den Unteroffiziersrang.

Während des Krieges wurde ich 1939 in die polnische Armee eingezogen, und als Zugführer geriet ich im September 1939 in Radom in deutsche Gefangenschaft.

Polnische Kriegsgefangene im September 1939:

In der Anfangszeit der Gefangenschaft ging die *Wehrmacht* mit uns Gefangenen gut um, wie es in Kriegszeiten gebräuchlich ist. Wir erhielten alle, unabhängig von unserer

Konfession, Milch, Zigaretten, 10 Stück jeden Tag, Brot und Schokolade. Mit Lastwagen überstellte man uns nach Kielce, später nach Tschenstochau.

Durchgangsgefangenenlager in Kaiser-Steinbruch (Österreich):

Die Zahl der Kriegsgefangenen wuchs immens als Folge des schnellen Vormarsches der deutschen Armee. Die Kriegsgefangenen verteilte man ringsum im Hinterland.

Die Bedingungen des Verbleibs der Gefangenen unterlagen einer schrittweisen Veränderung.

Nach unserer Überstellung nach Österreich, nach Kaiser-Steinbruch, führte man eine Aufteilung der Gefangenen gemäß Konfession durch und wies alle in abgetrennte Baracken. Doch unter uns waren sowohl Polen wie auch Ukrainer und wir, Juden, sowie eine spezielle Gruppe, die – wie sich dann herausstellte – Volksdeutsche waren, die wie polnische Staatsangehörige zur polnischen Armee eingezogen waren.

Die genaue Gesamtzahl kann ich nicht einschätzen, aber wir waren zusammen wohl etwa an die 200.000.

Kaiser-Steinbruch war ein Durchgangslager, von dem man die Gefangenen in andere Lager schickte.

Hier schliefen wir auf Stroh, das Essen war schlechter, es herrschte Chaos und zugleich Ordnung.

Zur Küche meldete man sich barackenweise.

Trotz der konfessionellen Aufteilung machte man in dieser anfänglichen Periode noch keine speziellen Unterschiede zwischen den Gefangenen. Wer tatsächlich etwas verbochen hatte, wurde bestraft.

Nur die Volksdeutschen separierte man von den Gefangenen, teilte sie der Wehrmacht zu und schickte sie »für die neue Heimat« an die Front.

Stalag 7a Moosburg/München:²⁵

Ende 1939 überstellte man uns nach Moosburg.

Zu diesem Zeitpunkt bestand das Lager nur aus nackter Erde. Bei starkem Frost schliefen wir auf der Erde unter Zelten. Doch gab man jedem je 10 Decken. Nachdem das Wetter gewechselt hatte, stellte sich ein solches Regenwetter ein, daß sogar niemand im Schlamm versinken wollte, um das Essen zu bringen.

Wir begannen mit dem Bau der Baracken, die schon dem Bedarf angepaßt waren, beheizt waren, und jeder erhielt in ihnen seinen Platz.

Dann fühlten wir, was deutsche Organisation bedeutete.

²⁵ Im Original irrtümlich immer Moosburg.

Allen hat man in verschiedenen Sprachen vorgedruckte Postkarten ausgegeben, um die Familien zu benachrichtigen, daß wir leben. Ebenfalls legte man die Rückantwort bei. Und tatsächlich ging meine Karte an meine Eltern, und ich erhielt Antwort aus Grodno mit Nachrichten über meine Nächsten.

In diesem Lager führte man schon eine vollständige Registrierung der Gefangenen durch: Man fotografierte jeden, jeder erhielt auch seine Nummer. Ich bekam die Nr. 1029.

Das Lager war bereits international im Sinne der nationalen Zusammensetzung der Gefangenen.

Aus diesem Lager schickte man uns zu verschiedenen Arbeiten.

Lager 12 B Krems/Donau, Stift Altenburg-Nonnen.²⁶

Doch blieben wir nicht lange hier an diesem Ort. 1940 zog ich weiter in ein anderes Gefangenenlager in Österreich.

Das war für mich wohl das beste der Gefangenenlager, in denen ich gewesen bin.

Deutscher Spion, vor dem Krieg in Grodno lebend:

Während der ganzen Periode des Zusammenseins in den Gefangenenlagern hatten wir Juden kein Vertrauen zu den Deutschen, immer fürchteten wir irgendeine Hinterlist, wissend, welche Einstellung Hitler zu den Juden hatte.

Kein Wunder also, daß, als einmal ein deutscher Soldat unsere Gruppe bei der Rückkehr von der Arbeit vor dem Lager anhielt und auf deutsch fragte: »Wer aus Grodno ist, bitte raustreten«, sich keiner – wir waren an die 40 Juden – von der Stelle rührte. Der Deutsche ahnte die Ursache und begann auf jiddisch: »Wer ys aus Grodno? Ech byn auch dort gewesen yn hob gegessen gefyllte fysch bei Jankel Cinkes« – (das war ein jüdisches Restaurant in Grodno). Dann begann er noch Vornamen und Namen jüdischer Mädchen aus Grodno aufzuzählen, die wir sehr gut kannten. Erst danach trauten wir uns, aus der Reihe herauszutreten.

Es hat sich herausgestellt, daß er tatsächlich ein Deutscher aus dem Reich war, der vor dem Krieg als Spion im DOK ³²⁷ in Grodno gearbeitet hatte, er sprach Polnisch und hatte sogar Jiddisch gelernt, in Grodno war er mit unseren jüdischen Mädchen spaziert. Er hieß Otto. An den Nachnamen erinnere ich mich heute leider schon nicht mehr.

Und der half uns die ganze Zeit, solange er im Lager war.

Auch ein alter österreichischer General, der immer in einer Uniform mit roten Streifen herumlief, hat sich uns gegenüber sehr gut verhalten, er fragte immer nach Nach-

²⁶ So irrtümlich im Original. Gemeint ist das Dulag/Stalag 17 B Gneixendorf bei Krems. Weitere Hinweise im Glossar.

²⁷ DOK - Dowództwo Okręgu Korpusu, administrativer – u.a. Mobilisierungen betreibender – Teil der polnischen Armee.

richten von zu Hause, schickte uns an gute Arbeitsstellen, dank seiner mußten wir an jüdischen Feiertagen nicht zur Arbeit gehen.

In diesem Lager existierte noch die Möglichkeit, sich als »P«, Pole, auszugeben – sich also in die Liste der nichtjüdischen Polen einzuschreiben. Weil wir aber – wie ich schon erwähnt habe – den Deutschen nicht glaubten, fürchteten wir, daß, wenn die Tatsache ans Licht käme, daß wir Juden sind und uns unter dem Denkmantel der Polen verbergen, es uns schlecht erginge. Wir blieben also, was wir waren.

Gefangenenlager in Görlitz:

Wir fanden uns in einer Gruppe, die in das nächste Lager nach Görlitz transportiert wurde.

Der Unterschied bei der Behandlung der jüdischen Gefangenen sprang sofort ins Auge. Der Kommandant des Lagers war böse. Wir mußten in voller Ausrüstung exerzieren und danach zu schwerer und dreckiger Arbeit in die Fabriken gehen. Für die Arbeit erhielten wir Marken in deutscher Mark, sogenanntes *Kriegsgefangenengeld*, für das man fast alles in speziellen Geschäften kaufen konnte. Zu dieser Zeit war noch kein Mangel in Deutschland zu verspüren.

In diesem Lager stellte man ein Orchester zusammen, es fanden Tanzabende statt, zu denen deutsche Mädchen kamen, aber ...

Verbot des Betreibens von »Rassenschande«:

Jeder der jüdischen Kriegsgefangenen mußte eine Erklärung unterschreiben, daß er keinerlei nähere Beziehung mit Deutschen unterhalten werde – sonst drohten 10 Jahre Gefängnisstrafe oder Erschießung. Wir begegneten also das erste Mal Auge in Auge der Angelegenheit der *Rassenschande*.

Und so ein Fall ereignete sich tatsächlich.

Szajke aus Wilna (den Nachnamen habe ich vergessen) vom Arbeitskommando nahm ein enges Verhältnis zu irgendeiner Deutschen auf, und er wurde dabei erwischt. Ihn hat man erschossen, und dem Mädchen wurden die Haare abgeschnitten, und sie durfte nur auf der Straße gehen, nicht auf dem Bürgersteig; auf diese Art wußte jeder, wer sie ist.

Vermeintlicher Gefangenaustausch:

Ende 1940 erstellte man Listen von Gefangenen nach Herkunftsländern. Die Gefangenen aus Gebieten, die zur Sowjetunion gehörten, sollten zum Bug transportiert werden und gegen deutsche Gefangene ausgetauscht werden.

Ausgenommen von dieser Liste waren nur litauische Bürger, die am Ort verbleiben sollten.

Wie ich später nach dem Krieg von einem Freund erfuhr, blieben sie tatsächlich am Leben, obwohl unter ihnen ziemlich viele Juden waren.

Viele allerdings schrieben sich mit uns ein, um in die UdSSR zu gelangen.

Lager in Lublin, Lipowastraße 7:

Anfang 1941 transportierte man uns nach Lublin. Wir waren ca. 4.000 Personen.

Schon am Bahnhof gaben sie uns zu verstehen, wie sie uns mit schönen Worten getäuscht hatten. Die SS empfing uns nämlich in Person von Sturmbannführer von Riedl, Scharführer Schramm, der mich zur Begrüßung mit einem soliden Schlag bediente, Sturmbannführer Morfinkl,²⁸ Scharführer Ausberg (nach dem Krieg verurteilt in Polen), Handke (zur Zeit im Gefängnis in Hamburg im Zuge des Prozesses gegen Hahn in der Sache der Liquidierung Warschau – Bemerkung von O.B.), Barwass und anderen. Diese Namen kannte ich natürlich im Moment des Eintreffens in Lublin noch nicht, lernte sie aber während des Aufenthalts in Lipowa 7 zur Genüge kennen. Die Schupo kreiste unseren Transport ein, und statt an den Bug führten sie uns auf die Lipowa 7.

Wie sich zeigte, hatten wir insofern Glück, als uns nicht das Schicksal des vorangegangenen Transports von 2.000 Menschen ereilte, die aus mir unbekanntem Gründen von berittener Polizei auf die Straße geleitet und erschossen wurden.

Wir derweil leben noch.

Man beeilte sich uns zu sagen: »*Hier seid ihr schon Juden.*« Das sollte bedeuten, daß wir uns umstellten, nicht mehr Kriegsgefangene zu sein, sondern rechtlose Juden waren.

Um das Gefangenenrecht führten wir jedoch eine lange Schlacht.

Die Deutschen wählten unter uns einen Kommandanten aus; der erste war Dr. Krojt, Feldwebel der polnischen Armee, den man jedoch nach kurzer Zeit in das Lager in Trawniki brachte; sein Nachfolger war Brand (Tel Aviv, Shd. Chen), dem es gelang, zu den Partisanen zu fliehen. Nach diesem folgte die Zeit von Romek Fischer (vermutlich aus Lwów), derzeit in Giv'atayim. Er war ein junger Jahrgang des militärischen Dienstes der polnischen Armee, ein sehr guter Organisator, dem wir vieles verdanken. Sein Stellvertreter war Wallach (sein Schicksal ist mir unbekannt).

Die innere militärische Organisation der Gefangenen im Lager:

Fischer organisierte uns vor allem im Inneren, was ein Kettenglied aus der Kampfkette mit den Deutschen um die Gefangenenrechte darstellte. Es entstanden wieder – wie beim Militär – Kompanien mit Kommandanten und deren Stellvertretern, genau mit allen militärischen Vorschriften und militärischer Ordnung. Jede Kompanie bestand aus mehreren Arbeitskommandos, die wiederum von den Deutschen organisiert waren.

²⁸ So irrtümlich im Original für den zweiten Kommandanten von Lipowa 7, Wolfgang Mohwinkel.

Dank dieser Organisation gelang es, die innere Disziplin zu bewahren, die unter diesen Bedingungen sehr wichtig war. Wir gingen selbst in den Waschraum und selbständig mit dem Gruppenführer zur Arbeit in die Stadt. Dank dieser Disziplin gaben wir den Deutschen nur ein Minimum an Möglichkeiten, gegen uns vorzugehen.

Wir akzeptierten die Bekanntmachung der Deutschen nicht, daß wir nur Juden und keine Kriegsgefangenen seien. Wir kämpften darum, daß sie uns als polnische Soldaten ansahen, als Gefangene aus dem Staat, der besiegt wurde und zu diesem Zeitpunkt nicht existierte.

Deshalb zogen wir die Militäruniformen nicht aus, jeder von uns war beim Ausrücken zur Arbeit in die Stadt immer sauber gekleidet, mit glänzenden Schuhen, wie ein Soldat.

Wir säuberten auch das Lager von den Läusen, die wir vorgefunden hatten.

Wir hatten ein eigenes Büro, das nicht nur auf die innere militärische Ordnung im Lager, die militärischen Rapporte und mögliche Strafen für Vergehen, auf den Musikkreis mit Orchester, dessen erster Geiger Segal aus Lwów war, achtete, sondern es kämpfte – wie ich erwähnte – um unsere Gefangenenrechte.

Das Lager hatte eine eigene Bäckerei; für Pessach kauften wir Matzen im Ghetto von unserem eigenen Geld.

Woher wir Geld hatten? Das gehörte zu den Aufgaben jener, die zur Arbeit in die Stadt ausrückten. Dort mußte man »organisieren«. Dieses Wort war damals gleichbedeutend mit dem Ausdruck: stehlen. Wir organisierten vor allem Lebensmittel wie Kartoffeln und anderes, weil das Essen im Lager sehr miserabel war. Die Deutschen wußten um unsere Art und Weise des »Organisierens«, drückten aber ein Auge zu. Wir konnten sogar in das Ghetto hinein, durften uns dabei aber nicht erwischen lassen.

Im Lager existierten verschiedene Reparaturwerkstätten, Schneiderei und Schusterei, die nicht nur für uns, sondern auch für die Deutschen gedacht waren.

Als Gefangene trugen wir keinerlei sichtbare jüdische Zeichen. Als Soldaten hatten wir außerdem die Salutierpflicht vor jedem in der Stadt oder im Lager angetroffenen Deutschen, vom Gefreiten aufsteigend.

Das alles gelang uns, solange die Deutschen an den Fronten auf Vormarsch waren. Doch zu dem Zeitpunkt, als sich die Situation der Deutschen verschlechterte, verlangte man von uns, daß wir gelbe Flicken auf unseren Uniformen tragen sollten. Um diese Fetzen entbrannte ein richtiger Krieg, den wir gemeinsam, doch vor allem dank Romek Fischer, gewonnen haben. Wegen unseres Widerstands umzingelten die Deutschen das Lager, um uns mit Gewalt dazu zu zwingen, die gelben Flicken anzulegen. Dies gelang ihnen jedoch nur einen halben Tag. Danach mußten sie dank unseres Kampfes den Befehl annullieren, und wir gingen wieder ohne ein besonderes Abzeichen. Es hat mich nur ein bißchen Angst gekostet. Als wir nämlich am Tor standen, als sich Deutsche näherten, schrie Schramm – auf mich zeigend – zu Fischer: *»Dieses Schwein sollst du aufhängen!«* Fischer rief mir auf polnisch zu: Flüchte in das Lager! Ich verschwand. Für 2 bis 3 Wochen verließ ich das Lager nicht zur Arbeit, und Fischer teilte Schramm mit, daß er mich so geschlagen habe, daß ich Wunden hätte und nicht ausrücken könne – was selbstverständlich nicht der Wahrheit entsprach.

Kriegsgefangenenarbeit außerhalb des Lagers:

Die Deutschen schickten uns zu verschiedenen Arbeiten. Zuerst gingen wir zur DAW (*Deutsche Ausrüstungswerke*),²⁹ später zur AKP³⁰ (*Kraftfahrpark, Nachschub*), wo wir verschiedene Arbeiten erledigten, schließlich schickten sie uns ebenfalls zur Arbeit nach Majdanek, von wo wir abends zurückkehrten.

Dort arbeiteten sowjetische Gefangene, aber mir ist unbekannt, wo sich ihr Lager befand.

Majdanek war zu dieser Zeit ein leeres urbares Feld, das man – wie uns gesagt wurde – als Gefangenenlager vorbereitete. Es hat uns also nicht gewundert, daß man Stacheldraht zog.

Niemandem kam es damals in den Sinn, daß dort eine Todesfabrik entsteht.

Später führten Juden aus dem Lubliner Ghetto diese Arbeit weiter. Zum Ausbau des Lagers in Majdanek nahm man nunmehr Gefangene als Zugkraft anstelle der Pferde. Keiner von ihnen kehrte jedoch zu uns zurück.

Wir gingen arbeiten im AKP.

Dann flohen zwei Jungen unter den Gefangenen, Kopel und Jidl (an ihre Nachnamen erinnere ich mich nicht) aus Lida. Zur Strafe schickte man eine ganze Gruppe, der auch ich angehörte, nach Majdanek.

Über 2 Tage hielten sie uns ohne Essen, wir waren sicher, daß dies schon unser Ende sei. Wir warteten auf den Tod, als die beiden SS-Männer Schramm und Morfinkel kamen und bekanntgaben, daß sie uns unter der Bedingung, eine solche »Schweineerei« nie wieder zu tun, zurückbringen würden. Wir kehrten in die Lipowa 7 zurück.

Es ist mir nicht bekannt, wessen Verdienst das war.

Was jene zwei Jungen aus Lida betrifft, die geflohen waren, hörte ich nichts weiter über sie außer, daß es ihnen gelungen sei, ins Ghetto von Lida zu kommen.

So war ich also zweimal in Majdanek, 1941 zum ersten Mal, 1942 zum zweiten Mal, und ich bin lebend herausgekommen.

Soweit ich mich erinnern kann, leben aus dem Lager auf der Lipowa noch heute folgende Personen:

Jossie Jaśłowicz (zur Zeit Major der israelischen Armee, Haifa), Kleszczewski (Tel Aviv, Beschäftigter bei »Bedek«³¹), Aronowicz (Giwataim, »Bedek«), Oszarowski Pinchas (Tel Aviv, »Super-Sol«³²), Cynowicz (Major der israelischen Armee), Kuda Rand (Haifa, »Ata«³³), Berezyn Dow, Sterdyner (Israel, Hadera), Ezrati Józef (Lod), Kandlik Szlomo (Tel Aviv), Sussman (Naharya), Doliński (Holon), Gruber Szlomo und Mitek (Ramat Gan – USA), Reznicki, Szajke Holcman, Pseudonym Stefan (USA), Sikulski Jan (in Polen)

29 Deutsche Ausrüstungswerke, 1939 gegründetes SS-Unternehmen, das Zivilarbeiterinnen und -arbeiter aus Zwangsarbeits- und Konzentrationslagern für seine Zwecke verwendete. Nach Benz u.a. (Hrsg.): *Enzyklopädie des Nationalsozialismus*. München 2001, Seite 743.

30 AKP – Abkürzung für »Armee Kraftfahrpark«.

31 Israelische Flugzeugbaufirma.

32 Israelische Supermarktkette.

33 Firma für Textilwaren.

und wenige andere, deren Namen ich schon nicht mehr erinnere. Die Mehrheit der Genannten kämpfte später bei den Partisanen. Nur Aronowicz und Sterdyner gingen mit mir durch die Hölle im Wald bei Chełm, blieben am Leben, und wir drei sagten 1962 im Prozeß gegen die Deutschen aus.

Versuch eines bewaffneten Kampfes in der Lipowa 7:

Wir waren Militärs. Kein Wunder, daß wir verschiedene Versuche eines bewaffneten Aufstands gegen die Deutschen unternahmen, leider erfolglos. Ich will mich nicht auf Einzelheiten einlassen, die Romek Fischer am besten kennt, der darüber erschöpfende Informationen geben kann.

Auf der Lipowa haben wir bis zum 2. November 1943 durchgehalten.

3. November 1943, Liquidierung der Lipowa 7, Transport nach Majdanek:

An diesem Tag trieb man die restlichen in Lublin und Umgebung verbliebenen Juden zusammen, und zusammen mit uns wurden alle nach Majdanek transportiert. Wir kamen auf das Feld 5, wo die ganze Zeit auf der einen Seite ein Orchester spielte, und auf der anderen spielten die Maschinengewehre, massenhaft die Ankommenden erschießend.

Einer der Deutschen führte noch eine Selektion durch, die 300 gesündesten, kräftigsten Männer und 300 Frauen herausnehmend. Als er zu mir kam und mich nach meinem Beruf fragte, antwortete ich instinktiv: Tischler. Nicht nur deshalb, weil ihnen Leute dieses Berufes nützlich waren, sondern auch und deshalb, weil sie selbst Schlächter waren, mit dem grundlegenden Unterschied, daß sie Menschen wie Vieh schlachteten.

In Gruppen von 10–15 Personen brachte man uns zu den Baracken, wohin abends der Sturmbannführer Rohlfing in schmutzigen Schuhen, bespritzt mit Menschenblut, mit einer Flasche Wodka, die ihm aus der Tasche ragte, kam. Er war nicht ganz nüchtern. Er erklärte uns, daß alle anderen umgekommen seien, wir aber zu den Auserwählten gehörten, die am Leben bleiben würden. Wie gewöhnlich schenkten wir den Worten des Deutschen keinen Glauben.

In diesen Baracken blieben wir zwei Wochen untätig.

Eines Tages wählte Rohlfing 61 Männer aus; man stellte uns vor der Baracke auf, und wir hörten: *»Sei[t] heute seid ihr nicht mehr als Kriegsgefangene angesehen. Ihr seid jüdische Häftlinge, die keinerlei Lebensrecht mehr haben. Ihr seid die auserwählten Juden, die auf einen Kurort gebracht werden zu leichter Arbeit.«*

Nach der Ankunft auf der Lipowa 1941 konnten wir noch um unser Dasein als Gefangene kämpfen und hegten eine Art Siegeshoffnung in diesem Kampf, doch nach all dem, was wir in Majdanek gesehen hatten, waren wir uns im klaren darüber, daß diese Möglichkeiten unwiederbringlich verloren waren.

Die auserwählte Gruppe war auch nicht von einheitlicher Zusammensetzung, unter uns befanden sich auch Zivilisten.

Fahrt in den Wald nach Borek bei Chełm – November 1943:

Aus diesen 300 Personen wählte man 61 Männer. Aus einem Magazin gab man uns Decken, Schalen, Löffel.

Man erklärte uns, daß wir »ausgewählte Juden« seien, die zu einem Kurort führen, wo wir gute Arbeit bekämen; man ermahnte uns auch, nicht zu fliehen. Dann verlud man uns auf 3 Autos zu je 20 Personen, und auf ein Auto das ganze Gepäck. Unsere Wagen wurden mit Planen bedeckt, so daß wir nicht sehen konnten, wohin wir fuhren. Wir orientierten uns nur an der allgemeinen Richtung. Zu diesem Zeitpunkt gab es schon keine militärische Organisation mehr, denn unter uns waren auch Zivilisten, die aus jener Gruppe herausgenommen worden waren. Weil wir das Gebiet nicht kannten, wie ich schon erwähnt habe, konnten wir die Straße unter den Planen auch nicht beobachten, wir wußten nur, daß die Straße nach rechts nach Chełm führte und nach links gen Lublin. Wir einigten uns, daß im Falle, daß wir nach Lublin fahren sollten, wir unterwegs aus dem Wagen springen. Es stellte sich heraus, daß die Wagen auf die Straße nach Chełm einbogen und an einer bestimmten Stelle abbogen, aber wir konnten uns nicht orientieren, wohin. Als wir anhielten, zeigte sich, daß wir im Wald einige Kilometer hinter Chełm waren. Die Wagen hielten, nachdem laut »Halt!« gerufen worden war. Uns erwartete ein Schupo-Kommando, zahlenmäßig größer als das unsrige. Nachdem wir die Wagen verlassen hatten, gingen wir noch ca. 0,5 km zu Fuß.

Vor uns ein Platz, dort stand eine mit einem sehr hoch reichenden Stacheldrahtzaun abgegrenzte Baracke, Wachstube und Küche. Das war alles, was wir über unseren neuen Aufenthaltsort wußten.

Ich hielt mich zusammen mit meinen Kollegen aus Grodno, Nuchem Edelsztajn, Dawid Pikawer, Izak Berman und Godl Kopulski. Nach dem Entladen der Autos gingen wir mit dem Gepäck in unsere Baracke. Die Tür war so schmal, daß nur ein Mensch durchgehen konnte. Innen standen Pritschen.

Wir bekamen ungewöhnlich gute Lebensmittel, jeder einen Liter Wodka, Zigaretten, Fleisch, Brot, sogar Wasser, das andernorts sehr rar war, hatten wir in beliebiger Menge. Man schlug uns nicht.

So hielt man uns zwei Wochen, in denen wir nichts taten, uns physisch erholten. Was war das denn für ein Kurort? Ein Gedanke nagte ununterbrochen an uns, wo befinden wir uns? Und wozu?

Hier passierte nichts, außer Holz, das man herbeischaffte, brachten sie verschiedene Maschinen, deren Nutzen wir nicht verstanden, Chlor, Diesel, Metallsiebe, Tragen aus Metall, Hacken, Bootshaken. Und erneut stellte sich die Frage: Wozu das alles?

Unsere einzige Beschäftigung während dieser Zeit bestand im Abladen jener Werkzeugtransporte.

Rohlfing, der der Kommandant dieses Lagers war, wählte aus unserer Mitte einen neuen Kommandanten. Es war Oskar Berger.

Es fiel auch auf, daß es mehr Deutsche gab als uns, 60 Wachmänner, Gestapoleute und andere Deutsche, die ständig mit Autos ankamen.

An jeder Ecke der Baracke standen zwei Wachmänner. Rohlfing selbst ging mit einem Maschinengewehr in den Händen in die Baracke, andere Deutsche standen draußen. Nachts war es möglich, die Baracke für das Notwendige zu verlassen. Die ganze Nacht hindurch brannte eine Lampe.

Eines Tages nach dem Mittagessen kam Rohlfing, der in Lublin wohnte, und rief Berger zu: »Berger, zehn Freiwillige«. Jeder von uns wollte sich freiwillig melden, um zu erfahren, worum es wirklich ging, gleichzeitig fürchtete sich jeder von uns, womit es enden wird. Unter den 10 Freiwilligen war auch ich. Die Neugier besiegte die Angst.

Enterdungsaktion. Sonderkommando 1005:

Rohlfing führte uns an einen Platz nicht weit von der Baracke, wo wir uns im Abstand von 3 Metern aufstellten. Man gab uns Schaufeln zum Graben, schließlich befahl man uns zu graben.

In genau dem Moment, als die Schaufel sich eingrub, sah ich einen menschlichen Schädel, dem ich mit meiner Schaufel das Haar abgeschnitten hatte. Sofort gab es einen unerträglichen Gestank. Ich sagte zu Rohlfing: »Hier liegt ein Mensch.« Und er darauf: »Was denkst du, da liegen doch Figuren« !?! »Was heißt das« – fragte ich erneut. Doch statt einer konkreten Antwort trank er einen Schluck Wodka, und der SS-Mann Rudi Theimer gab mir eine Zigarette: »Hier eine Zigarette, und mach weiter.«

Als wir die oberste Erdschicht abgetragen hatten, sahen wir Leichen von sowjetischen Gefangenen, gefesselt mit Drähten.

Nach zwei Stunden endete die Ouvertüre zu unserer zukünftigen Arbeit.

Währenddessen gingen unsere Kollegen, die zurückgeblieben waren, unermüdlich um die Baracke herum und beobachteten, was wir taten, und erwarteten ungeduldig unsere Rückkehr.

Sofort waren wir uns über die Sache im klaren, daß wir hier enden werden und sie uns wahrhaft erledigen. Deshalb entschlossen wir uns nach der Rückkehr in die Baracke, wo wir unseren Kollegen die Neuigkeiten mitteilten, für einen Fluchtplan.

Am nächsten Tag ging erneut eine Zehner-Gruppe zur Arbeit, und von da an wechselten wir uns jedesmal zu zehnt ab – zunächst beim Graben, dann beim Ablegen der Leichen mit Hilfe der Hacken unweit des Grabes, wo man einen Meter lange Holzpfähle aufstellte, auf sie eine Schicht Leichen und so fort bis zum Erreichen der 1.000. Es war uns nicht erlaubt, die Leichen mit den Händen zu bewegen, nur mit den Bootshaken.

Die Deutschen kannten sehr genau die Zahl der Leichen in diesem Massengrab, denn Rohlfing hatte eine Liste, und anhand dieser kontrollierte er die Zahl der ausgegrabenen Körper. Als Beweis dafür, daß er ihre genaue Zahl kannte, zeugt der Fakt, daß

ein Deutscher während der Kontrolle eines der Gräber sagte: »Nein, hier fehlen noch ungefähr 8 Menschen.« Wir gruben weiter, dann rutschte eine Decke aus Erde ein, unter der wir 7 oder 8 Leichen fanden. Am Ärmel eines von ihnen hatte sich noch eine Binde mit dem Davidstern erhalten, von da an wußten wir, daß dies jüdische Gräber waren.

Das erste Grab, das wir aufgruben, war ca. 100 m lang, 3 m breit und ca. 4 m tief. In ihm befanden sich ca. 10.000 Leichen. Die an der Wand Liegenden waren gelb, fingen an zu zerfallen, die in der Mitte hingegen hatten sich gut erhalten, waren grau, unberührt und hatten weiße Haut. Auch die Haare hatten ihre Farbe behalten. Täglich gingen wir zur Arbeit und lagerten die ausgegrabenen »Figuren« in Schichten. Rohlfing fragte stets den jüdischen Zähler: »Wieviel hast du?« Wenn es auf dem Stoß 1.000 Leichen waren, entzündete man ihn. Die Verbrennung dauerte 3–4 Tage, das Aufstapeln auch. Der Rauch ging Richtung Chefm.

Die Gräber schüttete man mit Chlor, dann mit Erde zu, schließlich mußte man Gras darauf säen. Die Asche hingegen kehrte man zu einem Haufen und siebte sie durch Siebe, auf denen Goldzähne oder andere wertvolle Sachen liegenblieben, die durch das Feuer nicht zerstört worden waren.

Schließlich verstreute man die durchgesiebte Asche auf den Feldern.

Die Deutschen hatten von dem Gold nicht viel Nutzen, denn wir waren daran interessiert, einen Teil davon zu verstecken, um nach der Flucht Gebrauch davon zu machen. In dieser Sache herrschte jedoch Disziplin unter uns; jeder von uns gab den anderen immer an, was er behielt, um es später zwischen allen zu teilen.

Die Organisation der Flucht: erster Tunnel.

Vom ersten Moment an, als wir angefangen hatten, die Leichen auszugraben, existierte für uns nur ein grundlegendes Problem: von hier zu fliehen, so schnell wie möglich. Nach dem Ausgraben von etwa 10.000 Leichen aus den Gräbern begann man neue zu bringen, wahrscheinlich aus Majdanek, sei es mit den Autos, in denen man sie wahrscheinlich vergaste, oder mit gewöhnlichen Lastwagen, aber wir verstanden, daß sie uns nicht lange hierbehalten würden und daß letztendlich wir selbst die letzten Opfer sein würden.

Zum Glück waren unter uns Militärs, die Sachverstand hatten – vor allem der Pionier Cajger (umgekommen), aber auch Tischler, Elektromonteur und andere.

So wurde eine Untersuchung des Berges durchgeführt, unter dem wir uns befanden, und schließlich entstand der Plan eines Tunnels, dessen Ausgangspunkt unsere Barake war, die auf Pfählen stand. Man entfernte die Bretter vom Fußboden und grub ein Rechteck 2.10 m in die Tiefe und von diesem Tag an einen Tunnel, dessen Ausgang sich jenseits der Stacheldrähte befinden mußte, gen Wald. Diese Arbeit führten wir natürlich nur in der Nacht durch.

Es mußten zwei Leute runtergehen, einer grub, der andere holte die Erde; zuerst mit den Händen, dann mit einer Tasche, schließlich mit einer Kiste. Für die Aufrechterhal-

tung der Verbindung zu den Verbliebenen hatten beide Grabenden eine Schnur, an der man im Bedarfsfall ziehen konnte. Und so rückten wir vor, Schritt für Schritt, abwechselnd arbeitend. Auch ich nahm daran teil.

Schwierigkeiten entstanden dann, als das Tauwetter einsetzte und die Erde naß wurde. Sie sank dann ab, und das Loch nahm eine runde Form an und ließ nur Robben zu.

Als Beleuchtung bei dieser Arbeit benutzten wir zunächst eine Öllampe, aber je tiefer wir vordrangen, desto weniger Luft gab es, die Lampe begann zu erlöschen. In der Dunkelheit konnte man nicht arbeiten. Dann verlegte unser Elektromonteur einen elektrischen Draht mit Glühbirne und Kontakt aus der Baracke, und die Arbeit ging weiter.

Aufgrund verschiedener Erdschichten, fester und weicher, war der Tunnel natürlich nicht eben, nichtsdestotrotz schafften wir es bis 10 m hinter den Stacheldraht.

Einmal war ich so weit, daß ich fürchtete, daß die Erde sich auf mich absenken könnte und mich lebendig begraben würde. Ich gab ein Zeichen mit der Schnur und stieg heraus, meldend, daß die Erde absinkt und abfällt. Es stellte sich heraus, daß es gut war, daß ich es bemerkt hatte, dank dessen wußte Cajger, an welcher Stelle der Tunnel befestigt werden mußte, und fertigte eine Holzdecke aus Brettern und Stützen an.

Man muß wissen, daß wir schnell mit dieser Arbeit fertig wurden, und gemäß unseres Planes – war zu Weihnachten alles fertig. Wir dachten nämlich, das ist die beste Zeit zur Flucht, wenn ein Teil der Deutschen im Urlaub sein wird.

Es kam aber zu einer unvorhergesehenen und gefährlichen Störung. Einer der Zivilisten sagte uns im bestimmten Moment, daß, wenn wir nicht aufhörten zu graben, er den Deutschen unser Vorhaben verrät. Im ersten Moment erblaßten wir alle, dann jedoch kamen wir zu dem Schluß, daß für den Fall, daß es keinen anderen Ausweg gäbe, wir diesen einen beseitigen werden müssen, um 60 zu retten. Doch einen Menschen zu töten, ist nur eine einfache Sache für die Deutschen, nicht für uns. Und deshalb warteten wir, vielleicht würde er seine Meinung ändern. So verging Weihnachten und Neujahr. Die Deutschen kamen aus dem Urlaub zurück, und wir waren nach wie vor auf der Stelle.

Die Deutschen bauen einen Bunker in der Erde:

Nach Neujahr wählten die Deutschen eine Stelle nicht weit von der Baracke, und Arbeiter – nicht wir – fingen an, irgendein Loch zu graben. Sie fuhren Torf, Holz, Balken heran, und wir wußten wiederum nicht, worum es geht. Vielleicht bauen sie ein Krematorium?

Nach dem Ende der Bauarbeiten zeigte sich, daß es ein tiefes, viereckiges Grab mit Torfboden war, in dem Pritschen montiert wurden und das mit einer Eisentür zum Heben verschlossen war, die außerdem von außen mit einem Stab verriegelt wurde. In der Eisentür waren eingelassene Rohre, um Luft hereinzulassen.

Nach dem Mittagessen befahl man uns, die Sachen, die zum Schlafen notwendig sind, aus der Baracke zu nehmen, die anderen dort zu belassen und uns in dieses Grab zu begeben. Wir konnten nicht glauben, daß man das für uns vorbereitet hatte, und die Ursache erfuhr ich erst im Mai 1962 während des Theimer-Prozesses in Deutschland, wo

ich Zeuge gegen ihn war. Die Deutschen waren zu dem Schluß gekommen, daß wir uns allzusehr in dem neuen »Beruf« eingearbeitet hatten und wir gefährlich werden könnten, d.h. fliehen wollten.

Man zählte uns alle, die in den Bunker hineingingen. Dort angekommen, bekamen die Menschen einen Koller. Rolicki zum Beispiel, der von Natur aus sehr korpulent war, fing an, alles in sich hineinzuschlingen, was er an Essen besaß. Jeder drehte auf seine Weise durch.

Durch die Belüftungsrohre hörten wir die Deutschen sprechen, letzten Endes rief Rohlfing Berger heraus. Nach einer Weile hörten wir einen Schuß. Wir waren sicher, daß er ihn erschossen hatte. Nach 10 Minuten rief man wieder den Nächsten: »Raus!« – und wieder ein Schuß. Und so wiederholte sich dies alle 10 Minuten, bis endlich einer von uns, der hinausgegangen war, auf hebräisch rief: »Die legen uns in Ketten.« Jetzt war ich an der Reihe.

In Ketten gelegt:

Hier das Bild, wie ich es sah, als wir aus diesem Grab herausgingen, in das man uns gezwungen hatte: Deutsche saßen ringsherum; mit dem Gesicht zur Erde, die Füße eines Häftlings lagen auf dem Amboß, an den Gelenken brachte man dicke, eiserne Reifen mit Nieten an, und an diese hängte man Ketten mit einer Länge von 75 cm, beide Beine bindend.

Diese Prozedur durchging jeder von uns, und danach gingen wir zur Baracke. Am Hosengürtel banden wir die Kette mit einer Schnur, so daß sie das umgekehrte Abbild des Buchstaben »V« zeigte, und uns war es leichter, die Last zu tragen und uns zu bewegen.

Rohlfing rief uns zusammen und sagte: »Jetzt könnt ihr davonlaufen!«

In der Baracke schaute einer den anderen an, und wir kamen zu dem Schluß, daß dies schon unser Ende sei.

Abends beim Appell führte man eine Kontrolle der Nieten und Ketten durch. Und so war es jeden Tag. Die Nacht verbrachten wir im Bunker, tagsüber war es erlaubt, sich in der Baracke aufzuhalten, wenn man im Moment keine Aufgabe auszuführen hatte.

Von dem Moment an, als sie uns in Ketten gelegt hatten, veränderte sich auch das Essen in Hungerrationen. Man gab uns Grünzeug, Brennesseln, wenig Brot, verfaulte Kartoffeln und Rüben, und sie nahmen die Zigaretten weg. Diese Hungerration betrachteten wir als den Anfang vom Ende.

Zweiter Tunnel:

Aber wir brachen nicht seelisch zusammen. In uns war eine ungewöhnliche Kraft und ein Lebenswille; dann kamen wir erneut zu der Entscheidung, daß man trotz drohender Gefahr und eventuellen Verrats zusammen mit Fesseln und Ketten fliehen muß. Jetzt planten wir einen Tunnel in eine andere Richtung als zuvor. Er sollte aus dem Bunker

zu den Gräbern mit den frischen Leichen führen, die ca. 15 m entfernt waren. Es waren frische, 40 m lange Gräber, in die – wie ich schon erwähnte – wir die mit Autos gebrachten Leichen warfen oder an Ort und Stelle durch Theimer, Raschendorfer und andere Gestapo-Männer lebend Erschossene.

Sterdyner zog ihnen die Kleidung aus. Einmal fand sich unter den Getöteten ein christliches Ehepaar. Der Mann hatte gute Schuhe an. Sterdyner fragte um Erlaubnis, diese zu behalten, und erhielt sie.

In einer gemeinsamen Sitzung besprachen wir die Richtung des Tunnels, wieder vermaßen sie das Gelände, sie einigten sich darüber, wo der Sand hinzuschütten sei. Während der Diskussion kam man zu verschiedenen Standpunkten, jeder gab eine andere Stelle an, wo der Beginn des Tunnels sein sollte, letztlich konnten wir uns nicht einigen und gingen schlafen. In der Nacht hatte ich einen Traum. Es mag lächerlich erscheinen, und ich selbst glaube nicht an Träume, aber es war der Fakt, daß ich von meiner Mutter träumte und sie diese wenigen Worte sagte, die ich bis heute erinnere: »Grabt unter deinem Bett, von dort gehst du heraus.« Morgens erzählte ich den Traum meinen Kollegen und – oh Wunder! – sie stimmten zu. In der nächsten Nacht fing die Arbeit an. Mit den Händen nahmen wir den Torf vom Boden und begannen zu graben. Diesmal hatten wir insofern eine einfachere Aufgabe, als daß man kein Loch graben mußte, weil wir schon in einem waren, nur einen seitlichen Kanal. Die ganze Nacht haben wir gearbeitet. Nach mehreren Nächten Arbeit gelangten wir durch eine Öffnung nach außen. Die letzten Tage hatten Schnee gebracht, mit dem wir den Ausgang verbargen. Aber vor uns standen noch zwei schwere Probleme zur Lösung: die Beseitigung der Ketten und die Reihenfolge der Flucht.

Beseitigung der Ketten:

Die Fesseln hätten uns sofort während der Flucht verraten, wenn wir uns entschieden hätten, in ihnen hinauszugehen.

Unter uns war ein Schlosser, Reznik aus Kowlo (kein Verwandter von mir), der Stahlteile vorbereitet hatte, die dazu dienen sollten, die Fesseln und Ketten zu brechen. Davon brachte er zehn Stück in den Bunker. Dort brachte er uns bei, wie man die Ketten zerbricht. Neben einer gewissen Geschicklichkeit erforderte diese Tätigkeit physische Kraft. Deshalb haben wir entschieden, daß die Stärkeren den Schwachen helfen. Wir mußten nämlich alle zusammen fliehen, damit keiner zurückbleiben konnte, da er umgekommen wäre und die anderen verraten hätte.

Auslösung:

In welcher Anordnung sollten wir fliehen, da durch den Tunnel nur ein Mensch gleichzeitig hinausgehen konnte. Wer geht als erster, wer nach ihm? Schließlich einigten wir

uns darauf, daß die ersten 10 Freiwillige sind. Ich war unter ihnen. Die weiteren zogen Lose. Die letzten zwei Lose zogen Eli Bart und der, der die Leichen zählte (den Namen erinnere ich nicht). Es wurde eine Namensliste angefertigt, und jeder stand hinter seiner Nummer. In diesem Moment war die Disziplin außerordentlich. Jeder erhielt eine Schlinge, damit er sich im Falle der Ergreifung selbst erhängen konnte. Meine habe ich erst einige Jahre nach dem Krieg verloren.

Wir nahmen auch etwas Brot für unterwegs mit.

Jetzt fand die Beseitigung der Ketten statt. Der Schlosser Reznik beseitigte seine und half anderen, Schwächeren. Nach ihm faßte jeder Mut, um so mehr, da wir um eines wußten: Es gibt kein Zurück mehr, einen anderen Ausweg haben wir jetzt schon nicht mehr.

Ich zerriß meine Kette, dann die von vier anderen aus Grodno, von denen ich vorher berichtet habe, und noch von weiteren vier Kameraden, deren Namen ich nicht erinnere. Weil mir noch ein freier Moment bis zur Zeit meines Ausstiegs blieb, entfernte ich mir sogar die Reifen von den Beinen.

Ausgang in die Freiheit:

Zuerst ging aus freien Stücken Licki, der Organisator unseres Vorhabens. Ich war zehnter.

Schon vorher zählten wir ab, wann der Wachwechsel erfolgt, und 15 Minuten später starteten wir. Es war 10:15 Uhr am Abend, in der Nacht vom 23. zum 24. Februar 1944, von Donnerstag auf Freitag. Woher ich weiß, welcher Wochentag war, erzähle ich später.

Vor dem Ausstieg verteilte man verschiedene Aufgaben. Wir sollten den Telefondraht in die Stadt unterbrechen, den Stacheldraht der Lagerumzäunung durchschneiden, in der Zeit in die Wachstube eindringen, wenn die Deutschen schlafen werden, Granaten stehlen und diese werfen, sich im Hintergrund verbergen. Das jedoch sollte erst stattfinden, wenn alle schon frei wären. Jeder sollte so lange in dem Leichengrab bleiben und warten, bis der letzte das abgesprochene Zeichen gibt, daß er rausgekommen ist.

So hat es sich leider nicht ereignet.

Im Grab traf ich die aus Grodno, die nach mir kamen, und Aronowicz.

Es befand sich unter uns der bereits vorher erwähnte, sehr dicke Rolicki aus Wilna. Der Ausgang war für ihn vermutlich zu eng – aber er konnte aus verständlichen Gründen nicht sehr weit sein, weil er sonst zusammengefallen wäre und unsere gesamte Arbeit verraten hätte, und er [Rolicki] hatte offenbar begonnen zu schieben. Es entstand eine Bewegung, die die Wache hörte.

Die Deutschen wußten nicht, was los war, sie dachten nicht an uns, weil sie augenblicklich Raketen losließen, die den Wald erleuchteten, die Partisanen im Auge habend, an denen es in dieser Gegend nicht mangelte.

Uns blieb nichts anderes, als die Stelle zu verlassen. Aber wir zerstreuten uns, weil es im Wald leicht ist, die Verbindung zu verlieren, und ich weiß gar nicht, wie es dazu kam, daß ich vollkommen allein war, mit mir führend einzig ein Stück Brot, die Schlinge und die Rasierklinge für den Handgelenkschnitt.

Die Raketen, den Wald erleuchtend, zeigten mir den Weg. In einem Moment fiel ich oder lehnte mich an einen Baum, um nicht sichtbar zu sein, aber dann im Dunkeln konnte ich weitergehen und zum Waldrand gelangen.

Das Freiheitsdilemma:

Ich fand mich in mir völlig unbekannter Gegend wieder. Wohin mich wenden? Rechts? Links? Geradeaus? Instinktiv wählte ich den Weg geradeaus durch die Felder, und wieder fand ich mich im Wald. Ich ging die ganze Nacht, und sie erschien mir so lang wie ein Jahrhundert, ich dachte, daß sie nie enden würde. Plötzlich hörte ich Hundegebell. Das bedeutete, daß ich in der Nähe einer menschlichen Siedlung war. Aber die Hunde rochen mich und begannen sich zu nähern. Ich stand ausgestreckt wie eine Saite und bewegte mich nicht von der Stelle. Sie gingen weg. Ich ging zu irgendeinem Gut, ohne zu wissen, wem es gehört. Ich stand bei der Scheune und schlief sofort stehend ein. Im Traum sagte ich zu mir: Halt nicht an, geh weiter. Ich ging weiter, was eine gute Sache war, denn es war ein deutsches Gut. Dann sah ich wieder einen Baum, der zum Schlaf lockte, und wieder befahl mir irgendeine innere Stimme, den Marsch fortzusetzen. Am Morgen kam ich zu einer Landstraße, ich sah Leute und ein Pfarrhaus. Ich fragte, wo ich war: Es war Rejowiec³⁴ bei Chełm.

Hilfe von seiten eines polnischen Priesters:

Ich ging in die Kirche, wo ich auf irgendeinen Mann traf und nach dem Priester fragte. Dieser antwortete mir jedoch nicht. Es stellte sich heraus, daß er der Bruder des Priesters, aber taub war, wie mir eine Frau erklärte und mir den Weg zeigte. Der Priester, dessen Name mir nicht bekannt ist, empfing mich. Ich erzählte ihm die ganze Wahrheit, daß ich Jude bin und ihn in Gottes Namen um Hilfe bitte. Er nahm mich mit in eine Kammer, befahl mir, die stinkende Kleidung auszuziehen, die man wusch, man gab mir am Tisch zu essen, wobei der Priester sich entschuldigte, daß »es heute Freitag, am Fastentag, kein Fleisch gibt«. Daher weiß ich, daß es in der Nacht von Donnerstag zu Freitag war, als wir geflohen waren. Ich schlief aus, zog saubere Kleidung an, aber der Priester sagte mir: »Mein Sohn, ich kann dich nicht halten, ich gefährde die gesamte Kirche, du mußt gehen.« Wohin? Wohin willst du gehen? – nach Lublin. In der Nacht zeigte er mir den Weg über den Friedhof, gab mir Brot und segnete mich mit seiner Hand auf meinem Haupt. Zum Abschied sagte er: »Hier auf den Dörfern sind alle Partisanen, sowie du einem Fuhrwerk beegnest, setz dich hinein, sie werden dich hinfahren.«

Ich ging. Ich traf auf kein Fuhrwerk, aber dafür fiel ich in irgendeinen engen, tiefen Graben, aus dem ich auf keine Weise rausklettern konnte. Ich war schon überzeugt, daß

³⁴ Etwa 15 Kilometer südwestlich von Chełm gelegene Ortschaft.

ich hier umkomme, dann letztlich drückte ich meinen Rücken an die eine, die Füße an die andere Wand und kam so langsam nach oben, bis ich mich – wie, weiß ich nicht – auf der Landstraße befand. In der Nacht konnte ich mich jedoch nicht nach der Richtung orientieren und begann eigene Spuren zu suchen, um nach Chelm zurückzugehen. Ein vorbeifahrendes Auto ließ mich dank seiner Lichter die Wegweiser lesen. Die Straße nach links also führte nach Lublin. Ich war ganz allein auf der Straße, als ich wieder sich aus der Ferne nähernde Maschinen sah. Ich sprang schnell in den Wald und fiel ins Wasser, das mir bis zur Taille reichte. Von dort stieg ich auf einen Baum. In Richtung Landstraße blickend wurde mir klar, daß das Autos mit Gendarmerie und SS sind, in Richtung unseres Lagers fahrend – wie ich mich orientieren konnte. Also war unsere Flucht schon bekannt geworden und nicht gelungen.

Mit vom vorherigen Unfall schmerzdem Bein ging ich zu einem Gut, das 6 km von Lublin entfernt lag. Gerade wurde Heu für ein Syndikat in der Fabrikstraße geladen. Ich bat um eine Zigarette und die Mitnahme nach Lublin. Sie stimmten zu. Als wir an Majdanek vorbeifuhren, sah ich, daß dort noch Menschen waren.

In Lublin ging ich nach Bronowice, zu Christen, die mir noch von früher bekannt waren.

Versteck in Lublin:

Ich mußte wie ein Ungeheuer ausgesehen haben, weil meine Bekannten erschrakten, als sie mich erblickten. Sie hatten Angst, mich in ihrer Wohnung zu behalten, deswegen saß ich bis zum Abend in einem Außenklo. Dort hat man mich versorgt und abends für die Nacht in einen Keller mit Kartoffeln gebracht. Am Morgen ging ich erneut in das Klo und saß dort den halben Tag. Ich bat um einen Kontakt zu den Partisanen, aber sie wollten mir dabei nicht helfen.

Ich ging dann zu einem anderen mir bekannten Polen, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnern kann. Er hat mich gut aufgenommen, und er schlug vor, einen Tunnel unter dem Fußboden zu machen, wo ich mich verstecken könne. Leider stellte sich heraus, daß meine Ankunft von einem Volksdeutschen beobachtet worden war, der sofort in der Wohnung erschien. Ich konnte mich noch rechtzeitig hinter einem Vorhang verstecken und hörte seine Worte: »Ich habe Jozek gesehen, er soll weg von hier, ich verrate ihn nicht.«

Sodann gab mir der Hauswirt die Mütze eines Bahnbeamten und andere Kleinigkeiten, und ich ging weg. Ich irrte hilflos durch die Stadt, bis mir noch eine andere bekannte Person einfiel, eine ältere Frau, Stefania Bojarska aus der DREWNIANAstraße 18. Sie ist die Witwe eines Bahnbeamten, und ich halte mit ihr bis heute Kontakt. Sie hat mich außerordentlich freundlich aufgenommen, gab mir Kleidung ihres Mannes, behandelte mein schmerzdem Bein mit Umschlägen und – was am wichtigsten war – sie entlastete mich. Mein Bett war versteckt in einem kleinen Zimmer ohne Fenster unter einem Tisch. Anfänglich hielt ich mich am Tage auf dem Dachboden auf, aber als starker Frost einsetzte, blieb ich gleich in der Wohnung. Während des Tages erledigte ich verschiedene Hausarbeiten.

Frau Bojarska hatte ihren vierjährigen Enkel Mikołajek bei sich. Interessant war das Verhalten dieses Kindes. Als seine Mutter Wanda Kopczyńska, die ich auch von früher kannte, zu Besuch kam und mich sah, fing sie an zu weinen, gab mir Zigaretten und sah es als selbstverständlich an, daß ich mich im Haus ihrer Mutter befand. Aber sie handelte mit Deutschen, die sie manchmal zur Mutter brachte, und deshalb fürchtete sich Frau Bojarska, daß dies noch zu irgendeinem Unglück führe, nicht durch Verrat des Kindes, aber der Tochter. Der Bursche war nämlich ungewöhnlich vernünftig und verriet vor niemandem, daß ich mich bei ihnen zu Hause befand. Vielmehr, als die Tochter eines Tages zur Mutter kam, sagte diese ihr, daß ich gegangen sei. Versteckt im anderen Zimmer hörte ich, wie Mikołajek, von der Mutter über mich ausgefragt, ohne zu stottern antwortete, daß ich nicht da sei und er nicht wisse, wohin ich gegangen sei.

Nach zwei Monaten entschloß ich mich doch zu gehen, obwohl die Befreiung tatsächlich schon nah war. Ich bekam Kontakt mit den Partisanen und ging am 20. 6. 1944 in die Parczewskie-Wälder, von wo ich mit der Armee nach Lublin zurückkehrte. Ich trat in den Milizdienst ein und arbeitete im III. Kommissariat.

Die Polnisch-Sowjetische Kommission untersucht die Hitler-Verbrechen:

1944 wurde ich von der Polnisch-Sowjetischen Kommission verhört, die die Verbrechen in Majdanek untersuchte, anschließend ging ich mit der Kommission zu einem Lokaltermin nach Borek.

Heute kann ich mich an die Einzelheiten meiner Aussage nicht mehr erinnern, die man mir in der 06,³⁵ wo sich die Abschrift befindet, vorgelesen hat. Es war vor dem Eichmann-Prozeß, in dem ich als Zeuge ausgesagt habe.

Ich möchte hier aus dieser Zeit nur an die für mich eigenartig klingenden Worte des sowjetischen Staatsanwalts erinnern, die er nach der Abgabe meiner Aussage an mich richtete: »Jetzt erst fühle ich, daß ich Jude bin.«

1945 heiratete ich, ein Jahr später kam ich mit meiner Frau nach Deutschland, von wo wir 1947 versuchten, mit der »Exodus« nach Palästina zu gelangen. Angekommen sind wir aber erst 1948.

Hier im Land habe ich am Befreiungskrieg 1948 teilgenommen.

Der Prozeß gegen die Verbrecher von Borek:

Im Mai 1962 sagte ich in Heilbronn im Prozeß gegen zwei Gestapomänner aus Borek aus, Rudi Theimer und Paul Heilig. Leider befand sich unter den Angeklagten nicht der

³⁵ Im Zusammenhang des Prozesses gegen Adolf Eichmann gegründete Spezialeinheit der israelischen Polizei zur Ermittlung von Nazitätern und zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen. Dem Büro 06 gehörten zeitweilig mehr als 50 Beamte an, die Ermittlungen leitete Avraham Seliger. Siehe Tom Segev: *Die Siebte Million – Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung*. Reinbek 1995, Seite 445.

Kommandant des Lagers, Rohlfing, der nach dem Krieg eine hohe Position bei der Kriminalpolizei von Westfalen innehatte und 1960 festgenommen wurde. Er wurde nicht vor Gericht gestellt, da man ihn aufgrund einer Krebserkrankung aus dem Gefängnis entließ und er zwei Monate später ohne Verurteilung durch ein menschliches Gericht starb.

Aus Israel gab es drei Zeugen, die aus Borek am Leben geblieben waren; außer mir noch Sterdyner, Józef, aus Hadera und Aronowicz, Lipman, aus Giv'atayim, Rechov Hapizga 9. Wir sagten unter Eid aus.

Vor dem Gericht sagte ich aus, wie ich von Majdanek nach Borek kam und was dort passierte. Als ich feststellte, daß Theimer zusammen mit Raschendorfer vor meinen Augen zwei Männer, die an einem Grab standen, erschossen hatte, sagte der Angeklagte: »Davon weiß ich gar nichts.« Der Wahrheit entsprechend erklärte ich sodann, daß ich Theimer aufgrund seines glatten Gesichts auch erkannt hätte, wenn er nicht auf der Anklagebank gesessen hätte.

Hingegen konnte ich Heilig nicht identifizieren. Es waren jedoch andere Zeugen da, die ihn belastet haben.

Das Strafmaß war ungewöhnlich niedrig, weil Theimer nur 4 Jahre Gefängnis bekam, Heilig 3,5 Jahre.

Raschendorfer wurde bis heute nicht entdeckt.

Zuletzt wurde ich von der israelischen Polizei im Zusammenhang der Haftfestsetzung des Handke und des Dr. Sturm³⁶ aus Lipowa verhört (Handke, Barwass und andere sitzen im Zusammenhang des Hamburger Prozesses gegen Hahn,³⁷ den Leiter der Liquidierungsaktion von Warschau – mein Vermerk O.B.).

Diese Aussage habe ich nach bestem Wissen und Gewissen gemacht

(Unterschrift)
/ Józef Reznik /

Aufgenommen von:

(Unterschrift)
/ Dr. Olga Barniczowa /

Tel Aviv, März 1964

36 Dr. phil Georg Harry Sturm, geboren 1912, wurde wegen fünf Fällen gemeinschaftlicher Beihilfe zum Mord an mindestens 8.903 Menschen am 1. März 1973 vom Landgericht Wiesbaden zu zwölf Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Siehe *Justiz und NS-Verbrechen* (1968ff.), Band XXX, Lfd. Nr. 691a, Seite 487.

37 Ludwig Hahn (1908-1986), wegen der Deportation von Warschauer Juden in die Vernichtungslager im Juli 1975 vom LG Hamburg zu lebenslanger Haft verurteilt. Siehe Ernst Klee: *Das Personenlexikon zum Dritten Reich*. Frankfurt am Main 2003.

Zusammenfassung der Aussage

des Zeugen REZNIK Józef, Tel Aviv, Ibn Gawriol 94.

Inhalt

Polnischer Kriegsgefangener im September 1939
Durchgangslager für Gefangene in Kaiser-Steinbruch (Österreich)
Stalag 7a Moosburg/München
Lager 17 B Krems an der Donau, Stift Altenburg-Nonnen
Deutscher Spion, vor dem Krieg in Grodno lebend
Gefangenenlager in Görlitz
Verbot des Betreibens von »*Rassenschande*«
Vermeintlicher Gefangenaustausch
Lager in Lublin, Lipowastraße 7
Die innere militärische Organisation der Gefangenen im Lager
Die Arbeit der Gefangenen außerhalb des Lagers
Versuch eines bewaffneten Aufstands gegen die Deutschen in der Lipowa 7
3. November 1943 Liquidierung der Lipowa 7, Transport nach Majdanek
Fahrt in den Wald bei Chełm – November 1943
Enterdungsaktion Sonderkommando 1005
Organisieren der Flucht: erster Tunnel
Die Deutschen bauen einen Bunker in der Erde
In Ketten gelegt
Zweiter Tunnel
Beseitigung der Ketten
Auslösung
Ausgang in die Freiheit
Das Freiheitsdilemma
Hilfe von seiten eines polnischen Priesters
Versteck in Lublin
Die Polnisch-Sowjetische Kommission untersucht die Hitlerverbrechen
Der Prozeß gegen die Verbrecher von Borek

Die vorliegende Aussage ist einerseits ein wichtiger Baustein zu den Beziehungen in den Gefangenenlagern, besonders hinsichtlich der Behandlung der Juden, Soldaten feindlicher Armeen, die sich in den Gefangenenlagern in Deutschland befanden. Auf der anderen Seite liegt der Wert der Aussage darin, daß der Zeuge einer der drei am Leben gebliebenen Häftlinge ist, die im nicht auf den Lagerlisten notierten Lager in Borek bei Chełm beschäftigt waren. Es stellt sich heraus, daß Borek tatsächlich nicht als Lager betrachtet werden kann. Die Aufgabe, wie sie hier durchgeführt wurde, fällt unter

eine spezielle deutsche Aktion »Sonderkommando 1005«. Sie hatte das Verwischen der Spuren der hitleristischen Verbrechen auf den polnischen Gebieten durch die Ausgrabung – »Enterdungsaktion« – der Massengräber und die Verbrennung der Leichen zum Ziel. *Sonderkommando 1005* war aufgeteilt auf zahlenmäßig kleine Arbeitsgruppen, die unter der strengsten Kontrolle der Gestapo standen. Eines von diesen Arbeitskommandos war die Gruppe, in der sich der Zeuge befand, eine ähnliche Gruppe war auch in Piaski aktiv, wo sich Massengräber mit vielen tausend Erschossenen befanden. Man muß tatsächlich die ungewöhnliche Willensstärke zu leben sehen, und vielleicht hat der Zeuge recht, wenn er behauptet, daß es nur dank dessen, daß die Häftlinge in der Mehrheit Militärs waren, nach der Unmöglichkeit einer erfolgreichen Flucht durch den ersten Tunnel möglich war, einen zweiten zu bauen und auf diesem Wege hinauszugelangen. Leider blieben aus dieser 60er-Gruppe nur drei am Leben, die in den Prozessen gegen die Deutschen Theimer und Heilig im Mai 1962 aussagten. Ein genauer Bericht zu dem Prozeß ist in der Aussage des zweiten Zeugen, Aronowicz Lipman, erfaßt.

Olga Barniczowa

Namensverzeichnis

Deutsche:	Rohlfing Hermann, Lagerkommandant in Borek bei Chefm Rudolf Theimer “ “ von Riedel, Lager Lublin, Lipowa 7 Schramm Morfinkel Ausberg Barwass Sturm
Juden – Gefangene:	Dr. Krojt, Sergant Brand (Tel Aviv, Shd. Chen) später Partisan Fischer Romek (Giwataim) Wallach Jaslowicz Józek (Major der israelischen Armee, Haifa) Kleszczewski (Tel Aviv »Bedek«) Aronowicz Lipman (siehe seine Aussage) Oszarowski Pinchas (Tel Aviv, »Super-Sol«) Cynowicz (Major der israelischen Armee) Rand Kuba (Haifa, »Ata«)

Berezyn Dow
Sterdyner (Chedera, Zeuge im deutschen Prozeß)
Ezrati Józef (Lod)
Kandlik Szlomo (Tel Aviv)
Sussman (Naharya)
Doliński (Holon)
Gruber Szlomo und Mietek (USA)
Reznicki
Holcman Szajke (USA)
Sikulski Jan (Polen)
Edelsztajn Nuchem aus Grodno
Pikawer Dawid " "
Berman Isak " "
Kopulski Godel " "
Berger Oskar
Cajger
Rolicki
Licki

Polen:

Stefania Bojarksa und Wanda Kopczyńska
retteten den Zeugen

Wow, look at this! – Gespräch mit Zaki Reznik

Nach unserem ersten Treffen Mitte Juli in der Wohnung der Aronowicz' in Rishon mußten Zaki Reznik und ich den Termin für ein Gespräch ein paarmal verlegen, bis wir uns dann am 10. August zur Aufnahme verabredeten. Wir hatten den Bahnhof Ha'Hagana in Tel Aviv als Treffpunkt gewählt und telefonierten noch während ich im Zug war, damit wir uns nicht verfehlten. Es war heiß und sehr feucht an diesem Nachmittag, doch das schien für fast niemanden auf der Straße ein Grund zu sein, das Tempo zu drosseln. Zaki hatte mit seinem Fahrschulwagen so geschickt im absoluten Halteverbot der Busspur vor dem Bahnhof geparkt, daß er die Leute, die ihm ein Knöllchen verpassen wollten, rechtzeitig sehen konnte.

Mit Zaki gab es keine Unsicherheiten, was die gegenseitige Anrede auf englisch betraf, wir verwendeten unsere Vornamen. Während der Fahrt fragte er mich, ob ich Familie im Land habe und ob dies mein erster Aufenthalt in Israel sei. Ich erklärte ihm, wie ich mir unser Gespräch vorstellte, welche Fragen mich interessierten und wie lange die Aufnahme etwa dauern werde. Zaki hatte, wie zuvor schon Benny Aronowicz, keine Einwände gegen meine Vorschläge. Er entschuldigte sich, daß seine jüngste Tochter es nun doch nicht zu unserem Treffen schaffen würde. Ich hatte den Eindruck, daß Zaki wegen seines ungeübten Englisch etwas unbehaglich war. Möglicherweise hätte ihn die Gegenwart seiner Tochter, abgesehen von der Gelegenheit, ihr in einem anderen als dem familiären Rahmen etwas über die Geschichte seiner Eltern zu erzählen, beruhigt. Während der Fahrt sprang Zaki fröhlich von einem Thema zum anderen. Er erzählte mir von der Frau in Lublin, die seinen Vater nach der Flucht aus dem Waldlager von Borek versteckt hatte, von den Paketen, die Józef ihr bis zu seinem Tod nach Polen schickte, von seiner Arbeit als Fahrlehrer, von den Protestierenden, die auch in Yehud ein paar Zelte aufgebaut und Schilder mit ihren Forderungen bemalt hatten, schließlich von Yehud selbst, das vor der Gründung Israels ein arabisches Städtchen gewesen sei. Hier müsse er unbedingt anhalten, sagte Zaki, als wir nicht mehr weit von seiner Wohnung entfernt waren. Das sei nämlich ein Laden, in dem Speiseeis noch selbst hergestellt werde, und er habe Lust, später Eis zu essen.

In der Erdgeschoßwohnung des freistehenden Hauses, in dem Zaki mit seiner Familie lebt, stellte er mich seiner Schwiegermutter und der Tochter seiner Frau Olga vor. Wir stiegen ein Stockwerk höher, und Zaki fragte mich, ob der Eßtisch für die Aufnahme geeignet sei und was ich trinken wolle. Ein vielleicht zehnjähriger Junge mit Zahnsperre schaute Cartoons im Fernsehen und begrüßte uns vom Sessel aus. Air Condition lief in dem angenehm weitläufigen Raum mit Küchenzeile und Wohnzeile. Ich fragte Zaki nach den Gemälden, die in der Nähe des Eßtisches an den Wänden lehnten oder aufgehängt waren. Ja, die habe er alle selbst gemalt, sagte er. Er treffe sich auch regelmäßig mit einigen Leuten, die selbst malen und sich über ihre Arbeit austauschen. Neben Porträts und Gegenständlichem entdeckte ich abstrakte Bilder. Die Farben waren mit selbstsicherer Kraft aufgetragen worden, alle Bilder waren signiert und mit Jahreszahlen versehen. Bislang habe er ausschließlich mit Pinsel und

Spachtel gearbeitet, ergänzte Zaki. Er sagte das so, daß seine Neugier auf andere Techniken deutlich wurde. An seinem fünfzigsten Geburtstag habe er sich drei Dinge vorgenommen: Er habe beschlossen, Kochen, Malen und den Umgang mit Computern zu lernen, und dies alles habe er sich dann in der Folgezeit beigebracht. Zakis Frau Olga kam in den Raum und begrüßte uns. Die beiden besprachen etwas über das Essen später, und Olga löste ihren Sohn vor dem Fernseher ab. Die Vorabendserie schien nicht schlecht zu sein, einige Male lachte sie amüsiert auf. Zaki stellte Wassergläser auf Untersetzern bereit, und ich startete das Aufnahmegerät.

10. August 2011, Yehud

Zu Beginn unseres Gesprächs gibt mir Zaki Reznik den Augenzeugenbericht seines Vaters Józef vom März 1964 zurück, den er sich nach unserem ersten Treffen kopiert hat. Die Cousine seiner jüngsten Tochter verstehe Polnisch, die werde ihm den Bericht übersetzen können. Er ergänzt, daß das erste Blatt des Berichts die Zusammenfassung der Aussage seines Vaters in Hebräisch enthält. Es sei schon fast genug für ihn, Orte wie das Zwangsarbeitslager Lipowa 7 in Lublin erwähnt zu sehen. Vieles von dem in der Zusammenfassung Genannten habe er bislang nicht gewußt, sagt er, allein schon die Aufzählung der Orte aus der Lebensgeschichte seines Vaters sei eine heftige Erfahrung für ihn.

Auf meine Frage, ob er sich kurz vorstellen wolle, antwortet Zaki Reznik mit seinem Geburtsdatum – er sei am 18. Mai 1952 geboren, habe dieses Jahr also seinen 59. Geburtstag gefeiert. Von seiner Kindheit an habe er ein gutes Leben mit seinen Eltern gehabt, trotz ihrer Erfahrungen während der Shoah. Sein Vater und seine Mutter seien sehr offene Menschen gewesen, aufgeschlossen und offenherzig hätten sie sich allen Menschen gegenüber verhalten. Beide hätten es auch nie versäumt, ihm davon zu erzählen, was ihnen während des Krieges »dort« in Europa geschehen sei. Sowohl sein Vater als auch seine Mutter hätten ihm oft von ihrer Geschichte erzählt.

Er sei in Israel, in einem Krankenhaus in Tel Aviv geboren worden, sagt Zaki. Seine Eltern seien mit seinem älteren Bruder Jacob in Israel angekommen. Sein Bruder sei nach dem Krieg in Deutschland geboren worden, in Lübeck. Den ersten Einwanderungsversuch hätten die drei auf einem Schiff mit dem Namen »Kedma«³⁸ unternommen. Britische Beamte hätten sie jedoch nicht nach Israel einreisen lassen, sondern nach Deutschland zurückgeschickt. Seine Eltern hätten nach dem Ende des zweiten Weltkriegs in einem von der amerikanischen Armee eingerichteten Lager für Displaced Persons in der Umgebung von Lübeck gelebt. In diesem DP-Camp sei auch sein Bruder Jacob auf die Welt gekommen.

³⁸ Auf der »SS Kedma« wurden seit 1947 jüdische Flüchtlinge und Überlebende in das britische Mandatsgebiet Palästina bzw. nach Israel gebracht. Eigner des Schiffes war die 1945 von der Jewish Agency und dem Gewerkschaftsverband Histadrut gegründete ZIM Integrated Shipping Services.



Zaharia »Zaki« Reznik

Foto: Jens Hoffmann

Seit 2010 lebe sein Bruder wieder in Australien, sagt Zaki. Seine Frau, eine Doktorin für Physiotherapie, habe eine Arbeitsstelle in Brisbane. Im Januar des nächsten Jahres werde er sie wiedersehen, ergänzt er, denn sie würden zur Hochzeit ihrer Tochter nach Israel kommen. Auch sein Bruder Jacob wisse viel über die Kriegsgeschichte der Eltern, auch er habe die ganzen Jahre über ein sehr gutes Verhältnis zu seinem Vater und seiner Mutter gehabt.

Er sei wie jedes Kind zur Schule gegangen, fährt Zaki mit seiner eigenen Geschichte fort, bis zur High School habe er Schulen in Tel Aviv besucht. Anschließend habe er an der Militärakademie der israelischen Luftwaffe in Haifa studiert. Ja, wie Benny Aronowicz, bestätigt Zaki. Weil er jedoch einige Jahre älter als Benny sei, habe er dort früher mit der Ausbildung begonnen. Nach der Militärakademie habe er auf der Luftwaffenbasis Khatserim bei Be'er Sheva gearbeitet. Nicht als Pilot, wie er hinzufügt, sondern als Techniker für Skyhawks³⁹ und Phantom-Bomber. Sein Arbeitsfeld in Khatserim sei die Elektronik der Waffensysteme gewesen. 1974 habe er die Armee verlassen und als Labortechniker für Navigationssysteme bei der israelischen Flugzeugbaufirma IAI in Lod gearbeitet, bis er genug vom Neonlicht und der Werkstattarbeit gehabt habe. Im Jahr 1975 habe er dann angefangen, als Ermittlungsbeamter bei der israelischen Polizei zu arbeiten. 13 Jahre, bis 1988, sei er bei der Polizei beschäftigt gewesen. Auch heute noch treffe er sich mit seinen früheren Kollegen, ergänzt Zaki, er bekomme alle möglichen Zeitschriften zugeschickt und erhalte auch eine Pension von der Polizei. Nach dem Ende seines Polizeidienstes habe er in einer großen Schuh-

³⁹ Vom amerikanischen Flugzeugingenieur Ed Heinemann (1908–1991) konstruierter, zwischen 1955 und 1979 produzierter leichter Jagdbomber, der vor allem von der Luftwaffe der amerikanischen Armee verwendet wurde.

fabrik gearbeitet, die Freunde von ihm in Kiryat Gat aufgebaut hatten. Er habe dort die kaufmännische Seite übernommen, sei für die Distribution, den Ex- und Import von Schuhen aus Italien, Portugal und Spanien zuständig gewesen. Von 1988 bis 1995 habe er dort in Kiryat Gat gearbeitet. 1995 habe er dann begonnen, als Fahrlehrer zu arbeiten. Zaki ergänzt, daß er schon 1979, während seines Dienstes bei der Polizei, eine Ausbildung als Fahrlehrer absolvierte hatte. Es sei schon damals seine Idee gewesen, im Alter als Fahrlehrer zu arbeiten. Bis heute mache es ihm Spaß, Fahrlehrer zu sein. Auf meine Nachfrage ergänzt er, daß er als einer von zehn selbständigen Lehrern für diese Fahrschule arbeite. Er lebe und arbeite in Yehud, seine Schülerinnen und Schüler kämen aus Yehud und benachbarten Städten, die Fahrprüfungen mache er in Lod.

Die Wohnung, in der er lebe, sei nicht sein Eigentum, sondern gemietet. Drei Jahre wohne er jetzt in Yehud, sagt Zaki. Zuvor habe er immer in Häusern gewohnt, die er gekauft habe oder selbst habe bauen lassen.

Von 1975 bis 1993 sei er verheiratet gewesen, sagt Zaki. Seine Exfrau sei nach der Scheidung mit den zwei Kindern im gemeinsamen Haus in der Stadt Ra'anana geblieben, er habe sich ein Haus in Tsofan, östlich von Netanya gebaut. Seine Tochter aus der ersten Ehe lebe in einem Moschaw in der Nähe von Ramle, sie habe zwei Kinder und sei mit einem Mann verheiratet, der ebenfalls den Nachnamen Reznik trägt. Seine Tochter habe ihren Mann während des Studiums an der Universität von Rehovot kennengelernt, sagt Zaki. Sein Mobiltelefon klingelt, ich stoppe das Aufnahmegerät.

Bis heute habe er ein gutes Verhältnis zu seiner Exfrau und den zwei Kindern, fährt Zaki fort. Die Tochter sei 34 Jahre alt, der Sohn 31. Außerdem habe er noch eine inzwischen 17jährige Tochter, Mika, aus der Beziehung mit einer anderen Frau. Seine älteste Tochter habe einige Jahre für die israelische Fluggesellschaft El Al gearbeitet, sein Sohn lebe zur Zeit in New York. Mika, die Jüngste, absolviere gerade die letzte Klasse an der High School. Sie habe eigentlich bei unserem Gespräch dabeisein wollen, ergänzt Zaki, aber das habe jetzt doch nicht geklappt.

Das sei so weit sein Leben.

Als ich Zaki frage, ob sich seine Eltern in Deutschland oder in Polen kennengelernt hätten, reagiert er mit einem überraschten »Wow«. Er wisse zwar genau, daß sie sich erst nach Ende des Krieges getroffen hätten, doch wo dies gewesen sei, könne er nicht mit Sicherheit erinnern. Bei Beginn des zweiten Weltkriegs sei sein Vater Józef Soldat in der polnischen Armee gewesen, dann sei er von Deutschen gefangengenommen und in ein Gefängnis geworfen worden, sagt Zaki. Später habe sein Vater einer Partisanengruppe angehört. Nach Ende des Krieges sei Józef dann bei der polnischen Polizei angestellt gewesen und habe bei der Festnahme deutscher Täter mitgearbeitet. Zaki bestätigt, daß sein Vater damals in Lublin gelebt habe. Als ich anmerke, daß im Bericht seines Vaters erwähnt wird, daß er 1945 geheiratet und ein Jahr später mit seiner Frau nach Deutschland gekommen sei, sagt Zaki, daß er sich daran erinnern

könne, daß ihm seine Mutter gesagt habe, daß Józef nach allem, was er durchgemacht habe, ein sehr schöner Mann gewesen sei. Bereits im DP-Camp habe sie sich Józef als Ehemann gewünscht, sagt Zaki, aber er wisse nicht genau, wann seine Mutter ihn das erste Mal gesehen habe, ergänzt er lachend. Als ich Zaki dann erneut nach dem Ort des Zusammentreffens seiner Eltern frage, reagiert er wieder mit einem »Wow« und fügt hinzu, daß er vielleicht mehr aus dem Bericht seines Vaters von 1964 lernen könne. Ziemlich sicher habe seine Mutter seinen Vater nach dem Krieg kennengelernt, fährt Zaki fort, denn sie sei nach Kriegsende in ihre Geburtsstadt gegangen, um zu sehen, ob jemand aus ihrer Familie am Leben geblieben sei. Seine Mutter habe ihm erzählt, daß sie geflohen sei und sich, möglicherweise bis zum Ende des Krieges, in einem Theater versteckt habe. Aller Wahrscheinlichkeit nach habe sie vorher Zwangsarbeit in einer Munitionsfabrik der Deutschen leisten müssen, ergänzt Zaki, er sei sich dessen aber nicht ganz sicher. Seine Mutter habe ihm jedenfalls erzählt, daß sie eines Tages nicht mehr zur Arbeit gegangen, sondern geflohen sei.

Der jüdische Vorname seiner Mutter sei Bracha gewesen, sagt Zaki, den polnischen Namen Nina habe sie später angenommen. Er sei sich nicht ganz sicher, ob der Name Nina aus der Zeit ihres Versteckens stamme, sie habe aber auf jeden Fall zwei Namen gehabt, Nina und Bracha. Seine Mutter sei nicht aus Grodno wie Józef, sondern aus Lublin. Sie habe ihre ganze Familie während des Krieges verloren. Alle, wiederholt Zaki noch einmal. Sieben oder acht Geschwister habe seine Mutter gehabt, außer ihr sei niemand am Leben geblieben. Der Familienname sei Herschman gewesen, ergänzt er. Als ich anmerke, daß auch sein Vater als einziger der ganzen Familie überlebt habe, sagt Zaki, daß Fiszel Reznik, ein Bruder seines Vaters, möglicherweise überlebt habe, weil ihm die Flucht nach Belgien geglückt sei. Er wisse jedenfalls von einem Verwandten namens Michel in Belgien, sei sich aber nicht sicher, ob dieser Michel der Sohn seines Onkels Fiszel sei oder ob dieser nach Belgien geflohene Onkel lediglich den Namen Michel angenommen habe. Er erinnere sich jedoch daran, sagt Zaki, daß sein Vater in den sechziger Jahren, etwa zur Zeit seiner Zeugenaussagen vor deutschen Gerichten gegen NS-Täter, nach Belgien gefahren sei und sich mit diesem Verwandten getroffen habe. Sein Vater habe ihm auch gesagt, daß außer Michel in Belgien niemand aus der Familie am Leben geblieben sei. Anschließend fragt mich Zaki, ob sein Vater in dem Bericht von 1964 etwas über seinen Bruder Fiszel schreibe. Ich sage, daß die Liste am Anfang des Berichtes diejenigen Familienangehörigen enthält, die während des Krieges umgekommen sind. Und da Fiszel Reznik dort genannt wird, liege es also nahe, daß er während des Krieges ermordet wurde, daß aber vielleicht sein Sohn Michel den Krieg in Belgien überlebt habe. Zakis nächste Frage an mich ist, ob Fiszel Reznik während des Krieges nach Belgien geflohen sei. Ich antworte, daß Fiszel aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor Beginn des Krieges eingewandert sei, in Belgien ein Polytechnikum besucht, eine Familie gegründet und als Ingenieur gearbeitet habe; ob ihn die Deutschen in Belgien gefangengenommen hätten und unter welchen Umständen Fiszel ums Leben gekommen sei, werde im Bericht allerdings nicht gesagt. Zakis Reaktion darauf ist ein »ok« und ein Seufzer – er habe niemanden, den er danach

fragen könne, ergänzt er mit einem kurzen Lachen, er müsse sich an das halten, was im Bericht seines Vaters stehe. Er selber erinnere sich nicht daran.

»Zweimal«, antwortet Zaki auf meine Frage, wann seine Eltern nach Israel gekommen sind. Beim ersten Mal seien sie auf der »Kedma« gewesen. Auf dieser Fahrt hinderten sie allerdings britische Beamte bei der Einreise. Sie seien einfach nach Deutschland zurückgeschickt worden; zunächst nach Hamburg, dann wieder in das DP-Camp bei Lübeck. Beim zweiten Mal sind die drei dann mit der »Exodus«⁴⁰ angekommen. Nach der Ankunft seien seine Eltern zunächst in ein Einwandererlager nach Ra'anana geschickt worden. Dort hätten sie nicht in Häusern, sondern in Zelten gelebt. So wie jene Protestierenden, fügt Zaki hinzu, die wir am Nachmittag während unserer Fahrt an einem Kreisverkehr in Yehud gesehen haben. Die Eltern hätten damals mit seinem Bruder im Zelt gelebt. Er und sein Bruder Jacob seien fünf Jahre auseinander, Jacob sei im September 1947 in Lübeck geboren. Bei ihrer Ankunft mit der »Exodus« sei sein Bruder also etwa zweieinhalb Jahre alt gewesen.

Bereits in Ra'anana habe sein Vater begonnen, im Fleischergewerbe zu arbeiten, sagt Zaki. Mit einem Auto oder Lieferwagen sei er zwischen Jaffa und Ra'anana hin- und hergefahren, es habe sich um ein Fleischgeschäft gehandelt, sein Vater sei ein Fleischer gewesen, sagt Zaki und verwendet im Gespräch die deutschen Begriffe. Bereits vor dem Krieg in Polen habe sein Vater in diesem Beruf gearbeitet. Von Ra'anana seien seine Eltern dann 1951 oder '52 nach Jaffa umgezogen, wo sie in einem alten arabischen Haus gelebt hätten, das Zaki als sehr groß in Erinnerung geblieben ist. In Jaffa habe sein Vater zunächst als angestellter Fleischer im Geschäft eines anderen gearbeitet, bevor er mit zwei oder drei Partnern eine eigene Fleischerei in Jaffa eröffnet habe. Das Geschäft sei nahe dem alten Bahnhof von Jaffa gewesen, in einer Gegend der Stadt, die Zaki als sehr schön in Erinnerung behalten hat. Er werde schnell Papier und Stifte holen, sagt er, und eine Skizze von der Gegend seiner Kindheit zeichnen.

Während Zaki an der Skizze arbeitet, erzählt er, daß seine Eltern zuerst in einem alten arabischen Haus, später dann in einem anderen Haus in derselben Straße des Zentrums von Jaffa gelebt hätten. 1957 seien sie dann nach Tel Aviv umgezogen, in die Ibn Gabirol-Straße im Zentrum der Stadt. Dort habe sein Vater mit einem Partner eine Fleischerei eröffnet. Zaki merkt an, daß es das Ladenlokal bis heute gebe. Es gehöre ihm, und er habe es an den Betreiber eines Cafés vermietet. Seine Mutter habe die Metzgerei 1994 aufgeben müssen, da sie nicht mehr genug Kraft gehabt habe, das Geschäft allein zu führen. Sie habe allein gelebt und das Ladenlokal schließlich vermietet. Zaki ergänzt, daß seine Mutter von Beginn an mit seinem Vater im Laden zusammengearbeitet habe. Er steht anschließend auf, um Fotoalben und einige Schachteln mit Fotos zu holen, die er dann bis zum Ende der Aufnahme durchblättert. Auch seine Eltern hätten schwer gearbeitet, fährt Zaki fort, hätten viel Zeit in ihrem Geschäft verbracht. Sein Vater sei ein sehr guter Arbeiter gewesen, er habe seinen Beruf ge-

40 Siehe Glossar.

mocht, und es habe ihm gefallen, als Fleischer zu arbeiten. Ich frage Zaki, von wem er die deutschen Wörter Fleischer bzw. Fleischgeschäft gelernt habe. Das komme vom Jiddischen, antwortet er, Jiddisch und Deutsch seien für ihn dasselbe.

Seine Mutter sei im Januar 2003 im Alter von 83 Jahren gestorben, erst mit 74 Jahren habe sie aufgehört zu arbeiten. Sie sei an den Folgen eines Herzinfarkts gestorben. Er sei kurz vor ihrem Tod gerade in Thailand gewesen, erinnert sich Zaki. Am Tag seiner Rückkehr nach Israel, einem Mittwoch, habe er sich telefonisch mit seiner Mutter zum Geburtstag seiner jüngsten Tochter verabredet. Seine Mutter habe ihm gesagt, daß sie ein Geburtstagsgeschenk kaufen wolle. Zwei Tage später, mittags um zwölf, habe er dann einen Anruf von einem Nachbarn seiner Mutter bekommen, daß sie auf dem Weg zum Fahrstuhl ihrer Wohnung einen Herzinfarkt erlitten habe. Er sei daraufhin sofort nach Tel Aviv gefahren und habe feststellen müssen, daß seine Mutter im Sterben lag. Während Zaki dies erzählt, zeigt er mir ein Foto, das seine Eltern beim Tanzen zeigt. Sie hätten großen Spaß am Tanzen gehabt, sagt er, sie seien außerdem gern und häufig ins Theater und Kino gegangen. Bis ins hohe Alter seien seine Eltern sehr aktive Menschen gewesen. Sein Vater sei 1990 im Alter von 78 Jahren gestorben, ein Jahr vor Beginn des Irak-Krieges, fügt er hinzu. Nein, sein Vater habe keine Krankheit gehabt, ergänzt Zaki, er sei im Schlaf gestorben. Seine Eltern seien an diesem Abend noch im Kino gewesen, und in der Nacht habe Józef dann einen Hirnschlag erlitten. Eine Woche habe sein Vater nach dem Anfall noch im Krankenhaus gelegen, ohne sich bewegen oder sprechen zu können, dann sei er gestorben. »That's it«, fügt Zaki mit einem Seufzer hinzu – so wie er es getan hat, als er vom Tod seiner Mutter erzählte.

Beim Blättern in den Familienbildern findet Zaki Fotos von den Eltern seiner Mutter. Ein Urgroßvater von der Seite seiner Mutter sei Rabbiner in Lublin gewesen, ihre Familie habe bereits seit Generationen in Lublin gelebt. Anschließend zeigt Zaki mir Fotos von Treffen früherer Partisanen, an denen sein Vater teilgenommen hat, und ein Bild, das Józefs Bruder Fiszel mit seinem Sohn Michel zeigt. Zaki wiederholt, daß sein Vater diesen Michel im Verlauf der sechziger Jahre in Belgien besucht habe, in jener Zeit, als er mehrere Male als Zeuge vor Gerichten in der Bundesrepublik ausgesagt habe. Zaki blättert weiter in den Fotos, stutzt bei einem und fragt schließlich mich, ob ich die Leute auf dem Bild erkennen würde; ob das vielleicht deutsche Menschen seien, die sein Vater in der Bundesrepublik getroffen habe.

Ich frage Zaki, ob sein Vater mit ihm über die Reisen zu den NS-Prozessen in der Bundesrepublik gesprochen habe, und merke gleich an, daß er zu diesem Zeitpunkt wohl noch sehr jung gewesen sei. Zehn Jahre sei er damals gewesen, antwortet Zaki, und er könne sich daran erinnern, daß sein Vater zu dieser Zeit fast jedes Jahr nach Deutschland geflogen sei, einige Male auch in Begleitung seiner Mutter. Als ich ihn nach der Anzahl dieser Reisen frage, denkt Zaki einige Zeit nach und sagt, daß sein Vater insgesamt wohl dreimal zu Zeugenaussagen in der Bundesrepublik gewesen sei; in jedem Fall jedoch häufiger als das eine Mal während des Prozesses gegen Rudolf Theimer und Paul Heilig in Heilbronn, von dem ich Zaki vorher erzählt hatte.

Ich frage Zaki, ob sein Vater mit ihm irgendwann über die Aussagen vor Gerichten in der Bundesrepublik gesprochen habe. Er könne sich daran erinnern, daß sein Vater insgesamt wohl dreimal nach Deutschland gefahren sei, um auszusagen, er könne sich jedoch nicht daran erinnern, daß sein Vater oder seine Mutter deswegen nervös gewesen seien.⁴¹ Er glaube nicht, daß seine Mutter deswegen etwas anderes als sein Vater empfunden habe, ergänzt er. Auch er selbst sei wegen der Reisen der Eltern nach Deutschland nicht ängstlich gewesen. Als ich ihn frage, ob er sich an das Spielzeugauto erinnern könne, das ihm sein Vater von einer dieser Reisen mitgebracht habe, muß Zaki lachen. Ja natürlich, sagt er, es sei ein grüner Chevrolet Impala aus Metall gewesen. Er habe das Auto so sorgfältig und achtsam gepflegt, daß er es später seinem eigenen Sohn schenken konnte, fügt er lachend hinzu.

Zaki hält es für möglich, daß sein Vater mit seiner Mutter über seine Erfahrungen als Gerichtszeuge in der Bundesrepublik gesprochen habe. Er selbst sei ja mit zehn, elf Jahren noch ziemlich jung gewesen. Als ich nachfrage, ob Józef mit ihm in späteren Jahren über die Aussagen gesprochen habe, sagt Zaki, daß er sich daran erinnern könne, daß sein Vater ihm die Namen von einigen Deutschen gesagt habe – Rohlfinger, erinnert er sich, und möglicherweise auch den Nachnamen Heilig. Auf Zakis Frage, was das für Namen seien, habe sein Vater ihm damals geantwortet, daß dies Männer seien, gegen die er vor Gericht aussagen werde.

Auch von der Flucht der Häftlinge aus dem Waldlager von Borek habe ihm sein Vater erzählt. Er habe ihm beschrieben, wie sie einen Tunnel gegraben und die Fußfesseln aus Eisen aufgebrochen hätten. Zaki merkt an, daß er von seinem Vater daraufhin wissen wollte, wie er denn diese Fesseln mit den bloßen Händen aufgebrochen habe. Sein Vater antwortete ihm, daß er damals große Kräfte gehabt habe, und führte ihm die Handgriffe vor, mit denen er die Fesseln geöffnet habe. »Vater, erzähl' mir keinen Blödsinn!«, sei seine Reaktion gewesen, sagt Zaki schmunzelnd. Doch sein Vater habe mit Nachdruck wiederholt, daß er es geschafft habe, weil er damals sehr, sehr stark gewesen sei. Das sei für ihn die Geschichte dabei gewesen, fügt Zaki hinzu und imitiert die Handgriffe seines Vaters beim Aufbrechen der Fesseln – daß sein Vater die Fesseln mit seinen bloßen Händen zerbrochen habe.

Ich frage Zaki dann, ob er auch die Geschichte kenne, wie die Gefangenen im Waldlager die Stelle zum Graben des zweiten Tunnels ausgewählt haben. Sein Vater habe demnach in der Nacht vor dem Beginn der Grabungen von seiner Mutter geträumt, die ihm im Traum gesagt habe, daß sie, die Gefangenen, unter seiner Pritsche

41 Józef Reznik hat mindestens viermal als Zeuge in der Bundesrepublik ausgesagt: in den bereits erwähnten Verfahren gegen Theimer und Heilig in Heilbronn, im Prozeß gegen Raschendorfer in München sowie gegen Mohwinkel, Gröger und Off in Hamburg. Außerdem sagte Reznik noch vor dem Schwurgericht des Landgerichts Wiesbaden im Verfahren gegen Georg Lothar Hof, Georg Harry Sturm, Gotthard Schu., Walter He. und Wilhelm Bruno Mei. aus. Das Verfahren endete am 1. März 1973. Hof. wurde zu drei Jahren und sechs Monaten Freiheitsstrafe, Sturm zu zwölf Jahren, der Angeklagte Schu. zu sechs Jahren und der Angeklagte He. zu vier Jahren Freiheitsstrafe verurteilt, während der angeklagte Polizeihauptkommissar Mei. freigesprochen wurde. Aufgrund der Anrechnung von Untersuchungshaft bzw. alliierter Internierung oder Gefängnishaft kamen die drei Verurteilten vor Verbüßung ihrer Strafen frei. Siehe *Justiz und NS-Verbrechen* (1968ff.), Bände XIX, XXX, XXXVIII, XL, Lfd. Nr. 551, 691, 790 und 813.

mit dem Graben beginnen sollten. »Wow!« ist Zakis Reaktion. Sein Vater schreibe in dem Bericht, fahre ich mit der Wiedergabe fort, daß er sonst nicht an Träume geglaubt, daß er sich aber in diesem Fall an die Worte seiner Mutter gehalten habe. Sein Vater habe dies in seinem Bericht geschrieben?, fragt Zaki sichtlich beeindruckt nach und fügt hinzu, daß er sich möglicherweise an mehr Sachen erinnern werde, wenn er den Bericht seines Vaters selbst gelesen habe. Zaki sagt, daß es in dem Bericht sicher eine Menge Dinge gebe, die er nicht erinnere, beziehungsweise nicht von seinem Vater gehört habe. Als ich anmerke, daß es für seinen Vater vielleicht sehr schwer gewesen ist, über das während des Krieges Erlebte zu sprechen, stimmt Zaki zu. Ich sage, daß sein Vater während des Krieges gezwungen war, Dinge zu tun, die Menschen nie zuvor tun mußten, und daß es deshalb möglicherweise sehr schwer für ihn gewesen ist, mit solchen Erfahrungen umzugehen oder sie gar den eigenen Kindern und Enkelkindern zu erzählen. Zaki blättert in seinen Familienfotos und sagt, daß sein Vater keine Details erzählt habe – wie etwa, daß er im Waldlager mit den Leichen Ermordeter umgehen mußte. Józef habe nicht die ganze Geschichte erzählt, sagt Zaki, er habe gewissermaßen eine entschärfte Version wiedergegeben. Er wisse außerdem von seiner Mutter, fügt Zaki hinzu, daß sein Vater in den Nächten oft schweißgebadet aufgewacht sei, daß er im Schlaf mit sich selbst gesprochen habe und seine Mutter ihn manchmal mit dem Ellenbogen angestupst habe, um ihn aus Alpträumen zu wecken. Er selbst habe nichts davon mitbekommen, sagt Zaki, weil er damals als Kind in einem anderen Zimmer als seine Eltern geschlafen habe. Doch öfter habe ihm seine Mutter erzählt, daß sein Vater eine schlechte Nacht gehabt, daß er im Schlaf gesprochen, geschrien oder geweint habe. Als ich nachfrage, ob Józef dies ihm gegenüber gezeigt habe, verneint Zaki langsam. Er verneint erneut und sagt, daß er seinen Vater als einen Menschen erinnere, der wie ein Soldat morgens zur Arbeit gegangen sei. Er habe sein ganzes Leben lang viel und schwer gearbeitet, habe seine Arbeit und sein Leben in Israel gemocht. Er könne sich nicht daran erinnern, fügt Zaki hinzu, daß sein Vater jemals so etwas wie Angst empfunden und gezeigt habe. Das habe er nie an seinem Vater bemerkt.

Zaki erzählt, daß sein Vater auch Soldat der israelischen Armee gewesen ist. Eilat sei die Stadt, die sein Vater im Zusammenhang seines Armeedienstes öfter erwähnt habe. Zaki sagt, daß er einige Fotos besitze, die seinen Vater als Soldaten zeigen. Erst ist er sich nicht ganz sicher, ob es der Sinai-Krieg 1956 oder bereits der Unabhängigkeitskrieg von 1948 gewesen ist, an dem Józef teilgenommen hat. Es müsse der Sinai-Krieg gewesen sein, sagt Zaki, nachdem er einige Zeit in Familienbildern geblättert hat, denn seine Eltern seien ja erst 1949 in Israel angekommen. Zaki findet unter den Fotos einige Bilder, die unmittelbar nach der Hochzeit seiner Eltern gemacht worden sind. Er zeigt sie mir und bestätigt, daß sie in dem DP-Camp bei Lübeck aufgenommen wurden.

Ich frage Zaki, ob sein Vater und seine Mutter mit ihm über ihre Familien und über die Zeit vor Beginn des zweiten Weltkriegs in Grodno bzw. Lublin gesprochen hätten. Er sagt, daß seine Mutter eine Menge Geschichten von ihrem Vater und von ihrem Zusammenleben gewußt habe, bricht dann aber mitten im Erzählen ab, als er

ein Foto mit der Aufschrift »Exodus 1948« unter seinen Bildern findet. Das Bild zeige eine Familie Blachman aus Hamburg, sagt Zaki, nachdem er die Zeilen auf der Rückseite des Fotos gelesen hat, Itzhak Blachman, ein Rabbiner aus Hamburg. Zaki vermutet, daß sich die Familien auf der Fahrt nach Israel kennengelernt und sich dann später Fotos zur Erinnerung geschenkt haben. Wer weiß, sagt Zaki und fügt wieder sein staunendes »Wow!« hinzu.

Während der Aufnahme reicht mir Zaki immer wieder einzelne Fotos über den Tisch. Das sei ein sehr schönes Bild von seinen Eltern, bemerke ich einmal. Ja, seine Mutter und sein Vater seien schöne Menschen gewesen.

Ich frage Zaki, ob er sich trotz seines damaligen jungen Alters an den Prozeß gegen Adolf Eichmann erinnern könne, in dem auch sein Vater als Zeuge ausgesagt hat.⁴² Während Zaki weiter in den Familienbildern kramt, sagt er, daß er sich daran erinnern könne, wie sein Vater für seine Aussage im Prozeß nach Jerusalem gefahren sei. Er könne sich auch gut an die Bilder erinnern, die während der Aussage seines Vaters aufgenommen worden seien. Nach der Verkündung des Urteils und Eichmanns Hinrichtung sei ein Buch über den Prozeß in Israel veröffentlicht worden, in dem er die Bilder gesehen habe. Sein Vater habe ihm auch erzählt, was damals während des Prozesses in Jerusalem passiert sei und was die Menschen dort bewegt habe. Er wisse zwar nicht mehr genau, wie oft Józef damals nach Jerusalem gefahren sei, mit Sicherheit sei er jedoch während des Prozesses mehrmals dort gewesen. Zaki ergänzt, daß er das Protokoll der Aussage seines Vaters bei einem Besuch von Yad Vashem mitgenommen und auf hebräisch gelesen habe. An diese Aussage könne er sich gut erinnern. Ich erzähle Zaki, daß ich vor meiner Ankunft in Israel die Filmaufnahmen von der Aussage seines Vaters in Jerusalem auf Youtube gesehen habe,⁴³ und ergänze, daß man darin sehen könne, daß sein Vater sehr aufgeregt gewesen ist. Zaki schaut währenddessen die Familienbilder durch, fragt mich, was auf der Rückseite eines Fotos stehe, das in der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá aufgenommen worden ist, und reagiert nicht auf meine Bemerkung über die Aufregung seines Vaters während der Aussage in Jerusalem.

Ich frage Zaki, ob er sagen könne, welchen Einfluß die Erfahrungen seines Vaters während des Krieges auf sein weiteres Leben gehabt haben; ob er denke, daß sein Vater damit klargeworden sei oder ob ihm dies – ich erinnere an die Alpträume seines Vaters – zu schaffen gemacht habe. Ohne gleich zu antworten, zeigt mir Zaki einige Fotos seines Vaters aus der Fleischerei in Tel Aviv. Ich rechne nicht mehr mit einer Antwort Zakis und frage ihn statt dessen, ob sein Vater religiös gewesen sei. Zaki bejaht die Frage, Józef sei nicht orthodox, aber religiös gewesen, seine Eltern hätten die Fleischerei kosher geführt. Gleich darauf muß Zaki über ein Foto seiner Mutter und seines Bruders lachen, das, wie er sagt, noch in Lübeck aufgenommen worden sei.

42 Siehe die Mitschrift von Józef Rezniks Aussage auf <http://www.nizkor.org/ftp.cgi/people/e/eichmann.adolf/transcripts/ftp.py?people/e/eichmann.adolf/transcripts/Sessions/Session-064-01> (zuletzt 5. Februar 2012).

43 Siehe <http://www.youtube.com/watch?v=sSyyJCU0kVs> (zuletzt 5. Februar 2012).

Während er weiter in den Fotos kramt und mir noch ein Bild zum Anschauen gibt, das seine Eltern in ihrem Geschäft in Tel Aviv zeigt, kommt Zaki auf meine Frage nach dem Einfluß der Kriegserfahrungen auf das Leben seines Vaters zurück. Er denke nicht, daß das Leben seines Vaters so schwer von den Kriegserfahrungen beeinflusst worden sei, denn sein Vater habe wieder eine Familie, habe Kinder gehabt, und er habe nicht nur gearbeitet, sondern gerne gearbeitet. Viele Überlebende, sagt Zaki, hätten die meiste Zeit ihres Lebens in Krankenhäusern verbringen müssen, bei seinem Vater sei das anders gewesen. Denn sein Vater habe sich noch dort, in Polen, verwandelt; er habe seine Frau dort geheiratet, sie seien als Familie mit Kind mit der »Exodus« gekommen. Durch das Leben in dem DP-Camp in Deutschland habe sich sein Vater sehr schnell neu aufgebaut, das sei der entscheidende Unterschied sowohl für das Leben seines Vater als auch für das seiner Mutter gewesen. Sein Vater sei nicht allein, sondern mit seiner Frau und einem Kind nach Israel gekommen, das habe ihn stärker gemacht, vermutet Zaki und betont noch einmal, daß es sehr wichtig für seinen Vater und seine Mutter gewesen sei, ihr Leben noch im Nachkriegseuropa neu zu beginnen.

Während Zaki weiter die Familienbilder durchschaut, frage ich ihn nach dem Beruf seines Bruders Jacob. Zaki sagt, daß sein Bruder zunächst mit seinem Vater in der Fleischerei gearbeitet habe. Anschließend sei er nach Australien gegangen, wo er ein Geschäft für Autoteile eröffnet habe. Insgesamt 15 Jahre habe sein Bruder in Australien gelebt, geheiratet habe er jedoch schon vorher in Israel. Zaki spricht nicht weiter, weil er ein Foto gefunden hat, von dem er vermutet, daß es in Deutschland aufgenommen worden ist. Noch während ich das Bild anschau, meldet Zaki einen neuen Fund: Er habe jetzt endlich ein Foto von Fiszels Sohn Michel gefunden. Der lebe im belgischen Liège, ergänzt er.

Ich frage Zaki, ob ihn die Nachricht überrascht habe, daß jemand aus der Bundesrepublik Deutschland zu ihm nach Israel kommen wolle, um mit ihm über die Geschichte seines Vaters zu sprechen. Sehr überrascht sei er gewesen, sagt Zaki, er habe so etwas nicht erwartet. Er fühle sich großartig damit, fügt er hinzu, daß ihn jemand nach Dingen in der Vergangenheit seiner Eltern frage, nach Dingen, die »dort«, in Europa, geschehen sind.

Den Film »Zeugen« von Karl Fruchtmann, aus dem wir eine Sequenz in der Wohnung der Aronowicz' in Rishon angeschaut haben, habe er nie zuvor gesehen, sagt Zaki. Sein Vater habe weder über diesen Film noch über seine Mitarbeit daran mit ihm gesprochen. Er und seine Mutter hätten auch nichts davon erzählt, daß sie den fertigen Film gesehen hätten. Er selber sei zum Zeitpunkt der Dreharbeiten Ende der siebziger Jahre bereits verheiratet gewesen und habe eine eigene Familie gehabt. Er könne sich lediglich daran erinnern, daß in seiner Kindheit in den sechziger Jahren ein Journalist oder Schriftsteller seine Eltern besucht und mit ihnen über ihre Geschichte gesprochen habe. Ein Film sei daraus allerdings wohl nicht entstanden.

Ich frage Zaki, ob er jemals in Polen gewesen ist oder daran gedacht habe, dorthin zu fahren. Besucht habe er Polen noch nicht, sagt Zaki, aber er wolle in nächster Zeit dorthin fahren. Er wolle auch die Gedenkstätte von Majdanek besuchen, auch

wenn er sich ziemlich sicher ist, daß das schwer für ihn werden wird. Er bricht die Erzählung an dieser Stelle mit einem staunenden »Wow« ab, weil er ein Foto gefunden hat, auf dem sein Vater mit einem tragbaren Radio an der Gangway eines Flugzeugs steht. Das sei das Radio, das sein Vater von einer seiner Reisen in die Bundesrepublik mitgebracht habe. Er ist sich zunächst nicht ganz sicher, ob das Bild am Flughafen Ben Gurion in Israel aufgenommen worden ist, nachdem sein Vater aus dem Flugzeug gestiegen war. Übergangslos wundert er sich dann über ein anderes Foto, fragt sich und wiederum mich, wer da wohl auf dem Bild zu sehen sei. Auf der Rückseite sei ein Name in Jiddisch geschrieben, sagt Zaki. Es macht ihm ein bißchen Mühe, doch er kann das Jiddische schließlich lesen. Ich frage ihn anschließend, ob er auf einer Reise nach Polen auch die Geburtsstadt seines Vaters besuchen würde. Ob er nach Grodno fahren würde?, fragt Zaki erstaunt zurück – er wisse doch nicht, in welcher Straße und in welchem Haus sein Vater dort gewohnt habe. Er würde sehr gern mit seiner jüngsten Tochter fahren, sagt er. Die werde im Oktober 2011 eine Reise mit der Schule dorthin unternehmen. Er könne ihr etwas über Majdanek erzählen, fügt er hinzu, und es sei sehr wichtig für ihn, mit ihr zusammen zu fahren. Er habe deswegen bereits den Leuten in der Schule signalisiert, daß er mitfahren wolle. Es sei allerdings noch nicht klar, ob dies möglich ist, denn viele der Eltern wollten fahren, und die Zahl der erwachsenen Reisenden sei begrenzt. Auch seine Tochter habe extra in der Schule nachgefragt, auch wegen der Geschichte ihrer Großeltern. Mal schauen, sagt Zaki, es sei noch nicht entschieden.⁴⁴ Auf Nachfrage sagt er, daß er mit seiner jüngsten Tochter über die Geschichte seines Vaters und seiner Mutter gesprochen hat. Sie habe etwas für die Schule darüber geschrieben und habe auch ein Museum zur Geschichte der Shoah in dem nördlich von Tel Aviv gelegenen Städtchen Tel Yitzhak besucht, in dem ein Teil der Geschichte seines Vaters dokumentiert sei.

Ich frage Zaki, ob ich einige seiner Fotos für die Veröffentlichung kopieren könne. Klar, antwortet er, ich solle einfach sagen, welche mich interessierten. In diesem Zusammenhang kommt er noch einmal auf das Bild zurück, das seinen Vater mit dem Transistorradio aus Deutschland vor dem Flugzeug zeigt. Das Bild sei nicht in Israel, sondern in der Bundesrepublik aufgenommen, korrigiert er sich. Er erkenne es an den Fahrzeugen, die das Flugzeug auf der Rollbahn in Position brächten, das seien andere als die in jener Zeit in Israel verwendeten. Das Bild sei also gemacht worden, bevor sein Vater das El Al-Flugzeug in Deutschland betreten habe. Das Radio habe Józef wahrscheinlich in einem Dutyfree-Laden gekauft. Nein, das seien keine israelischen Fahrzeuge auf der Rollbahn, betont Zaki noch einmal. Er fragt mich, wo der Prozeß gegen die beiden deutschen Täter aus dem Waldlager von Borek stattgefunden

44 Tatsächlich sind Zaki Reznik und seine Tochter Mika im Oktober 2011 nach Polen gefahren und haben neben anderen Orten auch die Gedenkstätte von Majdanek besucht. Die emotionalen Erfahrungen während des Aufenthalts seien für ihn wie erwartet heftig, doch ohne Einschränkung positiv gewesen. Der Gruppe aus Israel in Majdanek aus dem Bericht seines Vater vorzulesen, sei für ihn der Höhepunkt der Reise gewesen. (Telefongespräch mit Zaki Reznik, 17. Januar 2012.)

habe, in Frankfurt am Main, in Hamburg? Das sei definitiv ein in Deutschland aufgenommenes Bild, sagt Zaki.

Während wir weitere Fotos aus den Alben und Kartons aussuchen, merke ich an, daß sein Vater ein sehr großer, kräftiger Mann gewesen sei. Józef sei die ganzen Jahre ein Schlachter gewesen, sagt Zaki, ein Schlachter sei nun mal sehr stark. Sein Vater sei auch sehr gesund gewesen, ergänzt er, er könne sich nicht daran erinnern, daß Józef je in einem Krankenhaus gewesen sei. Zaki denkt nach – das Blättern und Kramen in den Familienbildern gibt ihm die Möglichkeit, sein Hebräisch ins Englische zu übersetzen – und sagt, daß sein Vater etwa zehn Jahre vor dem tödlichen Hirnschlag die ersten Probleme mit dem Herzen gehabt habe. Er habe deswegen Tabletten genommen, habe jedoch trotzdem immer gearbeitet, sei immer stark und kräftig geblieben und habe bis zu seinem Lebensende gearbeitet. Auch an dem Freitag vor seinem Tod, erinnert sich Zaki, habe sein Vater im Laden gearbeitet. Am Samstagabend seien seine Eltern noch im Kino gewesen. Seine Mutter habe in der Nacht zuerst geglaubt, daß Józef wieder unter Alpträumen litte, und habe ihn deshalb leicht mit dem Ellenbogen angestupst. Doch in dieser Nacht sei es etwas anderes gewesen. Seine Mutter habe seinen Vater auch immer bei seinem Vornamen gerufen, wenn er schlecht geträumt oder im Schlaf gesprochen habe, erinnert sich Zaki. Dieses Mal jedoch habe sich sein Vater nicht mehr bewegt, wie sonst im Schlaf. Dann habe er plötzlich einen Hirnschlag bekommen. »That's it, that's it«, fügt Zaki an dieser Stelle hinzu. Er erinnert sich auch daran, daß die Notärzte seinen Vater gerade im Rollstuhl aus dem Haus brachten, als er am Haus seiner Eltern angekommen sei. Sein Vater habe nicht mehr sprechen können, wieder verwendet er die Wendung »that's it«. Etwa sieben Tage, nicht mehr, habe Józef dann noch im Krankenhaus gelegen.

Während Zaki und Olga, die am Vortag Geburtstag hatte, alles für das Essen vorbereiteten, präsentierte mir Olgas Sohn stolz seine Englischkenntnisse. Außerdem führte er Zaubertricks, Breakdance und Basketballwürfe mit einem Luftballon vor. Olgas Mutter und die Tochter waren nicht beim Essen dabei. Zaki hatte einige Minuten vor dem Klimaschrank gestanden und nach einem passenden Wein gesucht. Er war begeistert vom Aroma des ausgewählten Roten, den er immer selbst vom Weingut einer christlich-arabischen Familie hole, die bereits seit Generationen Wein anbaut. Zum Nachtschisch gab es Melone, Brownies und mit Kardamom aromatisierten Kaffee. Mit Kardamom, schwärmte Zaki, der von allen meinen Gesprächspartnern in Israel der lebenslustigste schien. Ob ich das schon mal probiert hätte?

Nach dem Essen suchte Zaki Fotos für mich heraus. Ich beschrieb ihm, was ich gern hätte, und er geriet in einem büroähnlichen, von einer Neonröhre erleuchteten Nebenraum immer tiefer in seine Fotoalben, Ordner und Pappkartons mit den Familienbildern. Zaki war so bei der Sache, daß ich ihn schließlich an die Abfahrtszeit des letzten Zuges erinnern mußte, der von Lod nach Be'er Sheva fuhr. Es wurde so knapp, daß ich es nicht mehr schaffte, ein Foto von der ganzen Familie zu machen. Am Ende war gerade noch genug Zeit, um Zaki am Bahnhof

zu fotografieren. Er erinnerte mich noch daran, aus dem Zug anzurufen, damit er wisse, daß alles in Ordnung sei.

Überraschend blieb der Zug nach Be'er Sheva am Bahnhof von Rahat-Lehavim stehen, und alle Passagiere wurden in rasender Geschwindigkeit auf Linienbusse verteilt. Funkgeräte knarzten, einige Männer und Frauen mit Maschinenpistolen standen am Bahnhof. Obwohl die Stimmung gespannt und hektisch war, kam keine Panik auf. Ich verstand nicht, ob der Zug wegen eines Unfalls an der Bahnstrecke angehalten wurde oder wegen der Raketen und Mörsergranaten, die seit einigen Tagen wieder aus dem Gaza-Streifen in den Süden Israels geschossen wurden. Doch was es auch immer war, mit diesem Busfahrer hatten wir nichts zu befürchten – so kam es mir jedenfalls vor. Entschlossen, furchtlos, mit zwei Mobiltelefonen jonglierend und immer schneller als erlaubt, stellte der Mann in den Fünfigern mit Kippa und Goldkettchen wahrscheinlich einen neuen Rekord für die Strecke Rahat – Be'er Sheva auf. Und er hatte seinem Kollegen beim millimetergenauen Ausparken nicht mal den Blinker angekratzt.



Bracha und Józef Reznik, kurz nach Ende des zweiten Weltkriegs

Foto: Zaki Reznik, privat



Józef und Bracha Reznik in ihrem Geschäft in Tel Aviv

Foto: Zaki Reznik, privat



Von links: Józef, Zaki, Jacob und Bracha Reznik. Zaki Rezniks Bar Mitzwa Foto: Zaki Reznik, privat



Józef Reznik
Foto: Zaki Reznik, privat



Józef und Bracha Reznik

Foto: Zaki Reznik, privat

Aussagen von Józef Sterdyner

Erste Aussage vom 9. Oktober 1946

Protokoll der Zeugenvernehmung

Abschrift

Am 9. Oktober 1946 befragte das Amtsgericht Wrocław in Wrocław, in Person des Richters Stefan Sochocki unter Teilnahme des Protokollanten Jan Kubacki, den unten Angeführten in Funktion eines Zeugen. Nach Belehrung des Zeugen über die strafrechtliche Verantwortlichkeit einer Falschaussage und über den Inhalt des Art. 107 k.p.k.⁴⁵ – sowie über die Bedeutung des Eides – nahm der Richter ihm den Eid nach dem Rechtsgrundsatz des Art. ... k.p.k. ab, woraufhin der Zeuge das Folgende aussagte:

Vorname und Familienname:	Sterdyner Józef
Alter:	36 Jahre
Namen der Eltern:	Litman, Hana
Derzeitiger Wohnsitz:	Wrocław, ul. Uniwersytecka 10-11/16
Letzter Wohnsitz (im Land):	Warschau
Beruf:	Uhrmacher
Bekenntnis:	mosaisch
Nationalität:	jüdisch
Strafen:	nicht vorbestraft
Beziehung zur Prozeßpartei:	fremd

Mitte November 1943 begann ich in Borek bei Chełm im *Himmelkommando* bei der Zerkleinerung und dem Zermahlen der menschlichen Knochen zu arbeiten, und ich arbeitete bis zum 24. Februar 1944. Es wurden zu dieser Zeit nicht italienische Truppenangehörige herbeigebracht, jedoch brachte man mit Autos Polen, Frauen, Männer und Kinder in Unterwäsche, die schon vergast waren, d.h. sie lebten nicht mehr. Die Leichen wurden aus Chełm Lubelski gebracht, sitzend plaziert auf der Vorrichtung des Autos und, da die Leichen noch warm waren, hatte die Vergasung in den Autos stattgefunden, die speziell zu diesem Zweck konstruiert worden waren. Im Verlauf von zwei Wochen wurden 2.000 Polen gebracht. Ich arbeitete außerdem bei der Aushebung der Leichengruben. Diese Gruben hatten die Größe: 3 ½ m tief, 25 m lang; aus zwei Gruben haben wir um die 8.000 italienische Soldaten ausgegraben, von denen manche noch in Uniform waren, die Mehrzahl war jedoch nackt. Zu der Überzeugung, daß das italienische Soldaten waren, sind wir aufgrund der Uniformen und im besonderen der Knöpfe gekommen. Auf Befehl der Deutschen wurden die Italiener wie auch die Menschen anderer Nationalität auf Scheiterhaufen zu 1.000 Personen gelegt und verbrannt. Aus anderen Gruben gruben

⁴⁵ Kodeks postępowania karnego – dt. Strafprozeßordnung.

wir um die 25.000 sowjetische Soldaten in Uniformen und an den Händen zu fünf mit Draht gefesselt aus. Mit geöffneten Mündern und ohne Verletzungen am Körper, wie wir sie hinauszogen, kann man annehmen, daß sie lebendig begraben wurden. Wir gruben außerdem um die 10.000 jüdische Frauen und Kinder aus Chełm und der Umgebung aus, was ich aufgrund der bei den Leichen befindlichen Dokumente wußte. Ich wurde auch nach Kumowa Dolina⁴⁶ bei Chełm gebracht, und gemäß dem Plan des Untersturmführers Rohlfing⁴⁷ gruben wir um die 90 Personen, Priester und polnische Intelligenz, aus. Wir erkannten dies an der Kleidung und an den Wertgegenständen, die sich bei den Leichen befanden und von den Deutschen genommen wurden. Diese Leichen wurden in Kumowa Dolina verbrannt, und die Knochen wurden mit in den Wald bei Borek genommen. In Borek war der Untersturmführer Rohlfing Leiter des *Himmelkommandos*, und von den Deutschen, die mit ihm zusammenarbeiteten und erheblich halfen, sind die folgenden Personen zu nennen:

- 1) Raschendorfer – Oberscharführer, der der Henker war
- 2) Rudi Teimar⁴⁸ – technischer Leiter – Verbrennungsaktionen
- 3) Schmidt – Oberscharführer – technischer Leiter beim Zermahlen der Knochen, an die übrigen Namen der Deutschen erinnere ich mich nicht.

Wir waren 62 Arbeiter, wir arbeiteten geschlagen in Ketten, jeder von uns bewacht von einem Gendarmen. Von uns 62 blieben ich und zwei weitere am Leben, der Rest wurde von den Deutschen während des Aufstands am 24. Februar 1944 getötet.

Die zwei heißen wie folgt:

- 1) Ryznik⁴⁹ Józef arbeitete 1945 bei der Bürgermiliz in Lublin.
- 2) Schechtman Perec aus Lublin stammend, um die 30 Jahre alt, wohnte vor dem Krieg in Lublin in der Nähe der jüdischen Universität.

Die Deutschen, die in Borek arbeiteten, waren Mitglieder des Sonderdienstes, und auf den Ärmeln trugen sie »Sd«. Die Knochen wurden mit einem speziellen Fahrzeug der Marke »Diesel« gemahlen, das eine Vorrichtung hatte, um die Knochen zu Mehl zu mahlen. Teilweise wurde das Mehl durch die Deutschen weggebracht, teilweise waren wir gezwungen, es im Wald zu verstreuen.

Unterschrift des Vernommenen
Sterdyner Józef

Richter
Stefan Sochocki

46 Waldgebiet am nordwestlichen Stadtrand von Chełm. Während der Besetzung durch Nazideutsche wurde mindestens eine trichterförmige Senke in diesem Wald als Exekutionsort verwendet. Seit 1963 erinnert ein Denkmal mit Namen der dort Erschossenen an den Tatort. Im Herbst 2011 grenzte eine Anlage für Sportschützen an das Denkmal.

47 Im Original irrtümlich »Rohlfink«.

48 So irrtümlich im Original für Rudi (Rudolf) Theimer.

49 Im Original irrtümlich für Reznik.

Protokollant
Jan Kubacki

Mit Zustimmung des Vorsitzenden
(Unterschrift)

(Jan Grzybowski)
Staatsanwalt des Berufungsgerichts

Stempel (Hauptkommission zur Erforschung der Hitlerverbrechen in Lublin)

Augenzeugenbericht vom April 1964



7017 7377700
2219/81-0

Józef Sterdyner

Foto: Yad Vashem

Aussage des Zeugen

STERDYNER Józef, geboren 15. Juli 1908 in Warschau,
Sohn von Litman und Chana, geborene Mokower,
wohnhaft im Moschaw Talmei El'Azar,
Doar Na Hashomron 2323 (bei Hadera)

Umgekommen im Krieg:
Vater Litman Sterdyner 3.11.1943 Majdanek
Mutter Chana 1942 in Kępa
Tarchomińska
Schwester Mine Matel,
geboren 1912 " "
mit einjährigem Kind
Bruder Szilem,
geboren 1914 3.11.1943 Majdanek

Ghettoliquidierung in Legionowo bei Warszawa:

Mit meinen Eltern und Geschwistern wohnte ich in Legionowo, wo die Eltern im Obstgroßhandel tätig waren, ich lernte nach Beendigung der Schulen den Uhrmacherberuf, bekam das Meisterdiplom und hatte eine eigene Werkstatt in meinem Beruf in Legionowo.

An Rosh Hashana 1942, in der Nacht, begann die Aktion der Ghettoliquidierung in Legionowo. Meine Mutter floh zusammen mit meiner Schwester und ihrem einjährigen Kind nach Kępa Tarchomińska⁵⁰ bei Henryków, wo sie zusammen mit einer Gruppe von 70 Frauen und Kindern erschossen und in einer Grube verscharrt wurden. Dieses Massengrab überdauerte den Krieg, und danach fand ich es, worüber ich später erzähle.

Den genauen Verlauf der Aussiedlung aus dem Ghetto von Legionowo kenne ich nicht, denn ich wurde mit einer Gruppe von 120 Männern und Frauen in einem Lager der Wehrmacht in Legionowo kaserniert. Mein Cousin Sterdyner Szlomo (Ramat Gan Hibat Cion 31), der sich retten konnte, kann genaue Auskunft geben über das Schicksal der Juden in Legionowo.

Ich hatte nur die Möglichkeit, das Ghetto in Legionowo nach der Liquidierung zu sehen, als wir auf Befehl der Lagerleitung die von den Juden gelagerten Kartoffeln auf sammelten, die jetzt uns als Nahrung dienen sollten.

Auf den Straßen fanden wir die nicht weggeräumten Leichen von erschossenen Frauen, Männern und Kindern.

Über einen Zeitraum von 5 Monaten schickte man uns vom Lager zu verschiedenen Arbeiten. In dieser Zeit führte ich eines Abends Dr. Finkelstein, Arzt aus Legionowo

⁵⁰ Ortschaft etwa 13 km nördlich des Zentrums von Warschau, an der Weichsel gelegen.

(heute in Netanya, unter dem Namen Dr. Ewen), als angeblichen Heizer aus der Kaserne, wodurch sich ihm bei dieser Gelegenheit die Möglichkeit zur Flucht ergab.

Er hatte schon arische Papiere vorbereitet und versteckte sich bei Polen. Alleine kam ich in das Lager zurück. Als man merkte, daß einer von uns fehlte, behielt man uns noch 8 Tage im Lager, danach transportierte man uns nach Warschau in den Pawiak.⁵¹

Dort führte man nach ein paar Tagen eine Selektion durch, bei der viele auf der Stelle getötet wurden, den Rest sandte man zum Umschlagplatz in Warschau, wo SS-Männer sich Leute zur Arbeit auswählten. Unter denen war auch ich. Ich bekam Arbeit bei der Werterfassung, und man fuhr uns in das Ghetto, wo ich bis zum Ghettoaufstand blieb.

Teilnahme an den Kämpfen im Warschauer Ghetto:

Ich wohnte in der Niskastr. 26, wo über den Hof ein Durchgang zur Miłastraße führte. Wir waren eine große Gruppe. Leider erinnere ich mich nicht an die Namen der Teilnehmer.

Man gab uns Waffen und Granaten, und wir schossen aus Fenstern der Miłastraße auf die deutschen Autos. Die Gestapo brach jedoch zu uns durch, und man führte uns auf die Zamenhofstraße und von dort auf den *Umschlagplatz*.⁵² Dort sah ich, wie der SS-Mann Schramm in einer Metzgerschürze Kinder und Kranke tötete. Dort führte man auch eine Selektion durch, um die Transporte nach Treblinka und Majdanek zu senden.

Ich fand mich in dem Transport nach Majdanek.

Nach vier Tagen Fahrt ohne Wasser, Brot und Luft kamen wir in Lublin an. Nach einer weiteren Selektion behielt man einen Teil in Lublin, den Rest schickte man nach Majdanek.

Gefangenenlager in Lublin, Lipowa 7 – Zivilisten im Gefangenenlager:

Offenbar entsprach der von mir angegebene Beruf des Schreiners den Deutschen; deshalb blieb ich in Lublin.

In dieses Lager kam ich im Mai 1943.

Zusammen gab es an die 200 Zivilisten, Personen aus verschiedenen Transporten aus Warschau und Lublin. Dort traf ich Glikman und Wiśniewicz aus Legionowo.

Die Gefangenen sahen uns nicht gern im Lager. Sie verteidigten nämlich ihre Rechte als Gefangene im Maß ihrer Kräfte, und die Tatsache, daß sich unter ihnen verschiedene Zivilisten befanden, zeugte für sie schon davon, daß sie keine speziellen Rechte hatten und sich nicht von anderen Juden unterschieden. Dies erklärt, daß, obwohl unsere

⁵¹ Gefängnis in Warschau, siehe Glossar.

⁵² An der nördlichen Grenze des Warschauer Ghettos gelegener Platz, von dem aus ab Juli 1942 jüdische Männer, Frauen und Kinder in Vernichtungslager der Nazideutschen deportiert wurden. Seit 1988 erinnert ein an der Stawki-, Ecke Dzika-Straße gelegenes Denkmal an den Deportationsort.

Gruppe klein war, die Beziehungen zwischen uns und den Gefangenen nicht gut waren. Ich bekam eine Arbeit als Fahrer bei der Feuerwehr, deren Kommandant ein Deutscher namens Kocioł war. Ich fuhr mit einem Bedford⁵³ nach Majdanek, zum Laszkiewicz-Platz in Lublin und überall dorthin, wo Brände ausbrachen.

Aussiedlung aus der Lipowa 3.11.1943:

Ich war nicht lange in der Lipowa, denn mit der Liquidierung der Juden aus Lublin und Umgebung siedelte man auch das Kriegsgefangenenlager um. In Viererreihen gingen wir zu Fuß, bewacht durch Hunderte von Gendarmen. Zwei versuchten zu fliehen, doch sobald sie aus der Reihe traten, trafen sie schon die deutschen Kugeln. Die ganze Straße nach Majdanek war mit Leichen übersät.

Majdanek:

Tausende Menschen jagte man nach Majdanek und führte sie in das Lager. Dort sah ich für einen Moment meinen Vater. Woher er kam, ist mir bis zum heutigen Tag unbekannt.

Man stoppte die Lipowa 7 und führte eine Selektion durch, in deren Verlauf man eine bestimmte Gruppe auswählte, den Rest jagte man in den Tod.

Später, bei der nächsten Selektion durch Rohlfing, Theimer und Raschendorfer,⁵⁴ deren Namen wir damals natürlich noch nicht kannten, die aber danach für immer in unserem Gedächtnis verblieben, wählte man eine Gruppe von 60 gesunden und starken Männern mit den von den Deutschen gebrauchten Berufen wie Tischler und Mechaniker aus. Als sie einen Fahrer suchten, trat ich aus der Reihe. Man fragte mich, ob ich mich mit Dieseln auskenne – ich bestätigte. Aber die Deutschen glaubten mir nicht gleich, auf der Stelle führten sie eine Prüfung durch, die zu ihrer Zufriedenheit ausging. Als die Gruppe bereit war, begann man noch einen Frisör zu suchen. Und dieser war der 61.

Man schloß uns in eine gesonderte Baracke ein. Durch das Fenster sah ich, wie sie die ganze Zeit neue Transporte durchführten, ich erkannte Leute aus der Warschauer Werkstatt Schultz⁵⁵ und anderen Stellen. Dabei huschte die Gestalt meines Vaters vorbei. Die Menschen zogen sich aus und warfen ihre Kleidung auf einen Haufen in der Scheune, und von dort jagte man sie zu vorbereiteten Gruben, und man schoß massenweise mit Maschinengewehren.

⁵³ Im Original »Bettford«. Bedford Vehicles, 1930 in Luton gegründetes Unternehmen für Nutzfahrzeuge, Tochtergesellschaft der britischen Vauxhall Motors.

⁵⁴ Im Original irrtümlich immer »Raschendorfer«.

⁵⁵ Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die mit der Eroberung Polens durch Nazideutschland als Rüstungsbetrieb deklarierte Danziger Pelzwarenfirma Schultz & Co. GmbH gemeint, die ab September 1941 mit Ghettogefangenen in Warschau für die Wehrmacht produzierte. Siehe Helge Grabitz, Wolfgang Scheffler: *Letzte Spuren*. Berlin 1988, Seite 23ff.

Der Ofen arbeitete auch die ganze Zeit.
Die Zahl der Toten schätze ich auf etwa 20.000.

Enterdungsaktion, Sonderkommando 1005 in Borek bei Chelm:
Das Knochenmehl der Menschen wird als Dünger für die Felder genutzt.

Wir wußten nicht, wohin sie uns bringen, als man uns eines Tages auf Lastwagen lud, die mit Planen abgedeckt waren. Wir orientierten uns während der Fahrt nur, daß sie uns nach Osten fuhren. Der Weg war nicht weit.

Wir kamen in einem Wald an. Auf einer Lichtung stand eine Baracke, umgeben von dichtem 3 m hohen Stacheldraht, Küche, Kessel, in der Baracke Pritschen mit Stroh oder Heu, ich kann mich nicht genau erinnern, und in der Mitte ein Ofen mit Rohren. Das Klo war hinter der Baracke. An jeder Ecke des Stacheldrahtzauns standen zwei Gendarmen mit Maschinengewehren.

Es schien uns, daß wir schon die letzten Juden sind, die am Leben geblieben waren. Unser Schicksal war uns nicht bekannt.

Die Deutschen wählten unter uns einen Kommandanten aus, am Anfang Olicki, später Berger. Seine Aufgabe bestand darin, uns vor die Baracke zum Appell zu führen, den Rohlfig und Theimer jeden Morgen abnahmen. Danach schickte man uns wieder in die Baracke, wo wir eine bestimmte Zeit unbeschäftigt saßen, die Bedeutung dessen verstand ich erst später. In dieser Zeit brachte man Geräte, Mistgabeln, Bootshaken, Spitzhacken, eiserne Tragen, einen Dieselmotor, an den eine Mühle angeschlossen war.

Eines Tages, eines frostigen Tages, als schon Schnee auf dem Feld lag, führte man die ersten zehn in den Wald, etwa 100 m von der Baracke entfernt. Als ich sah, daß meine Kollegen in der Erde graben und aus ihr mit Gabeln und Bootshaken Leichen ziehen, verstand ich unsere Zeit des Nichtstuns. Nur bei Frost war es möglich, eine solche Arbeit durchzuführen.

Die Arbeit ging genau nach Plan, den der Lagerkommandant Rohlfig in der Hand hatte.

Das erste Massengrab, das man auszuheben begann, war ca. 80 m lang und mit Stacheldraht umzäunt. In den Ecken wieder Gendarmen mit Maschinengewehren.

Zwei Tage lang grub man die Leichen aus. Es waren – wie wir an den khakifarbenen Uniformen und Knöpfen erkannten – russische Kriegsgefangene, deren Hände mit Stacheldraht zusammengebunden waren. Mit Zangen mußte man den Draht durchschneiden, um jede »Figur« – wie Rohlfig sie nannte – herauszuziehen. Die Leichen waren ineinander verflochten und lagen flach in ihrer Kleidung. Oben waren die Körper schon verweset, und nur die Uniformen hielten die Skelette zusammen, unten hatten die Leichen noch Muskulatur. Zwei Leute bargen die Leichen mit Mistgabeln, jede gesondert. Wenn ihr der Kopf oder die Hand fehlte, mußte man dies vervollständigen und eine komplette »Figur« auf die Trage legen. Es durfte nicht das kleinste Knöchelchen oder eine andere Spur in der Erde belassen werden. Dies beobachteten die Deutschen genauestens.

Einer der Gefangenen aus Borek markierte mit Bleistift auf einem Holzbrett Striche bis 1.000.

Eine spezielle Gruppe schlug im Wald Holz in meterlange Scheite, die man auf der Erde zu einem Quadrat legte. Auf diese erste Holzschicht legte man die Leichen mit den Köpfen nach außen an den äußersten Rand, mit den Füßen nach innen. Auf sie legte man erneut eine Holzschicht. Die nächste Leichenschicht hatte die Köpfe mit etwas mehr Abstand von der Holzkante nach innen. So entstand eine nach oben schmaler werdende Pyramide aus 10 Schichten, und so ein Stoß bestand aus 1.000 Leichen.

Als der Stoß fertig war, zündete man ihn abends übergossen mit gebrauchtem Motorenöl aus herbeigebrachten Fässern an. Diese Aufgabe führte hauptsächlich Perec Schächter⁵⁶ aus Lublin aus (ich traf ihn nach dem Krieg in Warschau, jetzt wohnt er vermutlich in den USA oder Australien). Das ist der vierte, der, außer mir, Aronowicz und Reznik am Leben blieb.

Eine andere spezielle Gruppe brachte die verbrannten Knochen mit Schubkarren zu der Mühle, bei der ich arbeitete. Der Diesel war etwa 100 m von den Stapeln und nicht weit von der Baracke aufgestellt. Dort arbeitete ich als Mechaniker. In der Nacht mußte ich zwei Eimer Wasser erhitzen, um den Motor morgens anzulassen. Ich warf ihn mit Jidl Reznik aus Kowlo an (er kam später bei den Partisanen um).

Die herbeigebrachten Knochen warf man auf einen Haufen und siebte sie durch Metallsiebe, dabei zog man Gold oder andere Metallteile, die nicht verbrannt worden waren, heraus und lagerte sie in speziellen Schachteln. Danach drehte ich diese Knochen durch die Mühle. Die Aufsicht über die Mühle hatte Schulz,⁵⁷ der vor kurzem in Deutschland festgenommen wurde und gegen den ich eine Aussage bei der israelischen Polizei gemacht habe.

Unter der Mühle plazierte ich Säcke, die sich mit menschlichem Knochenmehl anfüllen; jeder volle Sack wurde zugebunden mitgenommen und mit Autos weggefahren. Dieses Verfahren war jedoch offensichtlich zu umständlich, so daß man später die Schubkarren unter die Mühle stellte und gleich in den Wald und auf die umliegenden Felder fuhr, wo man sie verstreute. Die tägliche Produktion – 30 Mehlsäcke aus menschlichen Knochen.

In Borek hob man 7 bis 8 Gruben aus, in denen sich in einer Hunderte Juden befanden, Erwachsene und Kinder, aus Hrubieszów. Wir fanden dies aufgrund der Dokumente heraus, die wir bei einem gefunden haben, aus denen hervorging, daß er der Fotograf aus Hrubieszów war.

In einer anderen Grube waren italienische Soldaten, die offensichtlich die Aufgaben, die ihnen befohlen waren, nicht erfüllen wollten. Wir erkannten sie an den Uniformen und Knöpfen.

⁵⁶ Andere Schreibweise in *Justiz und NS-Verbrechen* (1968ff.), Band XIX, Lfd. Nr. 551b, Seite 147: Peretz Schechtmann.

⁵⁷ Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser auch von Lipman Aronowicz erwähnte Angehörige des 1005-Kommandos im Wald von Borek identisch mit dem am 1. März 1973 vom Landgericht Wiesbaden verurteilten Gotthard Schu. Der am 1. 8. 1913 geborene, zum Zeitpunkt des Verfahrens in Wiesbaden lebende Kaufmann Schu. wurde wegen vier Fällen gemeinschaftlicher Beihilfe zum Mord an insgesamt 28.450 Menschen zu einer Freiheitsstrafe von sechs Jahren verurteilt. Siehe *Justiz und NS-Verbrechen* (1968ff.), Band XXXVIII, Lfd. Nr. 790, Seite 487f.

Nach den Holzstapeln, die verbrannt wurden, berechne ich die verbrannten Leichen auf 25.000. Es muß noch viele solcher Lager gegeben haben. Ich hörte das aus einem Gespräch zwischen Schulz und Theimer heraus, die in der Nähe der Mühle standen. Die lobten, daß wir das am besten arbeitende Lager aus allen Lagern dieses Typs seien. Leider haben sie keine Orte genannt, an denen sich solche Lager befanden, aber sie sprachen über eine größere Zahl.

Eines war wahrscheinlich in Kumowa Dolina bei Chełm. Von dort brachte man uns nämlich einmal Knochen von verbrannten Leichen, die ich gemahlen habe. Unter den Knochen fand ich einen Ring, den ich jedoch nicht für mich behalten habe; behalten habe ich dagegen eine Fünf-Rubel-Goldmünze und eine 7 1/2.

Außerdem trafen täglich hermetisch abgeschlossene Wagen ein, aus denen man vergaste Leichen in der Zahl von 15 Personen pro Wagen herausholte. Alle, sowohl Männer als auch Frauen, waren in Unterhosen bekleidet, um den Wagen während der Vergasung nicht mit Kot zu beschmutzen.

Es fehlte auch nicht an lebenden Menschen, die Theimer, Raschendorfer und andere an den schon leeren Gruben erschossen haben. Auf diese Weise füllten sich die leeren Gräber mit frischen Leichen. Schon aus dem Wald konnte man die Schreie der Verschleppten und Schüsse hören. Eines Morgens kam Theimer mit Raschendorfer in einem deutschen Jeep, und sie brachten drei Menschen mit sich, die sie vor der Grube erschossen. Auf dem Rückweg kamen sie an meinem Motor vorbei. Ich bat Theimer um Erlaubnis, mir ein Paar Schuhe nehmen zu können, denn meine Holzschuhe waren am Ende. An diese Tatsache erinnere ich mich, weil unsere Leute sich gewöhnlich die Schuhe von den Toten selbst nahmen, und ich bat um sie. Das wird später im Prozeß von Theimer eine Bedeutung haben.

Fluchtversuch durch einen Tunnel:

Kein Wunder, daß wir uns über die Arbeit im klaren waren, die wir so ausführen sollten, daß nach Erledigung dieser Arbeit, durchgeführt mit außergewöhnlicher Präzision, daß es nicht erlaubt war, das kleinste Knöchelchen zu belassen, auch keine Spur bleiben kann; wir waren uns bewußt, daß wir also ebenfalls zum Tod verurteilt waren.

Auch deshalb haben wir schnell mit dem Bau eines Tunnels angefangen, um dieser Hölle zu entkommen. Wenn nicht einer unserer Kollegen mit Verrat gedroht hätte, wären wir schon zu Weihnachten dort herausgekommen. Als man dann noch die Wache verstärkte, von der es nun mehr gab als von uns Gefangenen, und man noch zusätzlich für uns einen Bunker unter der Erde baute und uns in Fesseln legte – wie wir später erfuhren, hatten die Gefangenen eines anderen Lagers die Flucht versucht –, war die Flucht schon erschwert.

Wir ließen uns aber nicht einschüchtern und wurden schnell mit dem zweiten Tunnel fertig, bei dessen Bau ein Kalkulationsfehler bezüglich der Höhe des Terrains passierte, wovon ich mich erst während meiner Flucht überzeugte.

Auslösung und Flucht:

Wir hatten keinen anderen Ausweg, als eine Auslösung über die Reihenfolge der Flucht durchzuführen, und nach dieser Tragödie, die dann stattfand, hatte jeder von uns, der aus ihr unversehrt herausging, ein reines Gewissen, daß jeder selbst das Schicksal seines Lebens gezogen hatte.

Als Kommandant und Aktivster unter uns in der ganzen Rettungsaktion blieb Berger der einzige, der nicht an der Auslösung teilnahm und als erster hinausging. Es war letztendlich auch die gefährlichste Aufgabe. Danach gingen die ersten zehn Freiwilligen, die untereinander Lose zogen. Ich war in dieser Gruppe der 7. Nach uns zogen die restlichen 50 Lose. Nach Entfernung der Fesseln begannen wir ruhig herauszugehen.

Als ich im Tunnel war, behinderte mich eine Jacke, die Schindler, der vor mir ging, zurückgelassen hatte; offenbar hatte sie ihn behindert. Ich mußte sie vor mir her schieben, was mein Vorwärtskommen erschwerte. Als ich herauskam, sah ich, daß ich mich einen Meter vor dem Grab befand, wohingegen unser Plan vorsah, daß der Tunnel direkt zum Grab führen sollte. Offenbar war die Berechnung des Geländeanstiegs falsch. Der Sprung in das Grab machte aus einem Meter Entfernung aber keine Schwierigkeit.

Als ich mich jedoch im Grab befand, traf ich niemanden von den Unseren an, obwohl gesagt worden war, daß alle dort warten sollten. Ich ging also durch die ganze Länge des Grabes, sprang über den Stacheldraht und in den Wald, in die Richtung, aus der täglich morgens die Deutschen kamen. Im Wald hörte ich schon Schüsse, Sirenen und sah Raketen. Als ich zur Straße ging, traf ich auf Schächter und Jidl Reznik. Zusammen gingen wir die ganze Nacht durch die Felder in eine unbekannte Richtung und versteckten uns tagsüber in Heuhaufen auf den Landgütern.

Nächtliche Wanderung in den Wäldern:

Während unserer nächtlichen Wanderung kamen wir in die Kolonie Bukowo, bei dem Dorf Bukowo. Es war Sonntag morgen. Noch hatten wir nichts zu unserem Schutz finden können, als wir den Schrei eines Gendarmen und eine Schießerei hörten: Halt! Wir hielten nicht, und jeder floh in eine andere Richtung.

Seitdem war ich allein. Ich hatte keinen anderen Ausweg, als nachts durch die Wälder zu wandern. Ich ernährte mich von Rüben, die ich klaute, wo es ging. In der Nacht suchte ich eine Waschegelegenheit, um nicht zu verwehrlosen. Tagsüber versteckte ich mich in Hainen. Als es einmal während der Zeit meiner Wanderung zu regnen begann, sah ich irgendein Strohdach, dem ich mich näherte, um mich vor dem Regen zu schützen. Dort traf ich einen Juden aus Howa. Er sprach mit mir, wollte aber nicht weiter mit mir des Weges ziehen. Am nächsten Tag ging ich ihn besuchen, da ich sah, daß er völlig erschöpft war. Ich traf nur seine Leiche an.

Später hatte ich die Idee, mich als Partisan auszugeben.

Nachts schlich ich mich an Bauernhäuser, klopfte ans Fenster, und wenn sich der Landwirt näherte, sprach ich so, daß er es hörte: »FraneK, Józiek, wartet auf mich« – also dachten sie, daß es unser mehrere waren. Man gab mir Brot durch das Fenster, mit dem ich mich ernährte.

Als die Zeit der Kartoffelaussaat kam, klaute ich nachts die gesteckten Kartoffeln und aß sie roh.

So konnte es nicht weitergehen. Ich mußte mit lebendigen Menschen Kontakt aufnehmen, um nicht zu verwildern. Als ich in das Dorf Siedliszcze kam, ging ich zum Schmied und bat um Hilfe. Von ihm erfuhr ich, daß Partisanen hierher kamen, und er versprach mir Hilfe. So hat es sich tatsächlich zugetragen.

Partisanenzeit in Lasy Parzewskie:⁵⁸

Die Partisanen kamen von jenseits des Bugs und waren bereit, mich mitzunehmen. Ich war bei ihnen bis zum 15.7.1944. Mit den ersten sowjetischen Panzern kam ich nach Lublin.

Lokaltermin in Borek 1945:

In Lublin meldete ich mich als Fahrer zur Arbeit und wurde bei der Miliz beschäftigt. Dort traf ich Józef Reznik, der in einem anderen Kommissariat als Milizionär arbeitete.

Wir beide legten unserer Aussagen bei der sowjetischen Staatsanwaltschaft ab, die die deutschen Verbrechen untersuchte, und fuhren mit ihnen zu einem Lokaltermin nach Borek.

Es fand sich keine Spur der Gräber. Aber uns interessierte etwas anderes – das Auffinden unseres Testaments, das wir im Bunker, in einer Flasche, einen halben Meter tief versteckt hatten. Dort war genau die ganze Geschichte des Lagers in Borek beschrieben und ebenfalls eine Namensliste aller Gefangenen beigefügt. Wir hatten das in drei Sprachen geschrieben, in Polnisch, Jiddisch und Russisch. Wir hatten nämlich damit gerechnet, daß vielleicht keiner von uns am Leben bliebe und es keinen lebenden Zeugen dieser außerordentlichen deutschen Bestialität, die hier stattgefunden hatte, geben würde.

Der Bunker war nicht schwierig zu finden, doch stießen wir dort auf einen Betonboden, so fest und dick, daß die Versuche, ihn zu zerschlagen, ohne Resultat blieben. Es halfen auch keine Spitzhacken.

Wir stellten uns also vor, daß an dieser Stelle offenbar Morde stattgefunden hatten, die man dick mit Beton übergossen hatte.

Dieses Geheimnis enthüllte ich erst 1962.

⁵⁸ Parzew, polnische Kleinstadt, ca. 55 km nordwestlich von Chełm gelegen. Zu jüdischen Partisanengruppen in den Wäldern um Parzew siehe Ainszejn (1993): 194f.

Die Freilegung eines Massengrabs in Kępa Tarchomińska:

Im Winter 1945 bin ich nach Warschau gefahren, wo ich Hoffer aus Legionowo traf, und mit ihm begab ich mich nach Kępa Tarchomińska. Ich wußte nämlich, daß dort ein Teil meiner Familie getötet worden war. Wir fanden ein Massengrab und legten es frei. In ihm waren 70 Leichen, Frauen und Kinder.

Ich fertigte lange Kisten an, und mit Erlaubnis der Behörden brachte ich sie nach Warschau und begrub sie in einem namenlosen Familiengrab auf dem jüdischen Friedhof. Dort verblieben meine Mutter und meine Schwester mit dem Kind.

In Warschau arbeitete ich beim PKWN,⁵⁹ in der Rückforderungsbehörde mit Hauptmann Wiślicki, dann siedelte ich nach Wrocław über, wo ich ein Haus bekam. Dort heiratete ich und kam 1950 endlich in Israel an, wo ich mich in einem Moschaw ansiedelte, ohne Arbeitsmöglichkeiten in meinem gelernten Beruf als Uhrmacher zu finden.

Der Prozeß von Theimer und Heilig aus Borek

Die Kontroverse zwischen dem Angeklagten Theimer und den Zeugen:

Es ist mir unbekannt, wie die deutschen Verbrecher aus Borek gefunden worden sind. Tatsache ist, daß ich zur Kommandantur der israelischen Polizei – Abteilung zur Untersuchung der Hitlerverbrechen – nach Tel Aviv bestellt wurde, wo man mir Fotos der Deutschen vorgelegt hat. Ich erkannte den Kommandanten des Lagers in Borek, Rohlfing, und den Rudolf Theimer, die ich beide gut kannte, wie auch das Gesicht von Heilig mir bekannt war, obwohl ich gegen ihn kein konkretes Belastungsmaterial hatte.

Im Mai 1962 fand die Tragödie des Lagers von Borek ihr trauriges Nachspiel im Prozeß, der in Heilbronn stattfand. Rohlfing war in der Zwischenzeit gestorben, so daß man nur über Theimer und Heilig richtete. Aus Israel waren wir drei Zeugen, Aronowicz, Reznik und ich. Ich muß jedoch betonen, daß das Hauptbelastungsmaterial für die Anklage von 11 deutschen Zeugen kam, unseren ehemaligen Bewachern.

Wir bekamen keine Anklageschrift ausgehändigt, auch wurde uns dazu bei Anhörung vor Gericht keine Gelegenheit gegeben, denn es war uns erst erlaubt, den Gerichtssaal zu betreten, als wir die Aussagen abgaben.

Ich war der letzte von uns dreien.

Als ich den Saal betrat, erkannte ich sofort den lebhaften Rudolf Theimer. Heilig erkannte ich nicht. Ich hatte gegen ihn auch kein belastendes Material.

Nach Ablegen des Eides gemäß unserer Sitte sagte ich mit Hilfe eines Dolmetschers in polnischer Sprache aus.

⁵⁹ Polski Komitet Wyzwolenia Norodowego – Polnisches Komitee der Nationalen Befreiung, gegründet Juli 1944 in Moskau. Prosojwetische provisorische Regierung Polens unter Führung des polnischen Kommunisten Bolesław Bierut.

Das Gericht erwähnte gleich am Anfang, daß es von der ganzen Zeit unseres Aufenthalts in Borek Kenntnis habe, und wollte von mir Einzelheiten die Mühle betreffend erfahren, durch die man die menschlichen Knochen gedreht hatte. Man fragte mich, in welcher Entfernung von der Baracke die Mühle stand, wie viele Menschen bei den Ausgrabungen arbeiteten und wie viele Gräber es gab. Als ich die Antwort gab, es seien 8 mit Leichen gefüllte Gruben gewesen, schrie Theimer plötzlich auf polnisch: Nicht wahr! Dann bat mich sein Verteidiger, einen Plan zu zeichnen, was ich sofort gemacht habe und gezeigt habe, wie die 8 Gräber plaziert waren.

»Die Mühle ging mich nichts an, dort habe ich nicht gearbeitet«, schrie Theimer auf. »Und Gold nahm ich nicht mit, es war für den Staat vorgesehen.«

Theimer wurde lauter und benahm sich mir gegenüber so wie in Borek. Daraufhin wurde auch ich nervös und erhob die Stimme. Es kam zwischen uns zu einem scharfen Wortwechsel, in dem Theimer Polnisch sprach und ich Deutsch. »Damals konnten Sie nicht Polnisch, was?« – rief ich.

Als ich darüber sprach, wie Theimer zusammen mit Raschendorfer drei Leute erschossen hatte und ich ihn um die Erlaubnis bat, die Schuhe zu nehmen, sprang er auf und verneinte das. Ich habe ihn dann in scharfer Form an dieses Ereignis erinnert. Unserer Kontroverse wurde vom Gericht ein Ende gesetzt, indem es Theimer befahl, daß er aufhöre, den Zeugen anzuschreien.⁶⁰

Während meiner Aussage las der Gerichtsvorsitzende den Befehl über die Beseitigung aller Spuren der deutschen Verbrechen und darüber vor, daß man zu dieser Arbeit Menschen verwendete, die zum Tode verurteilt waren. In diesem Moment also erfuhr ich offiziell das, was wir während unseres Aufenthalts im Lager vermutet hatten, daß sie uns nach vollbrachter Arbeit auch erledigen mußten, damit kein lebender Zeuge der Verbrechen übrig blieb; da verstand ich, warum wir jedes Knöchelchen einsammeln mußten, das ausgegraben worden war.

Nach Beendigung meiner Aussage bat ich das Gericht um Erlaubnis, eine Frage stellen zu dürfen, dem stimmte es zu.

Es ging mir darum zu erfahren, was mit dem Rest unserer Kollegen aus Borek geschehen war. »*Es lebt keiner mehr*«, antwortete mir der Richter.

Es war uns nicht erlaubt, im Gerichtssaal zu verbleiben, doch von den Juden unter den Zuschauern erfuhr ich, daß die Gendarmen, die uns beaufsichtigt hatten, erzählten, unter welchen Qualen unsere Kollegen gestorben waren. Einer von ihnen erzählte, wie Theimer und Heilig sie malträtiert hatten, wobei keiner der Gendarmen eine präzise Zahl nannte. In der Anklage war die Rede von 50 Personen, die im Bunker getötet worden

⁶⁰ Nach seiner Arbeit im Waldlager von Borek hatte Rudolf Theimer dem Einsatzkommando z.b.V. 27 angehört, das 1944 zur Niederschlagung eines Aufstands der Bevölkerung im Osten der Slowakei verwendet wurde. Theimers Einheit hatte dort während des Einsatzes mindestens 158 Menschen ermordet und für die Deportation von mindestens 110 Menschen nach Ravensbrück gesorgt. Für diese Verbrechen wurde Theimer nie von einem Gericht zur Verantwortung gezogen. Rudolf Theimer kam bereits am 1. September 1965 aus dem Zuchthaus frei und wurde wieder von seinem alten Arbeitgeber, der Naturella Südsaft AG, beschäftigt. Theimer lebte mit seiner Frau und zwei Kindern im etwa 30 km östlich von Heilbronn gelegenen Öhringen, wo er am 14. November 1978 starb. Angaben nach Christina Ullrich: »*Ich fühl' mich nicht als Mörder*«. Darmstadt 2011, Seite 276ff.

waren, unter ihnen auch Polen aus der Umgebung, die den Geflohenen geholfen hatten, sich zu verstecken. Einer der deutschen Zeugen erwähnte den Namen unseres Kollegen Pomeranc, der Theimer bat, er möge direkt in den Kopf schießen, damit es nicht weh tue. In diesem Moment verstand ich, warum unser Bunker so stark betoniert war; unter ihm versteckte man diesen schändlichen deutschen Mord. Einen von vielen.

Das Publikum füllte den Saal bis auf den letzten Platz. Es setzte sich zusammen sowohl aus Jungen wie auch aus Alten, mehr Frauen als Männer. Darunter gab es auch in Deutschland wohnende Juden. In der Pause kamen Deutsche auf uns zu und versicherten, daß sie von solchen Verbrechen nichts gewußt haben.

Über das Strafmaß, wonach Theimer nur 4 Jahre und Heilig 3,5 Jahre bekamen, benachrichtigte man uns erst später, als wir schon zurück im Land waren.

Diese Aussagen habe ich nach bestem
Wissen und Gewissen gemacht

(Unterschrift)
/ Sterdyner Józef /

Talmei El'Azar
April 1964

Aufgenommen von:
(Unterschrift)
/ Dr. Olga Barniczowa /

Zusammenfassung der Aussagen von

Sterdyner Józef, wohnhaft Moschaw Talmei Al'Azar

Inhalt

Ghettoliquidierung in Legionowo bei Warschau

Teilnahme an den Kämpfen im Warschauer Ghetto

Lager in Lublin, Lipowa 7 – Zivilisten im Gefangenenlager

Aussiedlung aus Lipowa am 3.11.1943

Majdanek

Enterdungsaktion, Sonderkommando 1005 in Borek bei Chełm –

Das Mehl aus menschlichen Knochen genutzt als Dünger für die Felder

Fluchtversuch durch einen Tunnel

Auslosung und Flucht

Nächtliche Wanderung in den Wäldern

Partisanenzeit in Lasy Parczewskie

Lokaltermin in Borek 1945

Freilegung eines Massengrabs in Kępa Tarchomińska

Der Prozeß von Theimer und Heilig aus Borek –

Die Kontroverse zwischen dem Angeklagten Theimer und dem Zeugen

Der Zeuge gehört zu der Gruppe von drei Überlebenden aus Israel und zu den am Leben gebliebenen jüdischen Häftlingen aus dem Lager Borek bei Chełm. Ein vierter lebt wahrscheinlich in Australien.

Verschieden waren die Wege, auf denen alle drei Zeugen zum Gefangenenlager in Lublin in der Lipowa 7 gelangten. Der Zeuge Sterdyner kam aus Legionowo, war nach der Liquidierung des dortigen Ghettos im Pawiak und von dort in das Warschauer Ghetto gekommen, von wo er nach kurzem Aufenthalt und der Teilnahme an den Ghettokämpfen als Zivilist in das Lubliner Lager kam. In der Aussage von Reznik sind die Probleme dieses Lagers genau umschrieben, der Zeuge bestätigt, daß die Gruppe der 200 Zivilisten von den Gefangenen nicht gern gesehen war, die ausdauernd, wenn auch erfolglos, um ihr Gefangenenrecht kämpften, und schließlich wurden sie wie die Juden mit den anderen bei der Liquidierung des Lagers nach Majdanek geschickt. Dort wurde der Zeuge, der sich als Fachmechaniker mit Dieselmotoren auskannte, in eine Gruppe von 61 Personen für das Lager in Borek bei Chełm ausgewählt. Der Zeuge erklärt, weshalb mit der Freilegung der Massengräber bis zum Einbruch des Frostes gewartet werden mußte. In einer anderen Jahreszeit wäre die Durchführung dieser Aufgabe in Anbetracht der Verwesung der Leichen nicht möglich gewesen. Der Zeuge ist der einzige, der am Leben geblieben ist, der beim Zermahlen der menschlichen Knochen arbeitete,

er bediente den Dieselmotor. Seine dargelegte Beschreibung ist genau und deshalb ein wichtiger Beitrag zu dieser Frage. Diese so angewandten Motoren gab es ebenfalls in anderen Lagern dieses Typs. Es ist mir nicht bekannt, ob eine so genaue Beschreibung des Vorgangs existiert, deshalb unterstreiche ich diesen Fakt. Ebenso wie die Häftlinge anderer Lager, so waren auch sie daran interessiert, daß die Welt von allem erfährt, was sich dort zugetragen hat. Deshalb suchte er auch bei dem durch die sowjetische Staatsanwaltschaft durchgeführten Lokaltermin im Jahr 1945 vor allem die Flasche, die vor dem Ausbruch aus dem Lager im Bunker vergraben worden war. Dort befand sich ein »Testament«, in drei Sprachen geschrieben, mit einer Namensliste der Häftlinge. Die Daten jedoch haben dieses tragische Lager überlebt durch die Erzählungen der Zeugen während des Prozesses, der im Mai 1962 in Heilbronn gegen zwei SS-Angehörige aus Borek geführt wurde. In Anbetracht dessen, daß keiner unserer Zeugen in der Zeit der Gerichtsverhandlung außerhalb des Zeitraums, als er seine eigene Aussage machte, anwesend war, wurde der Verlauf des Prozesses auf Grundlage der deutschen Presse abgehandelt, die dem Bericht zu den Zeugenaussagen beigefügt ist.⁶¹

/ Unterschrift /
Dr. Olga Barniczowa

⁶¹ Siehe Glossar, »Heilbronner Stimme«, Prozeßberichte.

Memories! – Gespräch mit Abraham, Amnon und Meirav Sterdyner

Mit Amnon Sterdyner hatte ich bereits, wie mit Zaki Reznik, von Berlin aus telefoniert, um ein Treffen in Israel zu verabreden. Er fühlte sich am Tag des ersten Anrufs nicht ganz sicher beim Englischsprechen, doch bevor er das Telefon an seine Frau Meirav weitergab, damit ich ihr erklären konnte, wie lange ich in Israel sein würde und daß wir uns jederzeit treffen könnten, sagte Amnon noch, daß sein Großvater Józef ein starker Mann gewesen sei. Ein sehr starker Mann! Und er versicherte mir, daß ein Gespräch über das Leben seines Großvaters sehr wichtig für ihn sei.

Auch in Israel telefonierten wir ein paarmal miteinander und verabredeten uns schließlich für Anfang August in seinem Haus in Talmei El-azar, einem Moschaw⁶² östlich von Hadera. Wenige Sekunden nachdem der Zug aus dem Süden Richtung Haifa weitergefahren war, hatte sich der Bahnhof von Hadera-West bereits wieder von Menschen geleert. Außer mir, einem lässigen Wachmann mit Maschinenpistole und drei Taxifahrern, die sich neben ihren Autos im Schatten der Bäume ausruhten, waren keine Leute mehr auf dem Bahnhofsvorplatz. Die Nachmittagssonne knallte mir ins Gesicht, während ich auf Meirav Sterdyner wartete, die mich mit dem Auto abholen wollte. Ab und zu hielten Wagen, Türen gingen auf, Leute verabschiedeten sich hinter den Scheiben und gingen an mir vorbei ins Bahnhofsgebäude. Ansonsten war nur das Zirpen der Grillen, der heiße Wind und der krächzende Funkverkehr aus den Taxen zu hören. Ammons Mobiltelefon war nicht zu erreichen, ich rauchte also noch ein paar Zigaretten in der Hitze. Wie vor jedem der drei Gespräche war ich ziemlich aufgeregt. Es war offensichtlich keine Selbstverständlichkeit für mich, mich mit Angehörigen von Überlebenden der »Aktion 1005« in Israel zu treffen, obwohl alle, mit denen ich mich verabredet habe, deutlich signalisierten, daß sie sich auf das Gespräch mit mir freuten. Schließlich fuhr Meirav Sterdyner auf den Bahnhofsvorplatz und blinkte ein paarmal auf. Der Bahnhof von Hadera-West hat zwei Ausgänge, ich hatte am falschen gewartet.

Meirav kam direkt von der Arbeit und trug noch die Uniform des israelischen Gefängnispersonals. Auch sie fragte mich während der Fahrt auf englisch, ob ich Familie in Israel habe und dies mein erster Besuch im Land sei. Sie erzählte mir anschließend von einer Wohnmobiltour, die sie zusammen mit Amnon, ihren zwei Kindern und einigen anderen israelischen Familien im Frühjahr 2011 durch den Süden der Bundesrepublik, Österreich und Slowenien unternommen hatte. Die Reise hatte ihr offensichtlich gut gefallen, es war ihr erster Aufenthalt in der Bundesrepublik gewesen. Besonders die Berge und der Schwarzwald hatten sie beeindruckt.

Nach der Ankunft im Moschaw begrüßte mich Amnon auf der Terrasse des Hauses, die zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, sagten Hallo. Amnon fügte hinzu, daß auch sein

62 Genossenschaftliche Landwirtschaftssiedlung mit Privat- und Kollektivökonomie. Nahalal, der erste Moschaw, wurde im September 1921 westlich von Nazareth gegründet. Im Unterschied zu den Kibbuzim blieben Kindererziehung und Haushaltsarbeiten in den Moschawim größtenteils Privatangelegenheiten der einzelnen Familien.

Vater Abraham zu dem Treffen gekommen sei. Das freute mich besonders, denn zu ihm, Józef Sterdyners Sohn, war mir zuvor kein Kontakt gelungen. Abraham ist 65 Jahre alt, Gehstock und Basecap hatte er schon abgelegt, als wir uns im Haus begrüßten. Sein Sohn Amnon ist 40 und arbeitet als Sicherheitsmann für den Moschaw. Bevor wir mit der Aufnahme begannen, gab es Eistorte für alle. Wieder hatte jemand Geburtstag, diesmal war es Meirav Sterdyner. Die Kinder drückten kleine Kerzen in die Torte und zündeten sie an. Happy Birthday wurde auf hebräisch und englisch gesungen, auch der Papagei im Käfig neben der Eingangstür beteiligte sich erfreut. Meirav pustete die Kerzen aus, und ich begriff endlich, wie »Mazal tov!« richtig betont wird.

Während wir noch die Geburtstagstorte löffelten, erzählte Amnon, daß er ein besonders enges Verhältnis zu seinem Großvater Józef gehabt habe, weil er nach der Scheidung seiner Eltern praktisch bei ihm groß geworden sei. Józef habe ihm oft Geschichten über sein Leben in den Wäldern nach der Flucht aus dem Waldlager Borek erzählt. Während der etwa neunzigminütigen Aufnahme in der Wohnküche des Hauses übersetzte Meirav einige Male aus dem Englischen für Amnon und Abraham oder für mich aus dem Hebräischen. Von Zeit zu Zeit verlangte der Papagei nach unserer Aufmerksamkeit.

3. August 2011, Talmei El-azar

Es gebe die jüdische Geschichte, sagt Amnon, daß eines Tages der Messias auf einem weißen Esel erscheinen werde. Mit seiner Ankunft werde es für alle Menschen besser werden, auch die Toten würden aus ihren Gräbern kommen, die Welt werde eine vollständig andere werden. Sein Großvater Józef habe ihm hingegen oft gesagt, daß der Messias bereits in Israel erschienen sei, weil er, Józef, nach allem, was er gesehen und erlebt habe, am Leben geblieben sei. Seine ganze Familie sei umgekommen, ermordet worden, für ihn sei das Leben in Israel wie ein Geschenk gewesen.

Abraham erzählt, daß er 1950 mit seinen Eltern in Israel angekommen sei. Vor ihrer Ankunft in Israel habe er mit ihnen in der polnischen Stadt Wrocław gelebt. Im Hafen von Haifa hätten sie das Schiff verlassen, seien nach Rishon Le-Zion gefahren und hätten dort eine Zeitlang gewohnt. Sein Vater Józef habe Arbeit gesucht. Weil die israelische Regierung die Leute damals ermuntert habe, in die Moschawim zu gehen und dort in der Landwirtschaft zu arbeiten, seien auch seine Eltern von Rishon in den Moschaw Ein Iron östlich von Pardes Khana-Karkur gezogen. Sein Vater habe einen alten Lastwagen gekauft, mit dem er dann vor allem Pfirsiche zu den Märkten nach Haifa und Tel Aviv gefahren habe. Sein Vater sei einer der ersten des Moschaws gewesen, ergänzt Abraham, der einen Lastwagen gehabt habe. Es sei ein alter, gebrauchter der Marke Bedford gewesen. Damit hätten seine Eltern zu arbeiten begonnen, erzählt er lachend. Später hätten sie in Ein Iron auch Kühe gehabt und Milch produziert. Ein Iron liege in der Nachbarschaft von Talmei El-azar, ergänzen Amnon und Meirav, das seien höchstens zehn Minuten mit dem Auto.



Von links: Meirav, Amnon, Abraham Sterdyner

Foto: Jens Hoffmann

Abraham sagt, daß der Kontakt mit dem Moschaw in Talmei durch einen Mann namens Moshe Becher zustande gekommen sei, der damals schon in Talmei gelebt habe. Józef und Moshe Becher hätten sich bereits aus Polen gekannt, ergänzt Amnon. Dieser habe seinen Großvater dann dazu gebracht, auch nach Talmei zu ziehen. Moshe Becher lebe noch heute in der Nachbarschaft, er sei inzwischen 85 Jahre alt und früher der Manager des Moschaws gewesen. Er habe, sagt Amnon, seinen Großvater irgendwann in den fünfziger Jahren zufällig in Pardes Khana getroffen und habe damals seinen Augen nicht getraut, habe es kaum glauben können, jemanden aus Polen nach Ende des Krieges in Israel zu treffen. Er sei in Tränen ausgebrochen und habe seinen Großvater auf der Straße umarmt.

Abraham erinnert sich, daß im Moschaw Talmei El-azar damals vor allem Kühe und Hühner gehalten worden seien, als Arbeitstiere seien Pferde noch sehr verbreitet gewesen. Talmei sei einer der ersten Moschawim mit einem Traktor gewesen, kein Benziner oder Diesel, sondern einer, der mit Naphtha gefahren sei. Der Traktor sei einer des Landmaschinenherstellers Ferguson gewesen, ergänzt Abraham. Sein Vater habe als erster mit diesem Traktor gearbeitet, doch es sei damals kein leichtes Leben in Talmei El-azar gewesen.

Sein Vater und seine Mutter hätten bereits in Polen geheiratet, erzählt Abraham. Barbara sei der Name seiner Mutter in Polen gewesen, in Israel habe sie sich dann Batya genannt. Die beiden hätten sich bereits während des Krieges kennengelernt, sein Vater habe damals einer Partisanengruppe angehört, und seine Mutter sei eine Überlebende aus einem Ghetto gewesen. Abraham kann sich auf Amnons Nachfrage

nicht genau erinnern, in welchem Ghetto sie gelebt hatte. Ich merke an, daß Józef im Sommer 1944 als Fahrer für die sowjetische Miliz in Lublin gearbeitet habe. Abraham sagt, daß sein Vater seine Mutter dann wohl bei einer seiner Fahrten getroffen habe. Amnon fragt daraufhin Abraham erneut, wo seine Großmutter Batya während des Krieges gewesen sei, ihn interessiere das sehr. Abraham klingt nicht ganz sicher, als er antwortet, daß Batya möglicherweise das Ghetto von Poznań überlebt habe. Ja, sie sei im Ghetto von Poznań gewesen, wiederholt er noch einmal. Amnon sagt, daß er nicht gewußt habe, daß sein Großvater als Fahrer für die Rote Armee in Lublin gearbeitet habe. Ich ergänze, daß Józef in seinem Bericht von 1964 sage, daß er auch als Zwangsarbeiter im Lager Lipowa 7 in Lublin einige Zeit als Fahrer mit einem Bedford-Lkw gearbeitet habe. Abraham seufzt nach meiner Bemerkung und sagt, daß das viele Jahre her sei und daß das Erinnern – jetzt, wo er älter und älter werde – schwer für ihn sei.

Ich frage Abraham, ob sein Vater mit ihm über sein Leben während des Krieges gesprochen habe. Ein wenig, manchmal, von Zeit zu Zeit, antwortet er kurz und ergänzt, daß er wohl um die 20 gewesen sei, als Józef ihm zum ersten Mal von seiner Kriegszeit erzählt habe. 20 Jahre war die Zahl, die ich Abraham zur Orientierung genannt hatte.

Ob er sich daran erinnere, wie sein Vater damals zu dem Prozeß gegen die Täter aus dem Waldlager von Borek gefahren sei, frage ich Abraham anschließend. Er bejaht mit einem Lachen und ergänzt, daß seine Mutter Józef zuerst nicht habe reisen lassen wollen. Sie habe geweint wegen der Fahrt in die Bundesrepublik und habe kein Geld von den Deutschen angenommen. Amnon ergänzt, daß seine Großmutter gegen die Annahme deutscher Wiedergutmachungszahlungen gewesen sei. Abraham bestätigt dies und fügt hinzu, daß sein Vater hingegen das Geld aus der Bundesrepublik angenommen habe. Nein, seine Mutter habe damals nicht einen einzigen Schekel von den Deutschen haben wollen; Abraham und Amnon müssen lachen, als Abraham das erzählt.

Seine Mutter Batya sei nicht die einzige Überlebende ihrer Familie gewesen, sagt Abraham. Sie habe noch vier Schwestern gehabt, die den Krieg überlebt hatten. Da sei zunächst ihre Schwester Etta gewesen, die während des Krieges von Deutschen ins Bein geschossen worden sei und danach Zeit ihres Lebens auf eine Krücke angewiesen war. Sie sei gegangen, so wie er jetzt gehe, ergänzt Abraham, als ich nicht gleich verstehe, und zeigt auf die Krücke neben seinem Stuhl. Außerdem habe seine Mutter noch eine Schwester in Rishon gehabt, eine in Haifa und eine, die in Mexiko gelebt habe. Seines Wissens nach seien alle Schwestern inzwischen gestorben. Amnon merkt an dieser Stelle an, daß diese vier Schwestern nicht mit ihnen in Talmei gesprochen hätten. Alle hätten getrennt voneinander gelebt und sich nicht besonders gemocht, sagt Amnon mit einem Lachen.

Ich frage nach, ob Józef während der Herrschaft der Deutschen seine Eltern, eine Schwester mit kleinem Kind und seine zwei Brüder verloren habe. Abraham ist sich nicht sicher, ob es wirklich zwei Brüder gewesen seien, während Amnon ergänzt, daß

sein Großvater in Polen eine Frau – eine Freundin, korrigiert Abraham – und ein gemeinsames Kind gehabt habe. Vor dem Krieg sei das gewesen, betont Amnon entschieden auf meine Nachfrage. Während des Krieges hätten dann Deutsche sowohl die Freundin als auch das Kind erschossen, sagt Abraham. Sie bestätigen, daß Józef als einziger seiner Familie die Shoah überlebt hat.

Amnon sagt, daß es auf der ganzen Welt außer ihnen niemanden mit dem Namen Sterdyner gebe, auch keine Verwandten. Ich erwähne, daß die Frau vom Suchdienst des Magen David Adom mir auf meine Anfrage geschrieben habe, daß Sterdyner ein sehr seltener Name sei. Nein, sie hätten ihren Familiennamen nicht ändern lassen, betonen Abraham und Amnon mit Nachdruck. Der Name sei einzigartig in der Welt. Da es ihn interessiere, habe er nach der Herkunft ihres Familiennamens geforscht, habe aber bislang keine Informationen hierzu gefunden, sagt Amnon. Es sei schon ein bißchen seltsam, fügt er lachend hinzu, denn niemand auf der Welt außer ihnen trage diesen Namen. Auch Abraham muß deswegen lachen und betont, daß er seinen Namen niemals ändern lassen werde. In sein Lachen mischen sich einige Seufzer.

Als ich ihnen erzähle, daß Józef im Winter 1945 nach Kępa Tarchomińska gefahren ist, um seine Mutter, die Schwester und das Kind der Schwester zusammen mit den anderen dort erschossenen Frauen und Kindern umzubetten und auf einem jüdischen Friedhof in Warschau beizusetzen, sind alle hörbar beeindruckt, Abraham seufzt auf, diesmal etwas länger. Amnon sagt sofort, daß er das Grab seiner Angehörigen in Warschau sehen möchte.

Ich gebe eine weitere Passage aus dem Bericht von Józef wieder, die Amnon und Abraham beeindruckt. Sie sind erstaunt darüber, daß Józef unmittelbar nach Ende des Krieges noch einmal an den Ort des inzwischen eingeebneten Waldlagers von Borek gefahren ist, um den Bericht von den Verbrechen, den die Gefangenen in Jiddisch, Polnisch und Russisch verfaßt und in einer Glasflasche vergraben haben, mit Angehörigen der Roten Armee zu suchen. Ich ergänze, daß es ihnen damals zwar gelungen sei, das Betonfundament des Bunkers zu lokalisieren, die Glasflasche jedoch hätten sie nicht mehr gefunden, und sie sei meines Wissens nach bis heute nicht gefunden worden. Amnon sagt, daß er dieses Detail der Geschichte seines Großvaters Meirav, die an der Haustür mit einem Nachbarn gesprochen hat, übersetzen möchte, denn das sei sehr wichtig für ihn. Als ich anschließend erwähne, daß ich im Herbst nach Chełm fahren wolle, um mir den Ort im Wald von Borek anzusehen und zu schauen, ob noch irgendeine Spur zu finden sei, sagt Amnon sofort, daß er mit mir dorthin fahren wolle. Meirav fragt, ob es dort ein Museum gebe, und die drei wollen wissen, wer den genauen Ort des Lagers kenne, ob die Deutschen den Platz getarnt hätten und ob es ein großes Gelände sei.

Auch im weiteren Verlauf unseres Gesprächs stellen mir die drei viele Fragen zur Geschichte von Józef. Amnon fragt nach, von wo aus die Deutschen seinen Großvater in den Wald von Borek gebracht hätten, Meirav will wissen, ob die Gefangenen zu Fuß von Majdanek nach Chełm gehen mußten. Warum die Deutschen ausgerechnet

seinen Großvater im November 1943 in Majdanek ausgewählt hätten, fragt Amnon schließlich, etwa weil er sich mit Dieselmotoren ausgekannnt habe? Ich antworte mit Informationen aus Józefs Bericht, auf die letzte Frage weiß ich keine Antwort.

Amnon sagt, daß sein Großvater neben Majdanek häufig von einem Ort, einer Stadt namens Serock gesprochen habe. Er habe ihm erzählt, daß er während des Krieges lange dort gewesen sei; er, Amnon, wisse allerdings nicht, was sein Großvater dort gemacht habe. Von der Zeit her sei es wohl nach seiner Flucht aus dem Waldlager von Borek gewesen, also wahrscheinlich während seiner Zeit bei den Partisanen. Amnon ergänzt, daß es einen Ort dieses Namens in Polen gebe, denn er habe vor einiger Zeit in Talmei mal eine Frau aus Polen getroffen, die ihm dies auf Nachfrage bestätigt habe. Ich sage, daß Józef den Ort in seinem Bericht von 1964 nicht erwähne, daß er auch nicht viel über seine Zeit bei den Partisanen schreibe. Dann sei es ja vielleicht doch nach Ende des Krieges gewesen, merkt Amnon an.⁶³

Abraham sagt, daß er 1946 in der polnischen Stadt Wrocław geboren wurde. Von der Reise mit seinen Eltern nach Israel könne er nichts mehr erinnern. Mit vier Jahren sei er damals noch sehr jung gewesen. Er könne sich lediglich daran erinnern, daß seine Eltern befürchteten, daß das Schiff vor der Ankunft in Haifa untergehen werde, erzählt er lachend. Seine Eltern hätten ihm dies später erzählt. Auch Amnon und Meirav müssen herzlich über die Geschichte lachen. Nicht wegen des Seegangs, erklärt Abraham, sondern einfach weil das Schiff ein sehr alter Kahn gewesen sei. Sie seien 1950 ohne Geld und nur mit ein paar Sachen in Israel angekommen, erinnert er sich. Im Hafen von Haifa seien dann alle Einwanderer wie verlauste Hunde mit einem Desinfektionspulver am ganzen Körper eingepudert worden, fährt Abraham fort. Amnon und Meirav lachen bei dieser Geschichte wieder ausgelassen mit. Nein, an das Einpudern könne er sich selbst nicht erinnern, auch das hätten ihm seine Eltern später erzählt. Józef und Batya seien wegen der Desinfektionsprozedur ziemlich geschockt gewesen, merkt Abraham schmunzelnd an.

In Haifa seien sie dann zunächst in alte Baracken der britischen Armee gebracht worden, fährt Abraham fort. Dort sei es noch schlimmer gewesen als auf dem Schiff – auch das erinnere er nicht selbst, sondern wisse es aus Erzählungen seiner Eltern. Einige Wochen später seien sie aus dem Barackenlager zu der bereits erwähnten Schwester seiner Mutter nach Rishon Le-Zion gezogen, die bereits etwa ein Jahr vor ihnen in Israel angekommen war, sagt Abraham. Anschließend seien sie in einen kleinen Ort bei Rishon gezogen, Nahalat Yehuda, wo sie etwa ein Jahr gewohnt hätten.

Ich frage Abraham, ob das Leben in Israel in den ersten Jahren schwierig für seine Eltern gewesen sei, ob sein Vater leicht Arbeit gefunden habe. Die damalige Regierung unter Golda Meir habe gesagt, antwortet er, daß die Leute, die gut leben wollten, in die Kibbuzim und Moschawim gehen sollten, weil dort Milch und Honig flössen.

⁶³ Serock, polnische Kleinstadt, etwa 40 Kilometer nördlich von Warschau am Narew gelegen. Auf der am 5. April 1946 ausgestellten Registrierungskarte für den Verband polnischer Juden hat Józef Sterdyner Serock und Legionowo als seine Wohnorte vor dem 1. September 1939 in Polen angegeben. Während des zweiten Weltkriegs befand sich in Serock ein deutsches Sammellager für polnische Kriegsgefangene. Siehe Böhler (2006): 173.

Doch die Leute, die dann in die landwirtschaftlichen Kooperativen gegangen seien, hätten feststellen müssen, daß Milch und Honig dort keineswegs flossen. Amnon und Meirav müssen über diese Bemerkung Abrahams lachen. Aber die Leute im Moschaw hätten seinem Vater geholfen, fährt er fort. Eine Zeitlang habe Józef auch als Nachtwache im Moschaw gearbeitet. Nachdem er den Bedford gekauft hatte, sei er dann mit den im Moschaw produzierten Pfirsichen zu den Märkten gefahren, sein Vater sei damals der einzige mit einem Lastwagen gewesen, betont Abraham erneut. Mit Pfirsichen, Milch und Hühnern sei er zu den Märkten nach Haifa und Tel Aviv gefahren. Er und seine Mutter seien bei diesen Markttouren oft mitgefahren, erinnert er sich. Später hätten sie auf Anregung seiner Mutter auch Kartoffeln angebaut, die sie ebenfalls auf Märkten verkauft hätten. Abraham klingt sehr lebendig, als er davon erzählt, man kann in dieser Sequenz das Lächeln in seiner Stimme hören. Die Kartoffeln hätten sie mit einem Pferdewagen nach Pardes Khana-Karkur gefahren und dort verkauft. Reich seien sie damit nicht geworden, aber zum Leben habe es gereicht. Ja, es seien schwierige Zeiten gewesen, bestätigen Abraham und Amnon auf meine Nachfrage. Auch einen Kühlschrank hätten seine Eltern damals nicht gehabt, erinnert sich Abraham. Die verderblichen Lebensmittel seien mit einem Eisblock in einem Schrank gekühlt worden. Auch das Eis sei mit einem Pferdewagen gebracht worden. Amnon macht an dieser Stelle das Lachen und Seufzen seines Vaters beim Erinnern an die alten Zeiten nach.

Vier oder fünf Jahre hätten sie in dem Moschaw Ein Iron gelebt, sagt Abraham. Dann habe sein Vater Moshe Becher getroffen und sie seien nach Talmei El-azar gezogen. Es seien mehr als fünf Jahre gewesen, korrigiert sich Abraham nach kurzem Nachdenken. Er habe in Ein Iron noch seine Bar Mitzwa gefeiert, das heißt, sie müssen 1959 noch dort gewesen sein. Sie seien also wahrscheinlich Anfang der sechziger Jahre nach Talmei gekommen, sagt Amnon. Meirav fragt die beiden, wann der Moschaw in Talmei gegründet worden ist, doch Abraham und Amnon können sich nicht an das genaue Jahr erinnern.

Im Unterschied zu Ein Iron hätten sie in Talmei dann auch einige Tiere gehalten, erinnert sich Abraham. Zwölf Kühe hätten sie gehabt, außerdem Ziegen, Küken und ausgewachsene Hühner, die seine Eltern an Tnuva⁶⁴ verkauft hätten. Wieder muß Amnon lachen; doch es ist kein höhnisches Lachen über die bescheidenen Erfolge seiner Großeltern. Als Bauern hätten sie gearbeitet, sagt Abraham, und schon damals seien die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse und Milchprodukte ziemlich hoch gewesen. (Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs gab es in Israel Proteste der Bevölkerung u.a. auch gegen die hohen Preise von Milchprodukten.)

Zusätzlich zu seiner landwirtschaftlichen Arbeit habe sein Vater die Uhren von Leuten aus der Nachbarschaft repariert, sagt Abraham. Uhrmacher sei auch der Beruf gewesen, den Józef bereits in Polen gelernt und ausgeübt habe. Nicht nur in Polen

⁶⁴ Lebensmittelkonzern, 1929 als Kooperative gegründet, die zunächst auf Milch und Milchprodukte spezialisiert war.

habe sein Vater eine kleine Uhrmacherwerkstatt gehabt, sondern auch in Israel, in Hadera, westlich von Talmei El-azar, sagt Abraham. In der Nähe von Józefs Werkstatt in Warschau habe die Statue eines nackten Mannes gestanden, erinnert er sich. An den Namen der Straße kann er sich auf Amnons Nachfrage hin nicht erinnern. Die Statue habe einen »naketen fechter«, einen nackten Bettler, dargestellt. Als ich wegen des jiddischen Ausdrucks nachfrage, sagt Abraham, daß Jiddisch und Deutsch in diesem Fall dieselbe Bedeutung hätten. Amnon fragt seinen Vater noch einmal nach der genauen Lage der Werkstatt von Józef, ich merke an, daß in seinem Bericht von 1964 eine Werkstatt in Legionowo bei Warschau erwähnt wird. Abraham antwortet, daß es dort gewesen sein könne und ergänzt, daß Józef in dem kleinen Geschäft auch Goldschmuck verkauft habe, Armbänder und Ringe beispielsweise.

Abraham ist sich nicht ganz sicher, in welchem Jahr sein Vater in Israel mit der Reparatur von Uhren begonnen hat. Der Impuls sei jedoch von seiner Mutter ausgegangen, um die materielle Situation der Familie zu verbessern. Tagsüber habe Józef als Fahrer und Bauer gearbeitet, nachts habe er die Uhren repariert. Später, Abraham nennt keine Jahreszahl, habe er dann diese kleine Werkstatt in Hadera eröffnet, wo er regelmäßig vom späten Nachmittag bis in die Nacht an den Uhren gearbeitet habe. Er habe damals gerade seinen Führerschein gemacht und seinen Vater manchmal in der Nacht von Hadera nach Talmei in den Moschaw gefahren.

Bis ins hohe Alter, bis zu seinem 82. Geburtstag, habe sein Vater gearbeitet, erinnert sich Abraham. Amnon ergänzt, daß Józef noch mit 80 Jahren als Lastwagenfahrer gearbeitet habe. Auf hebräisch sagt Abraham, daß Józef es geliebt habe, für die Familie zu leben. Amnon fügt hinzu, daß sein Großvater ein sehr starker Mann gewesen sei; ein starker Raucher außerdem, bis ins hohe Alter. Abraham betont jedoch, daß Józef nicht an den Zigaretten gestorben sei, sondern an seinen Problemen. Amnon hingegen sagt, daß er aus gesundheitlichen Gründen gestorben sei, er habe eben ein hohes Alter gehabt. Auf meine Nachfrage sagt Abraham, daß es Probleme aus der Zeit des Ghettos gewesen seien, wegen seiner ersten Frau und wegen der ersten schwierigen Jahre in Israel. Unterstützung von staatlicher Seite habe er nicht bekommen, doch er habe dies auch nicht gewollt, betonen Abraham und Amnon. Vor allem, so Abraham, habe seine Mutter dies nicht gewollt.

Amnon sagt, daß seine Großmutter sehr jung gestorben sei, bereits mit 65 Jahren, wie Abraham und Amnon hinzufügen. Sie sei an den Folgen des Krieges gestorben, fährt Abraham fort, sie habe große Probleme mit den Nerven gehabt. Geheiratet habe Józef nicht wieder, er sei viele Jahre allein geblieben, habe auch nicht wieder heiraten wollen, sagt Amnon. Abraham wiederholt noch einmal, daß seine Mutter an einer Nervenkrankheit gestorben sei, auch er selber habe es mit den Nerven, fügt er hinzu. Mit leichtem Lachen sagt Amnon, daß sein 1946 geborener Vater auch eine Menge Probleme wegen des Krieges habe. Seine Mutter habe oft unter Alpträumen gelitten, erzählt Abraham, sie habe im Schlaf geschrien, daß »sie«, die Deutschen, kämen, um sie zu holen und zu töten. Ihr Haus in Talmei sei damals viel kleiner gewesen als das von Amnon heute; er, Abraham, habe also als Kind die Schreie seiner Mutter im

Schlaf hören können. Und jetzt, fährt Abraham fort, komme alles aus dem Krieg wieder, diesmal jedoch zu ihm. Ob wegen unseres Gesprächs, wegen seiner Erinnerungen an die Erlebnisse seiner Eltern während des Krieges, läßt er an dieser Stelle offen. Wenige Sekunden nachdem Abraham das gesagt hat, beginnt er leise schluchzend zu weinen.

Nachdem ich das Aufnahmegerät wieder eingeschaltet habe, sagt Meirav, daß einige Leute glaubten, daß es keinen Gott gebe, wenn so etwas wie die Shoah geschehen könne. Sein Großvater, merkt Amnon an, habe trotz seiner Erfahrungen weiter an Gott geglaubt, möglicherweise auch deshalb, fügt Meirav hinzu, weil er als Überlebender nach Israel habe kommen können. Józef sei regelmäßig jede Woche in die Synagoge gegangen und habe dort außerdem Kinder unterrichtet, die sich auf die Bar oder Bat Mitzwa vorbereiteten. Es gebe in der Synagoge von Talmei eine Tafel, die zur Erinnerung an Józef angebracht worden ist. Auf dieser sei auch vermerkt, daß er ein Überlebender der Shoah gewesen ist, ergänzt Abraham. Auf meine Frage, ob Józef schon vor dem Krieg religiös gewesen sei, antwortet Abraham – Amnon übersetzt aus dem Hebräischen –, daß Religion erst im Alter eine Rolle in seinem Leben gespielt habe. Amnon ergänzt, daß Józef das Leben im Alter verstanden und mit Gottes Hilfe einen besseren Platz für sich gesucht habe. Abraham erinnert sich, daß der Tod seiner Mutter sehr schwer für Józef gewesen sei. Nach ihrem Tod sei er religiöser geworden und auch häufiger in die Synagoge gegangen, sagt er wieder mit einem hörbaren Seufzer.

Auf meine Frage, ob Józef an Politik interessiert, ob er Mitglied einer Partei gewesen sei, antwortet Abraham, daß ihre Partei die Ma'arach, die Linkspartei von Shimon Peres, gewesen sei;⁶⁵ hauptsächlich deshalb, weil sowohl die Kibbuzim als auch die Moschawim eine linke Tradition hätten. Linksparteien wie die von Peres hätten die Moschawim ideologisch und materiell unterstützt, jetzt hingegen habe sich die politische Orientierung der Leute in den Moschawim geändert. Mehr und mehr Bewohnerinnen und Bewohner würden nun Sympathien für die Rechtsparteien äußern. Amnon ergänzt, daß die Unterstützung der Linksparteien für die Moschawim mit den Jahren abgenommen habe. Die Linken, merkt Abraham an, würden jetzt vornehmlich die arabischen Israelis unterstützen. Mitglied einer Partei jedoch sei Józef nicht gewesen.

Einmal pro Jahr sei Józef zum Treffen ehemaliger Partisaninnen und Partisanen nach Tel Aviv gefahren, erzählt Abraham. In Erinnerung an die Verstorbenen seien bei diesen Treffen Kerzen entzündet worden, mit den Jahren seien immer weniger Leute zu diesen Treffen gekommen. Amnon erinnert sich, daß er als Kind mit seinem Großvater zu einem dieser Treffen gefahren ist, auch Abraham ist einige Male mit seinem Vater dort gewesen. Diese Leute seien jetzt alle sehr alt, ergänzt er, immer mehr von ihnen seien krank oder bereits verstorben.

⁶⁵ Ma'arach, 1968 als Wahl- und Fraktionsbündnis der israelischen Linksparteien Avoda, Mapai und Rafi entstanden und unter diesem Namen bis 1984 existent. Shimon Peres führte das Bündnis seit 1977.

Amnon erzählt, daß das Verhältnis zwischen Moshe Becher und ihnen die ganzen Jahre über sehr eng gewesen sei. Jetzt sei es nicht mehr so gut, ergänzt Abraham, und die drei müssen lachen. Offenbar ist Herr Becher sehr alt und auch ein bißchen durcheinander. Generell habe sich das Verhältnis der Leute in Talmei verschlechtert, fügt Amnon hinzu, vor allem Auseinandersetzungen um Geld seien daran schuld. Mehr Geld führe auch zu mehr Problemen, sagt Meirav mit einem Lachen.

Meirav übersetzt Amnons Erinnerungen an den Tod seines Großvaters: Józef habe eines Tages mit Kindern aus dem Moschaw *Himmel und Hölle* gespielt. Abraham ergänzt schmunzelnd, daß sein Vater den Kindern habe zeigen wollen, wie dieses Spiel richtig gespielt werde. Er sei zwar schon ein alter, aber nach wie vor kräftiger Mann mit starken Muskeln gewesen, fährt Amnon fort. Während des Spiels mit den Kindern sei er dann beim Springen in eines der Felder gestürzt. Amnon erinnert sich daran, daß Józef nach Hause gekommen sei, ohne etwas von dem Sturz zu sagen, er habe sich nichts anmerken lassen wollen. Am Abend begann dann sein Bein anzuschwellen, und dies sei der Anfang des Endes seines Großvaters gewesen. Józef habe an der Haustür gesessen und irgendwann gesagt, daß er große Schmerzen habe und ins Krankenhaus wolle. Dies sei auch das erste Mal gewesen, merkt Amnon an, daß Józef in ein Krankenhaus gegangen sei. Abraham sei zu ihnen nach Hause gekommen, erinnert sich Amnon, und gemeinsam hätten sie Józef dann ins Krankenhaus nach Hadera gefahren. Auf dem ersten Röntgenbild allerdings hätten die Leute im Krankenhaus keine Verletzung feststellen können, und sie hätten ihn einfach wieder nach Hause geschickt. Um Mitternacht sei das gewesen, sagt Amnon, er habe seinen Großvater wieder nach Talmei gebracht, und auch Abraham sei anschließend wieder nach Hause gefahren.

Am nächsten Morgen habe Józef dann vor Schmerzen geweint, erinnert sich Amnon. Er habe ihn dann wieder ins Krankenhaus gefahren, wo ein zweites Röntgenbild gemacht worden sei. Danach hätten sich die Leute im Krankenhaus gefragt, wie sie nur Józefs Knochenbruch an der Hüfte hätten übersehen können. Sie hätten seinen Großvater dann operiert, und ein Jahr nach dem Sturz, im Verlauf des Jahres 1991 sei Józef dann gestorben. Die Operation sei nicht erfolgreich verlaufen, ergänzt Amnon. Drei oder vier Wochen habe Józef nach der OP noch im Krankenhaus gelegen, anschließend habe man ihn in eine Reha-Klinik überwiesen. Seit dieser Zeit in den Krankenhäusern, sagt Amnon, habe sein Großvater nicht mehr leben wollen. Es sei sehr ungewohnt für ihn gewesen, nichts mehr tun zu können, seine Stimmung habe sich deswegen massiv verschlechtert. Er habe nur im Bett liegen und schlafen können. Das sei der Beginn von einer Menge Problemen gewesen, merkt Abraham an dieser Stelle an. Zwei Monate nach seiner Rückkehr aus der Reha-Klinik sei Józef dann gestorben, fährt Amnon fort. Er sei damals, während des Krieges gegen den Irak, Soldat in der IDF gewesen, doch sein Vorgesetzter habe ihm erlaubt, seinen Großvater regelmäßig zu besuchen, erinnert sich Amnon. Jeden Tag sei er zu Józef ins Krankenhaus gefahren, um ihm Lebensmittel zu bringen und ihm Gesellschaft zu leisten. Er habe das auch getan, sagt Amnon, weil er damals schon gewußt habe, daß die letzten Wochen seines Großvaters begonnen hätten.

Eines Abends habe er das Krankenzimmer betreten, fährt Amnon fort, und Józef auf jiddisch angesprochen. Noch ein weiterer Patient habe im Zimmer gelegen. Während Amnon erzählt, entschuldigt sich Abraham und geht aus dem Raum. Da sein Großvater nicht reagierte, habe er den anderen Patienten auf jiddisch gefragt, ob sein Großvater schlafe, ob er den Tag über gegessen habe, ergänzt Amnon. Als der Mann dies verneint habe, sei er zur Nachtschwester gegangen und habe ihr dieselbe Frage gestellt. Die habe ihm dann versichert, daß Józef gegessen habe, daß er gerade schlafe und alles in Ordnung sei. Er sei dann zurück ins Krankenzimmer gegangen, habe seinen Großvater berührt, die Kälte des Körpers gefühlt und verstanden, daß er bereits gestorben war. Weder die Schwester noch der zweite Patient hätten dies bemerkt, offenbar ist Józef Sterdyner still, ohne Aufschrei gestorben.

Józef sei nicht nur eine Art Vater für ihn gewesen, antwortet Amnon auf meine Frage nach dem Verhältnis zu seinem Großvater, Józef sei sein Vater gewesen, denn Abraham und seine Mutter seien damals bereits aus seinem Leben verschwunden gewesen, er habe sie nur noch selten und sehr kurz gesehen. Abraham habe noch eine Familie, ergänzt Amnon, es gebe noch einen Bruder, einen Halbbruder, korrigiert er sich und lacht verlegen. Schwierig sei sein Verhältnis zu Abraham nicht gewesen, fährt Amnon fort. Einfach deswegen, weil er, Amnon, allein beziehungsweise mit seinem Großvater gelebt habe. Und Józef habe ihm nie Vorschriften gemacht, habe ihm nie gesagt, wie er zu leben habe, fügt Amnon hinzu. Deshalb habe er auch alles für seinen Großvater getan. Viele Jahre hätten sie zusammen in dem Haus in Talmei gelebt. Nach dem Tod seiner Großmutter – acht Jahre sei er damals gewesen – habe er die ganzen Jahre mit Józef gelebt. Das Haus sei sehr klein gewesen, und sie hätten kein Geld gehabt, erinnert er sich. Ihr Leben sei hart gewesen, sie hätten nur wenig zu essen gehabt, hätten sich nichts kaufen können damals, keine schicken Klamotten wie die anderen Leute. Ein hartes Leben sei das gewesen, wiederholt Amnon.

Ich komme auf eine Sache zu sprechen, die mir Amnon vor Beginn der Aufnahme erzählt hatte, und erwähne, daß ihm Józef von seinem Leben in den Wäldern am Ende des Krieges erzählt habe. Oft habe er das getan, sagt Amnon. Und sein Großvater habe hinzugefügt, daß die Tiere damals in den Wäldern seine besten Freunde gewesen seien, daß er mit ihnen wie mit Menschen zusammengelebt habe. Als Abraham in die Wohnküche zurückkommt, fügt Amnon noch hinzu, daß Józef ein sehr starker Mann gewesen sei, der sich vor nichts gefürchtet habe. Menschen habe er sehr geliebt, er sei immer sehr gut zu den Leuten gewesen, die mit ihm zu tun hatten. Amnon sagt, er wisse nicht, wie er mir das genauer erklären solle. Józef habe einfach ein gutes Herz gehabt, die Leute jedoch hätten das nicht begriffen. Wenn Józef ihn beispielsweise am Morgen zur Schule gefahren und jemand an der Busstation in der Nähe des Moschaw gewartet habe, sei es Józef egal gewesen, daß Amnons Schule um acht Uhr anfing. Er habe immer gewendet, bei den Wartenden angehalten und sie dann in den Moschaw gefahren. Er sei ein sehr freundlicher Mensch gewesen, betont Amnon. Abraham ergänzt, daß sein Vater oft mit dem Wagen an der Bushaltestelle gewartet habe, um die Leute, die etwa aus Hadera kamen, in den Moschaw zu bringen. Er fügt

hinzu, daß er es früher genauso wie Józef gemacht habe, jetzt allerdings sei alles anders, d.h. schlechter in Talmei. Wieder müssen die drei ein bißchen lachen.

Nie sei Józef vor dem Sturz krank gewesen, nichts habe er gehabt, erinnern sich Amnon und Abraham. Auch mit 80 Jahren noch habe er gearbeitet und den Lastwagen gefahren, sagt Amnon. Viele Jahre des Arbeitens seien das gewesen, heute sei das nicht mehr üblich bei den Leuten in Israel. Abraham ergänzt, daß sein Vater auch häufig körperlich schwere Arbeiten erledigt habe, er habe schwere Maschinen und Gegenstände im Moschaw transportiert und auch die schwere Arbeit an der Fütterungsanlage für Kühe erledigt. Arbeiten, arbeiten, arbeiten, sagt Abraham, sein Vater habe immer gearbeitet.

Abraham und Amnon sagen, daß Józef nie davon gesprochen habe, nach Warschau zu fahren, um den Ort seiner Geburt und Kindheit zu besuchen. Amnon kann sich außerdem daran erinnern, daß sein Großvater ihm damals nicht erlaubt habe, mit der Schule nach Polen zu fahren. Es sei eine dieser Rundreisen zu den Lagern gewesen, und Józef habe ihm die Teilnahme daran strikt verboten. Polen sei für ihn nur noch ein schlechtes Land gewesen, fügt er hinzu. Er wisse nicht, ob das für Deutschland ebenso gegolten habe, antwortet Amnon auf meine Nachfrage. Abraham betont in diesem Zusammenhang, daß sein Mutter auch nach Kriegsende Deutschland nicht ausstehen konnte. Sie habe es ihm beispielsweise nicht erlaubt, einen Volkswagen zu kaufen, weil der aus Deutschland sei. Als Abraham erzählt, daß er sich trotzdem einen gekauft habe, müssen alle drei schmunzeln. Volkswagen sei die beste Automarke auf der Welt, betont Abraham, doch seiner Mutter habe das damals ganz und gar nicht gefallen, daß er sich einen gekauft habe. Sie sei sehr krank gewesen, fügt Amnon noch einmal hinzu.

Nur für seine Aussagen in den Prozessen gegen Nazis sei sein Vater in die Bundesrepublik gefahren, sagt Abraham.⁶⁶ Und für Fahrten nach Polen habe er einfach nicht das Geld gehabt, merkt Amnon an. Seine Großeltern hätten nicht daran gedacht bzw. nicht daran denken können, die Orte ihrer Kindheit in Polen zu besuchen, fährt er fort, sie seien gezwungen gewesen, daran zu denken, wie sie durchs Leben kommen sollten in Israel. Und trotz ihres vielen Arbeitens seien sie nur gerade so über die Runden gekommen, nur für das Notwendigste habe es bei ihnen gereicht. Abraham seufzt, als Amnon das erzählt. Als ich anmerke, daß mir Benny Aronowicz vom harten, lebenslangen Arbeiten seines Vaters berichtet habe, sagt Amnon, daß auch sein Großvater immer gearbeitet habe. Eigentlich sei er oft allein gewesen, als er mit Józef zusammenlebte, denn dieser habe immer gearbeitet, gearbeitet, gearbeitet. Abraham fügt noch hinzu, daß Józef neben der Arbeit im Moschaw und in seiner Uhrmacherwerkstatt in Hadera auch noch in einem Hotel in Netanya gearbeitet habe. Dieses Palace-Hotel habe Boris Glickman, einem Freund seines Vaters aus Polen, gehört, und

⁶⁶ Józef Sterdyner hat, wie Lipman Aronowicz, mindestens dreimal als Zeuge vor Gerichten in der Bundesrepublik ausgesagt: in den bereits erwähnten Verfahren gegen Theimer und Heilig in Heilbronn, gegen Raschendorfer in München und gegen die Angeklagten Hof., Stu., Schu., He. und Mei. in Wiesbaden. Siehe *Justiz und NS-Verbrechen* (1968ff.), Bände XIX, XXX, XXXVIII, Lfd. Nr. 551, 691a, 790.

Józef habe dort alle möglichen Reparaturarbeiten erledigt. Amnon fragt mich daraufhin, was das Gegenteil von arbeitsam im Englischen sei. Genau, sagt er, Józef sei alles andere als »lazy« gewesen. Meirav muß herzlich lachen und sagt, daß sie jetzt verstehe, warum ein Freund aus dem Moschaw den Spitznamen »Lazy« habe. Auch Amnon und Abraham lachen jetzt herzlich mit, und Amnon fügt hinzu, daß es eine Menge »Lazies« in Talmei gebe. Für seinen Großvater hingegen habe es nur das Arbeiten gegeben, wiederholt Amnon, lediglich in den zwei Jahren vor seinem Tod habe er öfter mit Józef auf der Terrasse vor dem Haus gesessen. Die Katzen und Hunde hätten friedlich auf der Erde gelegen, und sein Großvater und er hätten es sich gutgehen lassen. Die zweite Sache, die er als Jugendlicher sehr geliebt habe, fügt Amnon hinzu, seien die Basketballspiele von Makkabi Tel Aviv gewesen, die er immer zusammen mit Józef angeschaut habe. Jeder dieser Freitage sei wie eine Party für ihn gewesen. Er und Józef hätten auf den Betten gelegen und die Übertragung der Final Four-Spiele von Makkabi im Fernsehen geschaut. In dieser Zeit sei Makkabi Tel Aviv die beste Mannschaft in der Europäischen Basketballiga gewesen, er erinnert sich an Spieler wie Miki Berkovich und Motti Aroesti.⁶⁷ An diesen Freitagabenden mit seinem Opa vor dem Fernseher zu liegen, sei das Beste gewesen, was er im Winter gemacht habe, sagt Amnon. Abraham schmunzelt hörbar zu den Erinnerungen seines Sohnes und schickt noch einen Seufzer hinterher. »Memories!« ruft er schließlich aus.

Nach dem Ende der Aufnahme erkundigte sich Abraham nach der Abfahrtszeit meines Zuges zurück nach Be'er Sheva und sagte, daß er mich mit seinem Auto zum Bahnhof fahren werde. Meirav lud mich vor dem Aufbruch noch zum Essen ein. Während Abraham und ich die Gemüsesuppe aßen, die Meirav gekocht hatte, war Amnon in der Nachbarschaft unterwegs, um eine Kopie der Aussage seines Großvaters von 1964 zu machen, die ich mitgebracht hatte. Amnon kam schließlich ohne Kopien zurück, und ich versprach, ihm den Bericht per Post aus Be'er Sheva zu schicken. Daß die Aussage seines Großvaters auf polnisch aufgenommen worden war, störte ihn nicht. Er werde schon jemanden finden, der oder die ihm den Bericht übersetzen könne. Ich fragte Abraham, ob er Fotos von sich und seinem Vater habe, die veröffentlicht werden könnten. Bedauernd antwortete er, daß alle seine Fotos aus dieser Zeit nach der Scheidung von seiner ersten Frau verlorengegangen seien.

Wieder verging die Zeit bis zur Abfahrt meines Zuges rätselhaft schnell. Gehezt machte ich noch zwei Fotos von Meirav, Amnon und Abraham vor dem Haus. Es dämmerte bereits, ich wollte jedoch trotzdem kein Blitzlicht verwenden und merkte dann erst bei meiner Ankunft in Be'er Sheva, daß die Bilder ziemlich unscharf geworden waren. Amnon, Meirav

⁶⁷ Motti Aroesti, geboren 1954 in Giv'atayim, zwischen 1974 und 1988 Spielmacher bei Makkabi Tel Aviv. Moshe »Miki« Berkovich, geboren 1954 in Kfar Saba, bereits seit 1965 bei Makkabi Tel Aviv, gilt bis heute als bester Basketballer Israels. Mit Aroesti und Berkovich gewann Makkabi 1977 und 1981 die Finals der europäischen Vereinsmannschaften. Im 81er Finale gegen Bologna erzielte Berkovich nach Vorlage von Aroesti den Siegtreffer zum 80:79. Siehe http://en.wikipedia.org/wiki/Miki_Berkovich (zuletzt 7. Januar 2012).

und ich verabschiedeten uns, und die beiden machten sich mit ihrem Hund auf den Weg zum Swimmingpool des Moschaws, um ihre Kinder vom Baden abzuholen.

Abrahams Wagen war der aufgeräumteste Pkw, in dem ich seit Jahren gesessen habe. Als wir nach Pardes Khana-Karkur kamen, eine Stadt, die mir eine Freundin als das Harlem Nordisraels beschrieben hatte, zeigte er mir im Vorbeifahren den Häuserblock, in dem er mit seiner Frau, einer Russin, wie er hinzufügte, lebt. Die Stadt habe sich sehr verändert, sagte Abraham, der nach unserem Gespräch im Haus einen ziemlich unglücklichen Eindruck auf mich machte. Es gebe viele Probleme mit den äthiopischen Einwanderern; nicht mit den alten Leuten, ergänzte er, mit denen lasse sich gut zusammenleben, sondern mit den Jugendlichen. Viele von ihnen hätten keine Arbeit, und häufig komme es zu Streitigkeiten. Abraham sagte, daß er mir noch gern seine Wohnung gezeigt hätte, doch sei jetzt nicht mehr genug Zeit bis zur Abfahrt des Zuges. Er schien beeindruckt von meinem Interesse an der Geschichte seines Vaters und fragte mich, wann das Buch über Józef und die anderen Überlebenden fertig sein werde. Er deutete auch an, daß er sich über ein Exemplar freuen würde. Wir verabschiedeten uns, er hupte, ich winkte noch, als ich ins Bahnhofsgebäude ging. Zwischen den Drehkreuzen am Eingang spielten ein paar kleine, aufgedrehte Kinder zum Leidwesen ihrer von der Hitze des Tages erschöpften Mütter, und dann kam auch schon der Zug.

Im Schwimmbad neben der Bahnstation der Universität von Be'er Sheva war nach meiner Ankunft noch Partystimmung. Zu Rummeltechno sprangen eine Menge Leute ins Becken und kühlten sich kreischend ab – eine sehr gute Idee, wie ich fand.

Augenzeugenbericht Edward Gleich



Edward Gleich

Foto: Yad Vashem

Zeuge: Edward G l e i c h

Beruf: Beamter

Adresse: Raanana, Szikuh Perez, Nr. 23, b

Datum der Aussage: Tel Aviv, im Juni 1966

Zusammenfassung der Aussage

Curriculum vitae des Zeugen.

Beschreibung des Schicksals seiner Familienangehörigen.

Massenmorde in Lasy Białoworskie – Juli 1941.

Arbeit bei den Leichen im Militärgefängnis von Lwów.

Verschleppung der beiden Kinder des Zeugen nach Bełzec im Rahmen der Augustaktion 1942 in Lwów.

Beschreibung der Umstände der Erschießung der Ehefrau des Zeugen und weiterer zwei seiner Kinder.

Arbeit im Lager Janowska nach der Ghettoliquidierung.

Arbeit des Zeugen bei Beerdigungen von frischen Leichen in der Vorstadt von Lwów.

Einteilung zur Gruppe der »Schweißkolonne« und Schmuggel von Waffen in das Lager.

Verrat und Folter der Menschen der »Schweißkolonne«.

Einteilung des Zeugen zur sogenannten »Todesbrigade«.

Beschreibung der Arbeit in der »Todesbrigade« bei der Leichenverbrennung.

Arbeit des Zeugen als »Träger«, später als »Schlepper«.

Identifizierung der Leiche seiner Frau.

Erschießung des Juden, Denunzianten /Waks/ wegen Verrats der Menschen, die Waffen in das Lager brachten.

Verschleppung und Ermordung der Menschen aus Lwów und Umgebung im Lager Janowska.

Schwere Zeit der Erkrankung des Zeugen.

Folter und Tod von /Lupko Haraton/ für den Versuch, einen »Schupo« zu bestechen, um Lebensmittel in das Lager zu schaffen.

Ausgraben der Leichen in Krzywcyce bei Lwów.

Vorbereitung des Vorhabens einer organisierten Flucht aus der Todesbrigade.

Widerstand des »Oberjuden« Herches, der mit den Deutschen kollaborierte.

Verwundung des Zeugen beim Gang zur Arbeit.

Ausgrabung und Verbrennung der Leichen der Intelligenz in Wzgórza Wuleckie.

Die Flucht.

Planloses Herumgehen auf den Straßen von Lwów.

Kontaktaufnahme mit der Arierin Michalina Lysak, die mit dem polnischen Untergrund zusammenarbeitete.

Kontaktaufnahme mit anderen Leuten, die mit dem polnischen Untergrund zusammenarbeiteten. / Namen im Text.

Hilfe von Aniela Weźranowska und Versteck in ihrer Wohnung.
Flucht in den Wald und Verlust von drei Fingern der rechten Hand bei einem
Zusammenstoß mit Deutschen.
Abermalige Hilfe von Weźranowska und Befreiung.

Bemerkungen:

Der Zeuge Edward G l e i c h befindet sich erst seit einem Jahr im Land. Er kam hierher aus Polen zusammen mit seiner Frau, zwei Kindern und der Schwiegermutter Aniela Weźranowska. Aniela Weźranowska ist katholisch und eine der »Gerechten unter den Völkern der Welt«. Sie ist eine von denen, die in ihrer Wohnung in Kraków Juden versteckt hat, die ihnen uneigennützig ein Dach über dem Kopf und zu essen gab. Edward Gleich wurde später ihr Schwiegersohn.

Noch vor der Ankunft in der Wohnung von Weźranowska, von wo aus er in den Wald floh und beim Zusammenstoß mit Deutschen drei Finger der rechten Hand verlor, erlebte der Zeuge die Hölle. Im Ghetto von Lwów verlor er seine Frau und vier Kinder. Danach drohte ihm mehrfach der Tod, und er fand sich im Sommer 1943 in der sogenannten Todesbrigade, deren Ziel die Säuberung des Lemberger Bezirks von Massengräbern war. Hier traf er während der Arbeit auf die Leiche seiner Frau und bereitete im Bewußtsein des sicheren Todes zusammen mit seinen Kollegen einen Plan zur organisierten Flucht vor. /Diese Flucht beschreibt Leon Weliczker in seinem Buch: *Die Todesbrigade, Łódź, 1946/*. Die Flucht, die zunächst aufgrund des Widerstands des »Oberjuden« Herches nicht realisiert werden konnte, fand letztendlich statt. Der Zeuge legt mit außerordentlichem Gedächtnis klar und plastisch die erlebten Bilder dar. Alle sind geflohen /122 Personen/, und es gelang dem Zeugen, sich vor dem sicheren Tod zu retten.

Kurz nach der Ankunft im Land kontaktierte Edward Gleich von selbst Yad Vashem und wünschte seine Erlebnisse zu erzählen. Während der Aussage sprach er die ganze Zeit mit einer montonen und gleichmäßigen Stimme, er änderte den Ton auch dann nicht, als er über den Tod seiner Nächsten sprach. Nur sein Blick und die Nervosität seiner Hände verrieten seine innere Anspannung.

Bei der Erinnerung an die O.D.-Männer⁶⁸ oder andere Juden, die irgendeine Funktion im Lager innehatten, betonte er jedes Mal: »Das sind keine Menschen für mich. Ich hatte keine Kollegen, die O.D.-Männer waren!« Hier im Land traf er einen, der seine Brüder in der Todesbrigade geschlagen und gefoltert hatte. Er machte keine Meldung über ihn bei der Polizei, aber er will ihm auch nie im Leben die Hand geben.

Edward Gleich war Zeuge gegen den Kriegsverbrecher Grzymek, der in der Zeit der Liquidierung Chef des Ghettos von Lwów war. Der Prozeß fand 1949 in Warschau statt, und Grzymek erhielt durch ein Urteil des Sonderkriegsgerichts die Todesstrafe durch Erhängen.

⁶⁸ Abkürzung für »Ordnungsdienst«; von den Nazideutschen vor allem in Ghettogebieten eingesetzte und abhängige jüdische Hilfspolizei.

Zur Zeit soll in Deutschland ein Prozeß gegen den Chef der Todesbrigade, Walter Schallock, stattfinden. Edward Gleich bekam eine Einladung, und in Kürze fährt er nach Deutschland.⁶⁹

Als der Zeuge erzählte, benutzte er mehrfach vor einem Namen das Wort »Herr«. Um ihn nicht zu unterbrechen, ließ ich die Bezeichnung im Text der Aussage und schrieb sie wortgetreu ab.

Edward Gleich ist ein sehr sensibler Mensch. Diese Verletzbarkeit wird noch durch die schwere materielle Situation verstärkt, in der er sich befindet. Die komplette Unkenntnis der hebräischen Sprache und seine Invalidität ermöglichen es nicht, seine Lebensbedingungen zu verbessern. Trotzdem hat er eine bestimmte persönliche Würde, die von ihm schon beim ersten Treffen ausstrahlte, und eine bestimmte, schöne und klare Haltung, die es ihm ermöglicht hat, durch die schlimmsten Momente zu gehen, und die es ihm jetzt erlaubt, trotz dieses harten Lebens zuversichtlich in die Zukunft zu blicken.

(Unterschrift: Mgr. Marta Hollender)

Tel Aviv, Juni 1966

Weitere Auflistung der Vornamen und Namen, die in der Aussage des Zeugen Edward Gleich verwendet werden:

Nächste Familie des Zeugen:

Israel Gleich – Vater des Zeugen,
Dora geb. Lauterstein – seine Mutter,
Misza Koc – Bruder des Zeugen, Aufenthalt in Rußland,
Zofia geb. Aker – erste Frau des Zeugen,
Dora – seine Tochter /alle Kinder sind tot/
Karolina – Tochter des Zeugen,
Salomon – sein Sohn,
Markus – sein Sohn,
Irena geb. Weiner – jetzige Frau des Zeugen,
Małgorzata – seine Tochter,
Michał – Sohn des Zeugen.

⁶⁹ Edward Gleich hat im Lemberg-Verfahren des Landgerichts Stuttgart als Zeuge ausgesagt. Siehe *Justiz und NS-Verbrechen* (1968ff.), Band XXVII, Lfd. Nr. 671, Seite 801, 811. Der Kommandoführer der »Todesbrigade«, Walter Schallock, konnte wegen dauerhafter Verhandlungsunfähigkeit nicht zur Verantwortung gezogen werden.

Polen:

Prof. Bartel – sein Körper wurde ausgegraben und verbrannt,
Ing. Zbigniew Nowicki – Körper ausgegraben und verbrannt.

Polen – aktiv im polnischen Untergrund:

Anna Rudewicz – jetzt Chana Reis,
Jadwiga Bricka – jetzt Hausner,
Helena Biel – Radwanska,
Gena Nowicka,
Michalina Łysak,
Franciszek Mucha,
Mania Srebrniak – jetzt Wiker,
Aniela Weźranowska – Schwiegermutter des Zeugen,
»Anna«.

Juden, die in einer Funktion an den Arbeitsstätten und in den Lagern gedient haben:

Herches – »Oberjude«,
Herman Gross – “ “
Schuhan,
Warzog,
Waks.

Andere Juden:

Gronach,
Landesberg – hatte den Spitznamen »Promja«,
»Mechuł Nues« – Spitzname,
Lupko Haraton,
Weliczker,
Korn,
Schoenberg oder Schoenbach,
Dr. Aleksandrowicz,
Schwartz,
Aker – zwei Brüder,
Feinsilber,
Wind.

AUF TONBAND AUFGENOMMENE AUSSAGE

Zeuge: Edward G l e i c h

Beruf: Beamter

Ich bin am 27. Mai 1911 in Lwów geboren worden. Die Grundschule der Heiligen Anna beendete ich in Lwów. Anschließend schrieb ich mich in die Dr. Kolkis-Industrieschule ein, wo ich drei Jahre lernte. Wegen der schlechten materiellen Situation mußte ich die Ausbildung unterbrechen und fing in der Druckerei von Ignac Jaeger in Lwów, Sykstuskastraße 33, an, wo ich bis zum Ausbruch des zweiten Weltkriegs gearbeitet habe.

Frage: Bitte antworten Sie mir, wie das Schicksal Ihrer nächsten Familienangehörigen war?

Antwort: Meine Mutter – Dora, geborene Lauterstein, starb im Jahr 1917 eines natürlichen Todes.

Mein Vater – Israel Gleich, wurde während einer Gestapoaktion 1942 in Lwów erschossen.

Von den Geschwistern hatte ich einen Bruder, der in dieser Zeit in der Roten Armee war, mehrfach verwundet wurde und sich bis heute in der Sowjetunion befindet. Er heißt jetzt – Misza Koc.

Frage: Wo traf der Ausbruch des II. Weltkriegs Sie an?

Antwort: Zum Ausbruch des II. Weltkriegs befand ich mich in Lwów.

Frage: Wie erlebten Sie die russische Okkupation?

Antwort: Nach dem Einmarsch der Sowjetarmee fing ich an, in der Landeswirtschaftsbank, Kościuskistraße, in Lwów zu arbeiten. Dann wurde ich am 14. Mai 1941 zu den Reserveübungen der Armee einberufen, und der Deutsch-Russische Krieg traf mich in den Reihen der Roten Armee, und in dieser Armee war ich bis Ende Juni, und später bei einer Umzingelung nahe der Stadt Jaworow⁷⁰ wurde ich in deutsche Gefangenschaft genommen, aus der ich floh; ich ging direkt nach Lwów, weil sich die Rote Armee fast ganz zurückgezogen hatte.

Frage: Wo sind Sie bei der Flucht aus der deutschen Gefangenschaft hingegangen?

Antwort: Ich ging nach Lwów zurück in mein Haus, Boczna Stawowastraße 11, wo ich mit meiner Frau und vier Kindern wohnte.

Frage: Wie hieß Ihre Frau?

Antwort: Meine Frau hieß – Zofia, geborene Aker.

⁷⁰ Heute Yavoriv (Ukraine), ca. 40 Kilometer westlich von Lwów.

Frage: Wie hießen Ihre Kinder, und wann wurden sie geboren?

Antwort: Die erste Tochter hieß – Dora, geboren 1934. Die zweite Tochter – Karolina, geboren 1936. Sohn – Salomon, geboren 1938 und – Markus, geboren 1940.

Arbeit bei den Leichen im Militärgefängnis.

Meine erste Begegnung mit den Deutschen war zwei oder drei Tage nach ihrem Einmarsch in Lwów. Es war während einer Razzia. Ich wurde mit tausend anderen Juden gefaßt, und man hat uns ins Militärgefängnis, Zamarstynowskastraße, geführt, wo in den Kellern massenhaft Leichen lagen, schon zuvor Erschossene. Ich weiß nicht, wessen Verbrechen das war und wer dieses Verbrechen ausgeführt hat. Wir hatten die Aufgabe, die Leichen in den Hof hinauszuziehen, um sie abzulegen, und in der Zeit, als wir dies taten, wurden wir geschlagen, und es wurde auf uns geschossen. Das taten die Deutschen, Ukrainer, und zum Teil Zivilisten, wahrscheinlich ukrainische.⁷¹

In diesem Gefängnis war ich 24 bis 26 Stunden, und in der nächsten Nacht gelang es einem Teil der Leute, über eine hohe Ziegelmauer zu springen – jeder floh in seine Richtung.

Frage: Bitte erzählen Sie mir, unter welchen Umständen Sie in das Lager Winniki kamen?

Antwort: Bei einer der Razzien auf den Straßen von Lwów wurde ich festgehalten, und mit dem Auto brachte man Dutzende Personen in das Lager in Winniki,⁷² wo ich 14 Tage blieb.

Frage: Nahm man damals nur Männer?

Antwort: Ja, man nahm nur Männer.

Frage: Wie weit ist Winniki von Lwów entfernt?

Antwort: Winniki liegt 6 oder 7 km von Lwów entfernt, an der Straße nach Tarnopol. – Es war ein Lager. – Wir arbeiteten in Winniki bei Straßenarbeiten, und dann nach 14 Tagen gelang es mir des Nachts zu fliehen, und ich ging nach Lwów zurück.

Frage: Bitte schildern Sie die weiteren Ereignisse in Lwów und unter welchen Umständen Sie zwei Ihrer Kinder verloren haben?

Antwort: Zwei meiner Kinder, das heißt den jüngsten Sohn und die älteste Tochter, verlor ich 1942 während der Augustaktion. Die Kinder waren in der Wohnung versteckt, man hat sie herausgezogen und vermutlich wie den Rest der Menschen der Augustaktion nach Bežec transportiert.

⁷¹ Zu den Vorgängen in den Militärgefängnissen siehe den Eintrag *Lwów, Gefängnisse* im Glossar.

⁷² Winniki (während der nazideutschen Besetzung Polens: Weinbergen) – Stationierungsort der »Landwirtschaftlichen SS-Betriebsgruppe Galizien« und, Ende November 1941, eines von acht deutschen Zwangsarbeitslagern in Galizien mit insgesamt ca. 4.000 jüdischen Häftlingen. Winniki wurde noch im Juni 1943 als Zwangsarbeitslager betrieben. Siehe Sandkühler (1996): 143f., 236f.

Frage: Wie lange dauerte die Augustaktion?

Antwort: Sie dauerte mehrere Tage. Es war eine der größten Aktionen auf dem Gebiet von Lwów. Ich arbeitete während dieser Zeit bei einer deutschen Fliegerinheit in Skniów, und die Kasernen befanden sich in der Janowskastraße 5. Die Aktion war beendet, und meine Frau und Kinder kamen nach Hause zurück.

Frage: Wo waren Ihre Frau und Kinder während der Aktion?

Antwort: Frau und Kinder waren während der Aktion in den Kasernen versteckt. Nach Beendigung der Aktion, vielleicht nach zwei oder drei Tagen, machte man weitere Aktionen, und wen man zu Hause antraf, den nahm man mit. Meine Frau ging aus dem Haus – wohin habe ich vergessen –, in jenem Fall war sie nicht zu Hause. Es blieb nur der jüngste Sohn und die älteste Tochter – und die hat man mitgenommen, und der Transport ging nach Beżec.

Frage: Sie erwähnten, daß Sie in derselben Zeit Ihren Vater verloren haben, unter welchen Umständen geschah das?

Antwort: Mein Vater arbeitete in der Pełczyńskastraße und war Hausdiener, wie ich weiß, Lakai bei einem der SS-Offiziere, der in der Kadeckastraße wohnte. Alle, die an diesen Stellen arbeiteten, waren sich sicher, daß sie auf diese Weise den Krieg überleben. Leider wurden alle, die dorthin zur Gestapo am Morgen zur Arbeit gingen – nach einem Attentat auf einen der Offiziere bei den Garagen in der Listopadastraße – auf Autos aufgeladen und auf den Kortumowa-Berg gebracht und dort erschossen.

Verlust der Ehefrau und von noch zwei der vier Kinder.

Dann wurde meine Frau bei einer der nächsten Aktionen in der Stadt ohne Armbinde gefaßt, und wie ich später erfuhr, hat sie ein blauer Polizist⁷³ in Zivil gefaßt, der Socha heißt, und sie wurde in der Łęckastraße eingesperrt und später zusammen mit anderen männlichen und weiblichen Gefangenen auf die Kortumowa-Berge gefahren, wo sie erschossen wurde.

Frage: Haben Sie zu dieser Zeit mit Ihrer Frau schon im Ghetto gewohnt?

Antwort: In dieser Zeit wohnte ich noch in meiner Wohnung in der Boczna Stalowastraße. Da gab es noch das jüdische Viertel.

Frage: Wohin sind die Kinder nach der Erschießung Ihrer Frau gegangen?

Antwort: Die Kinder waren von mir versteckt worden. Es war im Ghetto in der Łokietkastraße 20, wo ich mit Bekannten eine Wohnung hatte. Mit 17 Personen bewohnten wir ein Zimmer und Küche.

⁷³ Nach der Uniformfarbe polnischer Polizisten im Generalgouvernement [R.B.].

Frage: Das heißt, daß die Kinder im Ghetto versteckt wurden?

Antwort: Wir versteckten sie ... Wir hatten verschiedene Bunker, Verstecke, so daß ich sie bis zur Ghattoliquidierung verstecken konnte.

Frage: Arbeiteten Sie zu dieser Zeit noch auf Ihrer Stelle?

Antwort: Ich arbeitete auf meiner Arbeitsstelle bis zum letzten Tag, bis zur Liquidierung des Ghettos. Die Liquidierung des Ghettos begann morgens am ersten oder zweiten Juni. Zu dieser Zeit wurde das Ghetto von der ukrainischen Polizei, zusammen mit Gestapo und Schutzpolizei, umzingelt, und am Morgen trieb man alle Leute anstatt zur Arbeit auf Loren durch die Tore, die uns auf die Janowskastraße brachten, dort, wo das Lager Janowska war, auf den sogenannten Kortumowa-Berg.

Frage: Was haben sie mit den Kindern gemacht?

Antwort: Der Junge floh in die Stadt, wo er, da er aber ein kleiner Junge war, später erschossen wurde. – Die Tochter sprang von der Lore. Die Lore, das war so eine Lkw-Plattform, die an die Straßenbahn angehängt war, und die Straßenbahn zog zwei, drei solcher Loren, beladen mit Menschen, die mit zur Erde geneigten Köpfen gesessen haben. Auf einer dieser Loren befand sich meine Tochter. Ich vermutete, daß ihr die Flucht außerhalb des Ghettos gelang. Aber leider begab es sich so, daß nach einigen Stunden, als man mich zusammen mit anderen auf den sogenannten »Umschlagplatz« brachte – man auch sie brachte. Weil sie von der Lore gesprungen war, als sie durch die Stadt fuhr, wurde sie ins Bein geschossen, und sie befahlen, sie wieder auf die Lore zu werfen, und sie brachten sie auf den »Umschlagplatz« – schon verletzt. Das war im Juni 1943. Danach saßen alle 24 Stunden bis zu zwei Tagen dort, denn es waren mehrere tausend Leute. Man teilte Gruppen ab und trieb sie nackt nach unten. Das war nahe dem Kleparowski-Wald vom sogenannten Kortumowa-Berg aus. Man trieb sie zu Gräben, wo diese Sandberge waren, und dort erschöß man die Leute.

Frage: Wie viele Tage dauerte die Liquidierung des Ghettos?

Antwort: Soweit ich mich erinnere, dauerte die Liquidierung zwei bis drei Tage. Ich weiß nicht, was dann im Ghetto passierte; wahrlich, aber von dem, was ich später von einigen hörte, die noch zurückgebracht wurden, denn es waren derer sehr wenige – erschossen und verbrannten sie alle, die sie gefangen hatten.

Im Lager Janowska. Mißlungener Fluchtversuch.

Frage: Wie war Ihr weiteres Schicksal?

Antwort: Während der Trennung, der Selektion der Menschen auf dem Kortumowa-Berg, auf diesem »Umschlagplatz«, wurden aus den etwa 6.000 Juden, die sich zu dieser Zeit im Ghetto befanden – ich weiß nicht, es könnte eine Differenz in der Zahl sein, es ist mehr als zwanzig Jahre her, so daß ich mich nicht erinnern kann –, einige hundert Per-

sonen ausgewählt, circa 300 oder 400 Personen von allen diesen Menschen. Und wir wurden in das Lager geführt. Währenddessen erschossen sie dort den Rest. In das Lager kam ich am 4., vielleicht am 3. Juni, und wir wurden in die Baracken eingeteilt. Am nächsten Morgen, nach dem Appell, suchte man von den Neuen einige hundert Personen aus, gab ihnen Schaufeln und Spitzhacken und nahm sie zur Arbeit, von der sie nicht zurückkamen. Wie sich später herausstellte, gingen die Menschen zur Arbeit, um schon die Menschen zu begraben, die bei der Liquidierung des Ghettos erschossen worden waren. In diesem Lager war ich bis Ende Juni oder Anfang Juli.

Frage: Wie war es im Lager, kehrten Sie zur Arbeit zurück?

Antwort: Es gelang mir mehrmals, zur Arbeit in die Ormiańskastraße zu gehen, in die Lederfabrik »Lepeg«, für ein zudem üppiges Gehalt. Aber leider konnte ich dort keinen solchen Kontakt knüpfen, um aus dem Lager zu fliehen. Man versprach mir jedoch [einen, R.B.] in der nächsten Woche. Aber als ich fliehen wollte, ließ man uns nicht aus dem Lager.

Der einzige Fall, wo Menschen am Leben gelassen wurden, die bei der Beerdigung Erschossener arbeiteten – und deren Rückkehr in das Lager.

Während meines Aufenthalts im Lager – als ich schon nicht mehr bei »Lepeg« gearbeitet habe – existierte die sogenannte »Abbruchkolonne«,⁷⁴ deren ältester Jude ein Herr Herches war. Es war eine aus 100 Personen bestehende Brigade, deren Aufgabe es war, ein altes Gebäude gegenüber dem Lagerkrankenhaus in der Janowskastraße abzureißen. Eines Tages, es war ein Samstag, arbeiteten wir gerade beim Abriß des Hauses, außerdem waren wir nicht besonders bewacht, nur von drei »ažkurów«⁷⁵ und einem SS-Mann – da kam Willhaus⁷⁶ auf dem Pferd – ich erinnere mich wie heute – in weißer Uniform. Willhaus war zu dieser Zeit Chef des Lagers Janowska. Er kam und befahl allen, sich in Viererreihen zu sammeln und nur die Spaten mitzunehmen. Also warf, wer mit einem Spaten arbeitete, den Spaten weg, sich fürchtend, daß das eine besondere Arbeit ist, von der man vielleicht nicht zurückkehrt. Aber er gab das Ehrenwort eines SS-Offiziers, daß wir alle mit Sicherheit heute ins Lager zurückkehren werden. Sicher, zugleich nicht sicher, gingen wir.

Man führte uns auf die Janowskastraße – in die Nähe des katholischen Friedhofs an der Pilichowskastraße. An der Ecke der Pilichowskastraße fuhr eine Lore in Richtung Lager. Willhaus stoppte die Straßenbahn-Lore, auf der Arbeiter waren, die irgendwo auf einer

74 Unter der handschriftlichen Korrektur steht im Original das deutsche Wort »Adolfkolonne« [J.H.].

75 Askari – ukrainische Hilfspolizisten. »Die Bezeichnung »Askari« (eigentl. Askari) stammt angeblich von [Gustav] Willhaus [dem ersten Kommandanten des Lagers Janowska, J.H.]. Mit diesem Namen bezeichnete man vor dem ersten Weltkrieg in den deutschen afrikanischen Kolonien die eingeborenen Mitglieder der sog. Schutztruppe.« *Im Feuer vergangen* (1962): Seite 30, Fußnote 1.

76 Im Original irrtümlich immer »Wilhaus«.

Arbeitsstelle in der Stadt gearbeitet hatten und deren ältester Jude der ehemalige polnische Meister Herman Gross⁷⁷ war. Willhaus befahl den Leuten, abzusteigen und sich hinter uns aufzustellen. Als wir die Pilichowskastraße runtergingen, versteckte sich Gross in einem der Gärten. Es erschien ihm, daß dies niemand bemerkt hatte. Aber Willhaus, auf dem Pferd sitzend, bemerkte es, kam zurück, befahl ihm herauszukommen und erschöpfte ihn vor unser aller Augen in der Pilichowskastraße. Dann befahl er, ihn mitzunehmen. Auf der Pilichowskastraße neben dem Kleparowski-Wald gelangten wir zu den Sandbergen, die ich schon erwähnte, wo Dutzende von Menschen beim Zuschütten der Leichen arbeiteten. Auf der Stelle erkannten wir, daß die Leichen frisch waren, wahrlich, weil es noch frische Körper waren ... und es gab dort viele SS-Männer. Man bewachte uns. Willhaus, der unsere Unruhe bemerkte, rief einen der SS-Männer, an dessen Namen ich mich nicht erinnern kann, und sagte, daß heute alle Leute in das Lager zurückkehren. Der war verwundert, aber der Chef gab den Befehl. Abends, es war schon dunkel, kamen wir zurück ins Lager. Es war das erste und wahrscheinlich letzte Mal, daß nach solcher Arbeit Menschen zurückkehrten. Am nächsten Tag hat man wieder eine Gruppe zusammengestellt, um die Leichen zu begraben. Ich jedoch versuchte schon, nicht dort zu sein.

Waffenbeschaffung und Schmuggel in das Lager.

Als nächstes gelang es mir – wieder mit Geld –, in die sogenannte Gruppe: »Schweißkolonne« aufgenommen zu werden, die von Schuhan, einem ehemaligen jüdischen Polizisten, Frisör von Beruf, der einen Frisörladen in der Rappoportstraße – gegenüber dem jüdischen Krankenhaus – gehabt hatte und auf der Weteranówstraße wohnte, geleitet wurde. Ich arbeitete in dieser Brigade »Schweißkolonne« nicht weit vom Lager, am Bahnhof Lwów-Kleparów. Dort waren Loks, Waggons, und unsere Aufgabe war, diese zu demontieren, das heißt »auseinanderzuschweißen«. Die Arbeit war schwer, aber wir wurden nicht besonders bewacht. Das heißt, das Gelände war umstellt, aber wir waren nicht besonders bewacht. Zu essen erhielten wir – Kaltverpflegung im Lager und dort am Ort. In einem der Güterwaggons, in dem die Werkzeuge gelagert waren, kochte ein Jude für uns Mittagessen. Natürlich war es so um vieles besser, da einige Bahnarbeiter Essen an uns verkauften, so daß wir zusätzlich etwas hatten, und im allgemeinen verlief das Leben dort vor Ort tatsächlich besser als im Lager.

Frage:kehrte das ganze Arbeitskommando für die Nacht ins Lager zurück?

Antwort: Ja. Jeden Tag gingen wir für die Nacht in das Lager. Unser Arbeitskommando bestand aus 100 bis 120 Personen, etwa in diesem Umfang. Jeden Morgen wurden wir von Ukrainern und SS-Männern rausgebracht. Es war außerdem nicht weit, in der Tat

⁷⁷ Zumindest zu zwei Kämpfen des aus Lwów stammenden Halbschwergewichtsboxers Herman Gross waren Informationen auffindbar. Gross boxte am 1.10.1933 in Lwów und am 21.3.1934 in Warszawa jeweils gegen Adolf (•Bolko•) Kantor. Beide Kämpfe endeten unentschieden. (Dank an Jerzy Cierpiatka. E-Mails vom 31.1. und 2.2.2012.)

gegenüber dem Lager – das heißt auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Für die Nacht gingen wir in das Lager zurück.

Frage: Bitte sagen Sie mir, was Sie über die Waffen wissen, die man in das Lager geschmuggelt hat?

Antwort: In dieser »Schweißkolonne« hatten wir Kontakt mit Menschen, die noch leben, sagen wir, sie wohnen hier im Land.

Frage: Könnten Sie mir die Namen der Menschen sagen?

Antwort: Ja. Eine Frau heißt heute – Chana Reis. Wohnt in Bat Yam, die Straße habe ich vergessen. Die zweite Frau wohnt in München. Sie hieß geborene – Jadwiga Brycka, verheiratet – Hauser. Die Dame hat zwei Töchter aus dieser Ehe, von denen eine in Haifa wohnt, die andere irgendwo in den USA. Es sind Katholikinnen. In den USA wohnt noch eine andere Frau – Biel, Helena Biel, aus New York. Natürlich wurden nur von unseren Kollegen Freunde, die uns die Waffen verkauften, geschickt. Die Handfeuerwaffen, seien es deutsche, seien es italienische – wie sie sie bekamen, haben sie uns verkauft. Einen von diesen Revolvern /wir verkauften mehr/ haben wir dem Schuhan verkauft. Und einer von diesen, das heißt von diesen Revolvern, war von der Marke F.N.,⁷⁸ Kaliber 6/35, haben wir Schuhan verkauft, der unser »Oberjude« war, auch er war im Lager.

Frage: Wer hat diese Waffen in das Lager gebracht?

Antwort: In das Lager – wir alleine. Das heißt, Kollegen, die mit mir in dieser Brigade gearbeitet haben. Es gab Kontrollen beim Eingang. Aber sagen wir mal, in einem Säckchen mit Kirschen, im Brot, im Schuh – jedenfalls suchte man bei uns nicht so sehr, weil wir nicht aus der Stadt kamen, aber tatsächlich war es so, als ob es eine Verbindung zum Lager gab – man suchte nicht besonders. – Einen solchen Revolver, wie ich schon erwähnte, verkauften wir Herrn Schuhan, der ihn zur Reparatur weitergab, weil die Magazinfeder nicht funktionierte. Er gab ihn zur Reparatur in eine Werkstatt, die sich im Lager befand, zu einem Juden mit dem Namen – Waks. Zu dieser Zeit war der Chef des Lagers schon Herr Warzok.⁷⁹ Schuhan wußte nicht, daß Waks ein Zuträger für den Lagerchef ist, und gab ihm seinen Revolver zur Reparatur. Aber leider geschah es, daß jemand bemerkte, daß er etwas tat, und berichtete dies jenem Warzok. Ich weiß nicht, ob es Waks persönlich war oder jemand anders.

Verrat, Folter, Todesurteil und Einteilung zur Todesbrigade.

Auf jeden Fall, an diesem Tag, als wir ins Lager kamen, es war acht Uhr morgens oder viertel nach acht, um Proviant zu holen /Einmal alle paar Tage kehrten wir zu diesem

78 Aller Wahrscheinlichkeit nach eine Waffe des belgischen Konzerns Fabrique Nationale de Herstal.

79 Im Original irrtümlich immer »Warzog«.

Zeitpunkt ins Lager für den Proviant zurück/, ging ein SS-Mann mit uns, Schuhan war auch da, ein Kollege namens – Gronach, und ich. Als Schuhan den Passierschein am Tor nahm, um in das Lager zu gehen, mußten wir uns an die Seite beim Tor, aber schon im Inneren des Lagers setzen. Leider – bekam er keinen Passierschein, man führte ihn irgendwohin weiter. Wir saßen und warteten, nicht wissend, was sich anbahnte. Wir sahen, daß es irgendeine Aktion auf dem Lagergelände gab. Nichts wissend über das, waren wir schon beunruhigt.

Nach etwa einer halben Stunde oder einer Stunde brachte man Schuhan und steckte ihn in den Bunker. Das war eine Säule, die das Eingangstor zum Lager stützte und im Inneren hohl war. In diesen Hohlraum paßten drei Personen. Aber es waren dort manchmal sechs oder mehr, weil einer auf dem anderen stand. Er, weil er zuletzt hineingetrieben war, stand am Gitter und signalisierte uns auf den Finger hinweisend, daß es hier um Waffen geht. Wir konnten uns mehr oder weniger orientieren, was sich anbahnte. Nach kurzer Zeit kamen sie und nahmen uns beide mit. Das heißt Gronach und mich.

Sie brachten uns in eine unfertige Villa, weil dies früher eine Siedlung von solchen halbreichen Leuten, Bahnbeamten, war. Man führte uns in die erste Etage. Zuerst den Gronach. Ich blieb unten. Nach circa 10 bis 15 Minuten holte man auch mich.

In einem kleinen Zimmer standen ein Tisch und mehrere Stühle, fünf oder sechs SS-Männer und zwei Ukrainer. Als ich hereinkam, »begrüßte« mich Scharführer Schoenbach,⁸⁰ wie ich mich erinnere, war er ein ehemaliger Boxer aus der Gegend von Poznań. Er »begrüßte« mich mit den Worten: »Wo hast du die Waffen, die man dir aus der Stadt brachte?« – Ich antwortete, daß ich keine Waffe habe. Daraufhin schlug er mich ins Gesicht, was mich vollständig betäubte. Man stellte mir noch einige Fragen, auf die ich antwortete, daß ich nichts weiß. Danach befahl man mir, daß ich mich auf eine Kiste legen sollte, an die ich mich bis heute erinnere. Es war eine Kiste für Würfelzucker, länglich und hoch. Man befahl mir, mich hinzulegen, die Hose zu straffen und ... man fing an mich zu schlagen. Die Ukrainer schlugen mich. Sie haben mich mit Besenstielen geschlagen, eben wie nach dem System eines »Schmieds«, wie man das sagt. Erst einer, dann der andere. Nach mehreren Dutzend Schlägen fühlte ich mich beinahe nicht. Sie hoben mich hoch und fragten, ob ich endlich etwas sage. Ich sagte, daß ich nichts anderes zu sagen habe, als daß ich nichts weiß. – Zu meinem Glück, wenn man so was als Glück bezeichnen kann, kam irgendein SS-Mann und sagte zu Warzok, das heißt zum Chef des Lagers, daß jemand von der Gestapo angekommen sei; der Name ist mir nicht mehr erinnerlich, aber ich weiß, er begann mit H.⁸¹ Es war ein Offizier, über den man sagte, daß er ein »Judenfreund« war, auf jeden Fall schlug man und erschoss man bei ihm nicht. Also unterbrach man meine Folter und brachte mich in ein anderes Zimmer, wo schon mehrere Personen lagen. /In der Zwischenzeit, als wir saßen und auf Schuhan warteten, brachte man unsere gesamte Gruppe zurück in das Lager./ Es gab hier einige aus der

80 Mit großer Sicherheit handelt es sich um Roman Schönbach. Weitere Angaben im Glossar.

81 Im Original handschriftliche Ergänzung in der Fußzeile: »Hildebrand«.

Gruppe »Schweißkolonne«, unter anderem einen, der Landesberg hieß, ein anderer mit dem Spitznamen – »Mechuß Nues« und noch einige, deren Namen ich vergessen habe. Ich fand in diesem Zimmer die Leute mit dem Gesicht zum Boden liegend, bewacht von dem SS-Mann Blum.⁸² Man befahl mir, mich mit dem Gesicht zum Boden hinzulegen, und dabei erfuhr ich, daß Schuhan alles verraten hatte.

Schuhan war nicht in diesem Zimmer. Eins noch – die Ehefrau von Landesberg gab uns auch Waffen. Sie war auch katholisch. Als wir dort lagen, hat man ihn nach draußen geführt, sie schlugen ihn schrecklich, sie schlugen auch den »Mechuß Nues«, den ich erwähnt habe, er war schrecklich mit Blut überströmt.

Zusammenbruch und Selbstmord von Landesberg.

Der Landesberg brach ein wenig in sich zusammen, und es stellte sich heraus: Er wollte nichts über uns und auch über die sagen, die Waffen brachten; aber da Schuhan ihn bei den Verhören geschlagen hatte, damit er gestand, schob er alles auf diesen Schuhan und zeigte einen Revolver, der bei Schuhan im Waggon versteckt war, als Eigentum von Schuhan an. Und er kam schwer geschlagen zurück. Als wir so lagen, das dauerte vielleicht eine Stunde, vielleicht mehr, begannen wir leise zu sprechen, einer über den anderen: »Du kannst nichts gestehen, weil du die eigene Frau verlierst.« Und er hatte eine Tochter. »Du wirst Unglück bringen über Leute, die uns Gutes tun wollten, wenn du sprichst, dann nimm es auf dich, aber nicht ...« Dann sagte er, daß er keine Kraft habe. Also war er noch standhaft um ... Er hatte ein Messer in der Tasche, von der Art, wie es ein Bauer hat, die man auf dem Jahrmarkt verkauft, mit einem Holzgriff und mit einer breiten Klinge. Er zog es unmerklich aus der Tasche, damit der SS-Mann es nicht sah, und stach sich zwei- oder dreimal selbst in den Hals. Weil das Taschenmesser stumpf war, konnte er nicht schneiden, sondern nur seinen Kehlkopf durchlöchern. Aber zu der Zeit, als man uns weiter verhören sollte, röchelte er bereits. So war es wenigstens, das kann man mit Gewißheit sagen, daß er keine Leute wird verraten können.

Zum Glück kamen nach einiger Zeit die SS-Männer und befahlen uns aufzustehen. Sie befahlen uns aufzustehen, und Warzok verlas das Urteil. Er verlas das Urteil, daß nach deutschem Recht, oder so ähnlich – alle wegen der Teilnahme an der banditenhaften Partisanenarbeit zum Tode verurteilt sind.

Heute kann man das schwer glauben, aber damals hat mir das das Herz erleichtert. Ich war beruhigt, daß sie mich nicht mehr schlagen werden. Und sie führten uns nach unten zum Auto. Und er befahl uns, den Landesberg, sein Spitzname war »Projma«,

⁸² Peter Blum, geboren am 13. August 1921 in Bacsalmas/Ungarn. Kam im Juni 1942 zum SS- und Polizeiführer nach Lwów und war bis Juli 1944 in Janowska als Wachmann, später als Leiter der Lagerwäscherei tätig. Der ehemalige SS-Sturmmann Blum wurde im Lemberg-Verfahren des Landgerichts Stuttgart wegen Beihilfe zum Mord an einem Menschen zu 6 Jahren und 6 Monaten Zuchthaus verurteilt. Nach *Justiz und NS-Verbrechen* (1968ff.), Band XXVII, Lfd. Nr. 671, Seite 655, 721.

und den »Mechuł« zu tragen. Im Auto befanden sich zwei Frauen und ein Kind. In der Zwischenzeit, wie ich im Auto saß – da ich nicht sitzen konnte, weil ich geschlagen war, setzte ich mich in die Ecke des Autos –, das Auto war überdacht, und nicht sitzend stützte ich mich auf die Hände. Blum, über den ich sprach, ist runtergekommen, er hatte die Angewohnheit, mit einer Peitsche zu schlagen, sie war einige Meter lang wie die eines »Cowboys« – von weitem knallte er und schnitt mir fast das Gesicht entzwei. Er zerschnitt nicht, sondern machte mir einen Striemen, das ganze Auge war von Blut unterlaufen, aber dann schlug er andere und ging.

Zu den Sandgruben fuhr uns ein SS-Mann namens – Hahn. Der SS-Mann war vom Rang her ein älterer Scharführer ohne Hand, der nur einen Hund bei sich hatte und ausgezeichnet mit der linken Hand schoß. Als unsere Gruppe von 13, 14 Personen zum Kortumowa-Berg gebracht wurde, war dort die sogenannte Rampe, die bewacht wurde von zwei SS-Männern, Mitgliedern der Brigade, wie ich später erfahren sollte, der Brigade des Kommandos 1005, und weiter konnte das Auto nicht fahren, nur bis zur Rampe. – Man befahl uns allen, aus dem Auto auszusteigen, mit Ausnahme der beiden Frauen, dem Kind sowie dem erwähnten »Projma«, Landesberg, und »Mechuł«. Man stellte uns alle auf, und das Auto, das einer dieser SS-Männer, die an der Rampe standen, nahm, fuhr weg. Und man befahl uns, uns nackt auszuziehen.

Arbeit in der Todesbrigade. – »Kommando 1005«.

Als wir schon ausgezogen waren – unsere Sachen runtergeschmissen hatten – kam, wie ich später erfuhr, der Chef der Todesbrigade – Walter Schallock.⁸³ Er war ein Kerl in den Vierzigern, gedrunzen, rot im Gesicht. Er befahl uns, die Sachen zu nehmen, und er befahl, ihm zu folgen. Er fragte jeden der Reihe nach, wer und was er ist, und dann begann er zu sprechen: »Hört – bei mir ist ein weiteres Lager, ihr werdet arbeiten und das Ende des Krieges erleben. Ich fahre euch nach Deutschland, nach Belgien, nach Frankreich, nach Amerika – weil euch klar ist, daß wir die ganze Welt erobern. Und ihr, wenn ihr euch gut benehmt, werdet leben und arbeiten können.«

Der Hahn, der uns eben hingebraht hatte, sagte, daß unter den Leuten, das heißt unter der Gruppe, die ankam, Menschen sind, die Kontakt mit polnischen Partisanen hatten. Darauf antwortete der andere – daß sie bei mir auch Partisanen sein werden. Hier – auf diesem Berg – wachsen und werden Partisanen sein. – Und er fuhr weg, und wir blieben da.

Wir blieben – und er führte uns zu einem Gehege, das einen Schuppen verdecken sollte, ringsherum war Stacheldraht, und wir registrierten zwei »Schupo«-Leute, die das Lager bewachten. Es gab dort keine Menschen – vielleicht nur zwei oder drei, der Rest arbeitete, wie sich später herausstellte. Er führte uns hinein, befahl uns, uns zu waschen und zu warten, bis die anderen zurückkehrten.

⁸³ Im Original irrtümlich immer »Scharlock«.

Wir warteten bis 4 oder 5 Uhr, ich kann mich an die genaue Zeit nicht erinnern – die Leute kamen von der Arbeit. Es ging ein Gestank von ihnen aus, sie waren dreckig, schweißgebadet, weil es heiß war – sie kamen zurück, aber sagten nichts zu uns, weil es nicht erlaubt war zu reden. Nach ihrer Ankunft befahl er ihnen, sich zu waschen, und vor dem Abendessen machte er Appell. Und wieder sagte er: »Wenn ihr arbeiten werdet ...«, wenn wir gut und artig sind und keine Flucht planen usw., dann erleben wir das Ende. Als Aufnahmegebühr, daß wir glücklicherweise in diese Brigade aufgenommen worden sind, erhielt jeder von uns zu Beginn fünf Schläge. Es war schon keine Haut mehr, es waren Ochsenziemer. Dann mußte sich jeder von uns auf eine Bank legen und bekam fünf solcher Ochsenziemer, obgleich alle aus unserer Gruppe schon schwer geschlagen worden waren. Was hält der Mensch nicht aus – auch das hielten wir aus!

Danach ging er. Er ließ nur die »Schupos« zurück, ganz nah bei uns. Dann merkten wir, daß sie da sind, und auch »Störche«⁸⁴, und ich traf dort viele Bekannte, die ich vom Krieg und vor dem Krieg kannte und die zu dieser Arbeit herangezogen worden waren, um die Strecke Lwów-Kijów zu bauen.

Und so begann unsere Arbeit in der Todesbrigade. Am nächsten Tag morgens – der Appell. Man stellte uns in der Reihe auf, und wir wurden zur Arbeit eingeteilt. – Am ersten Arbeitstag waren ich und mein Kollege Gronach zum Tragen der Leichen eingeteilt, das heißt, wir hatten mit Blech beschlagene Tragen. Auf diese Tragen legten andere Mitgefangene zwei oder drei Leichen, die man aus den Gräbern zog. Das waren Leichen, die dort schon lange lagen. Lange – das heißt zwei oder drei Jahre, manche schon fast verfault, manche halb verfault, manche nackt, manche bekleidet. Man befahl uns, sie auf eine Stelle zu legen, wo man die sogenannten Stapel errichtete, die man dann anzündete.

Einen solchen Scheiterhaufen errichtete man in dieser Weise: Man legte eine Schicht Holz, eine Schicht Leichen, die von den Deutschen und später auch von uns – Figuren genannt wurden, so auf eine Höhe, sagen wir mal, mehrere Meter hoch. Dann begoß man den Haufen mit Öl oder Benzin und zündete ihn an.⁸⁵

Frage: Haben Sie keine Leichen ausgegraben?

Antwort: Am ersten Tag – nein. Aber die Arbeit wurde ständig getauscht. Als nächstes war ich ein sogenannter »Schlepper«. Ein »Schlepper« war der, der die Leichen aus einem schon geöffneten Grab herauszog. Übrigens waren die Gräber nicht tief gegraben, und wir zogen die Leichen mit Hilfe eines Bootshakens oder eines Feuerwehrhakens nach oben, und dann legten sie die Leichen auf die Tragen und trugen sie weg. Und so änderte sich die Arbeit ständig. Die einen gruben, andere gruben aus, schütteten die Gruben zu. Andere arbeiteten bei der Brigade, die verbrannt hat. Das war schon alles Aristokratie. Die, die wie wir neu waren, wurden noch fortwährend für die schwierigen Arbeiten benutzt.

84 Gemeint sind »Storchennester«, also Wachtürme [R.B].

85 Zwei an dieser Stelle im Original handschriftlich eingefügte Zeilen nicht lesbar.

Entdeckung der Leiche der Ehefrau.

An einer Grube, einer der großen – die Gruben waren für einige hundert, für 100 Personen, für 200 für 600, so verschieden waren die Größen dieser Gräber –, in einer dieser Gräber, traf ich beim Herausziehen auf die Leiche meiner Frau, die eine recht große, kräftige Frau war. Ich erkannte sie an ihren Schuhen, die sie bei der Festnahme getragen hatte. Das waren sogenannte »Karioka«-Schuhe, so hießen sie vor dem Krieg. Es waren leichte, ausgeschnittene Schuhe für den Sommer. Meine Frau trug immer hohe Schuhe, und gerade an diesen Schuhen erkannte ich sie – und auch an ihren Zähnen. Um so mehr, als die Zeit, zu der sie erschossen worden war und ich gearbeitet hatte, nicht weit zurücklag. Im ersten Moment wollte ich aufschreien, schon kam der Aufschrei des Unglücks aus mir, aber ein Kollege, der mit mir gearbeitet hat, faßte mich – »Beruhige dich!«. Über uns, über den Gruben, standen zwei oder drei SS-Männer, und er sagte: »Still, sonst gehst du zusammen mit ihr. Hier darf man niemanden sehen und niemanden erkennen!« – Er hielt mich zurück. Und in der Zwischenzeit räumten andere Kollegen sie weg, damit der erste Schmerz vergeht. Und so habe ich dort mehrere Wochen gearbeitet.

Erschießung des Juden Waks, eines Denunzianten, der in der Klempnerei des Lagers Janowska arbeitete.

Eines Tages stellte sich heraus, daß ich mich mit Typhus angesteckt hatte. Dort gab es kein Krankenhaus. Es gab keinen Arzt. Wenn einer krank wurde, wurde er dort auf der Stelle erschossen.

Ich vergaß noch zu sagen, daß am Tag der Ankunft in diesem sogenannten Lager, es war gerade der erste Tag, abends, Waks, den ich bereits erwähnt hatte, auf den Chef der Brigade, Kapitän Schallock, zukam und sagte, daß dank ihm diese Partisanengruppe, die die Waffen überbrachte und hunderte von Waffen brachte – er verriet sie. Wegen ihm wurde die Partisanengruppe liquidiert. Dieser /Schallock/ sagte: »Gerade solche Leute brauchen wir, ich freue mich sehr darüber!« Als der Appell zu Ende war, sagte er /Schallock/: »Komm, sag mir, wie das war und was du noch weißt!« Er /Waks/ war sehr erfreut und überzeugt, daß er ihn, sagen wir, dort läßt, wie einen Ältesten, ihn zumindest ins Lager schickt. Dann befahl er /Schallock/ ihm voranzugehen, und dann, als der »Schupo« die Pforte öffnete, um SS-Männer hinauszulassen, die dort auf dem Gelände des Hofes waren, befahl er ihm, voran hinauszugehen, ein Schritt, vielleicht zwei, und er erschöß ihn vor unseren Augen. Und er kam nochmals zurück und sagte – so enden alle Denunzianten!

Man legte ihn /Waks/ auf die Seite, und am Morgen, wenn es zur Arbeit gehen würde, sollte er genommen und auf den Scheiterhaufen gelegt werden. – Das war unser erster Empfang.

Beschreibung der im Lager der Todesbrigade herrschenden Bedingungen und der glückliche Ausgang des Flecktyphus.

Ich will noch beschreiben, wie der Raum ausgesehen hat, in dem wir schliefen. Es war ein Sandberg, in den man eine Art Höhle gegraben hatte, die vorn mit Brettern und Pappe bedeckt war. Wie es regnete, goß es dort, und es gab Schlamm – aber es war Sommer. – Das Essen brachte man aus dem Lager dorthin. Zumindest muß man erwähnen, daß das Essen gut war, das heißt, gut insofern, daß es sättigend war, denn der Chef der Brigade kümmerte sich darum, daß wir nicht hungrig waren.

In dieser Zeit waren wir ständig 117 oder 118 – wenn einer krank wurde, dann erschöß man ihn. Dann kamen ständig Leute hinzu, so daß wir am Ende, als wir flohen, 122 oder 123 waren.

In der Zwischenzeit, wie ich schon begonnen hatte, steckte ich mich mit Typhus an. Ich durchlebte den Typhus mit 40 Grad Fieber. Daß ich Fieber hatte, weiß ich deshalb, weil es dort ein Thermometer gab, das einer der »Schupos«, der sogenannte »Rebele«, brachte. Er brachte es uns, das heißt – er gab es nicht, er verkaufte es nur, weil er ständig goldene 20-Dollarmünzen und Steine nahm, denn dort gab es haufenweise Gold und Geld. Nicht jeder hatte dort Zugang, aber jeder konnte doch beim Ausgraben für sich etwas finden, bei den neuen ... Und noch ein Glück hatte ich – daß ich zu der Zeit Typhus hatte, als der Platz dort auf dem Berg, in der Nähe des Kleparowski-Waldes aufgelöst wurde, weil die Gräber dort schon fertig waren und man uns nach Krzywcyce bei Lesnice, ein paar Kilometer von Lwów, zu einer neuen Arbeitsstelle verlegte. Zu dieser Zeit, während der Räumung der gesamten Stelle, wo wir gearbeitet hatten, gingen nicht alle zur Arbeit. Ich hatte das Glück, daß man mich in der Baracke ließ. – Dank auch der Kollegen, die achtgegeben haben, daß niemand erfuhr, daß ich Typhus hatte, und einer von den Kollegen, der hier im Land ist und in Beer Sheva wohnt, gab dem »Schupo« während meiner Erkrankung »zwei harte Zwanziger«, damit dieser »Schupo«, über den ich schon berichtete, mir zwei Äpfel brachte und, so glaube ich, »Coramin«. – Nach dem Umzug nach Krzywcyce war ich genesen. – Einer der »Schupos«, der in der Zwischenzeit in den Urlaub gefahren war, als man dieses Lager liquidierte, kam an dem Tag zurück, als man uns nach Krzywcyce fuhr, und er war ein »Volksdeutscher« oder »Reichsdeutscher« aus Łódź – vor dem Krieg, wie er selbst zugegeben hat, zumindest Kommunist – und sagte zu mir: »Ich war mir sicher, daß du nicht mehr lebst. Weil ich wußte, daß du krank warst.«

Während des Appells stand ich in der dritten Reihe, von einer Seite stützte mich ein Kollege mit dem Finger, von der anderen Seite, von hinten, ein zweiter. In der Nacht oder morgens, wenn die »Schupos« etwas müde waren und nicht aufpaßten, führte man mich zur Latrine, wusch mich, und so überlebte ich.

Folter und Tod für den Vorschlag, einem »Schupo« Bezahlung anzubieten, um Essen ins Lager zu bringen.

Noch zurückkommend zu der vorherigen Stelle, wo wir waren, also auf dem Kortumowa-Berg, möchte ich hier über einen tragischen Vorfall berichten.

Einer der Mitgefangenen namens – Lupko Haraton, der Schlachter war und seine Schlachtereier in Lwów, Słonecznastraße 3, hatte, war im Bunker mit Aufräumarbeiten beschäftigt; nachdem alle zur Arbeit gegangen waren, reinigte er Töpfe, Geschirr usw. Er hatte auch ein kürzeres Bein. Es stellte sich heraus, daß er Kontakt mit einem »Schupo« knüpfte, der Polnisch sprach, und ihm sagte, daß er ihm einen »harten Zwanziger« gebe, damit er ihm aus der Stadt Wurst und noch etwas mitbringt. – Aber als wir am Nachmittag von der Arbeit kamen, trug jemand dem Herches zu, daß er mit dem »Schupo« gesprochen hat und mit ihm etwas organisieren wolle. Also warnte der Herches ihn – »Hör zu, merk dir, daß du mit ihm keinerlei Geschäft machst, weil er es sofort anzeigt.« – Als Haraton ihm dann Geld, den »harten Zwanziger« oder zwei, geben wollte, genau erinnere ich mich nicht – kam er, um sie zu holen –, da sagte Haraton, daß er sie nicht habe, er habe sie verloren. Der Schupo wiederum ging zu Schallock und meldete, daß der und der Jude, der dort sauber mache, ihm einen »harten Zwanziger« geben wollte und jetzt sage, daß er ihn nicht habe. Schallock rief Herches und befahl ihm, das Geld dem Haraton abzunehmen. Und er, erschrocken, gab vor dem Herches nichts zu. Herches fing an, ihn mit Hilfe seiner Helfer, die ich erwähnt habe, zu schlagen – und sie schlugen ihn hart. Er gab jedoch nichts zu. Sodann kam Schallock und mit ihm SS-Männer, sie gingen zu uns auf den Hof und befahlen uns, das Geld herauszurücken. Er /Haraton/ sagte, daß er kein Geld habe, daß es ein Irrtum sei, daß er mit niemandem gesprochen habe und er keinerlei Geld habe – woher auch? Man fing an zu schreien, zu schlagen, aber er gab nichts zu. Dann sagte dieser Schallock, daß er dafür, daß er gelogen hat, von allen fünf SS-Männern, die gekommen waren, 25 Schläge mit dem Ochsenziemer bekomme.

Es gab dort diese Dreibeine, um Holz zu sägen und Balken darauf zu legen. Man befahl ihm, sich darauf zu legen, darüber hängend band man ihm Hände und Füße, dort hängte man ihn und fing an zu schlagen – alle je 25 Mal. Es hatten schon vier SS-Männer geschlagen, der fünfte war ein Offizier namens Lelito oder Lelit – ich kann mich nicht genau erinnern⁸⁶ –, er war der Ingenieur, der die Maschine zum Zermahlen der Knochen konstruiert hatte, die dort war, und er sagte, daß er nicht schlagen werde. Dann sagte Schallock etwas auf deutsch zu ihm, damit wir nichts hören – und wir mußten in Dreierreihen stehen und zusehen, wie die Exekution stattfindet. – Daraufhin befahl er den jüdischen Verbrechern – so nenne ich sie – zu schlagen, damit ihm diese 25 nicht fehlten. Dieser, ich weiß nicht, wie das kam, aber es stellte sich heraus, daß er lebte. Also schlugen sie ihn weiter. Schließlich stellten sie ihn auf die Beine, er war

⁸⁶ Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich um Friedrich Lelittko, der im Mai 1944 als Angehöriger des 1005-Kommandos von Janowska für die Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes 2. Klasse vorgeschlagen wurde. Siehe Hoffmann (2008): 104 und 105, FN 60.

ohnmächtig, benommen, jedenfalls war zu sehen, daß er lebte – aber wie in Lethargie. Man befreite ihm Beine und Hände und befahl ihm zu gehen. Er ging mechanisch hinter ihnen her. Sie gingen hinter den Zaun, sie standen auf einem Hügel, und Herr Schallock fing an zu schießen. Er schoß nur einmal und traf in das Schulterblatt oder ins Bein. Es sah so aus, weil er etwas sagte, daß wir nicht hörten – daß er ihn nicht hat erschießen lassen – das heißt, daß man ihn nicht an einer Stelle traf, die tödlich hätte sein können. Es schoß einer, dann sollte der nächste schießen, aber dann zog der Offizier, der nicht schlagen wollte, den Revolver vor und erschoss ihn – normal in SS-typischer Weise in den Hinterkopf. – Natürlich war dieser Offizier am nächsten Tag nicht mehr da.

Ankunft in Krzywcyce. Vorbereitung des Vorhabens einer organisierten Flucht. Widerspruch des Juden Herches, der mit den Deutschen kollaborierte.

Nach der Ankunft in Krzywcyce begann neue Arbeit, und wir fingen an, über eine Flucht nachzudenken.

Frage: Wie weit entfernt lag Krzywcyce vom letzten Arbeitsplatz?

Antwort: Wenige Kilometer. Viele Kilometer, weil dieser an dem einen Ende von Lwów lag und jener am anderen, hinter der Ecke Łyczakowskastraße, neben Lesienice. – Als wir in Krzywcyce waren, wußten wir, daß das Ende unserer Arbeit naht, weil fast 90 Prozent mit Ausnahme weniger den Worten von Herrn Schallock nicht glaubten und wir sicher waren, daß nach der Liquidierung von all dem – sie auch uns liquidieren. Vor allem, weil zwangsläufig der Winter nahte, und im Winter, wußten wir, daß sie uns nicht füttern werden. Im Lager waren kaum noch Menschen.

Doch der Flucht stand vor allem Herr Herches im Wege. Herches, das war unser »Oberjude«, bei dem ich seinerzeit in der »Abbruchkolonne« gearbeitet habe. Er war ein ehemaliger jüdischer Polizist und einst Schüler derselben Kortis-Schule wie ich, nur in späteren Jahren – es tut mir leid zu sagen, daß das ein Jude war, aber er war kein Mensch. Im Kreise seiner Bande, über die ich hier nichts sagen will, weil es Leute gibt, die noch leben, die heute als sehr angesehen gelten. Einer ist hier, der andere in Amerika, ich möchte über sie nicht sprechen. /Sie haben mich schon früher gewarnt, es war eine Zeit, in der ich meine Gedanken zu laut aussprach./

Wir fingen an, über die Flucht nachzudenken. Wie ich schon sagte, stand uns leider Herches mit seinen Zuträgern im Wege. Uns, das heißt die, die über Flucht nachdachten, nannte er »Unterweltmenschen« und »Banditen«. So nannten uns auch die Deutschen. Er war dazu motiviert, wie er in solchen Gesprächen, sagen wir, sehr privaten, zugab, da er die Frau im Lager hatte, die Mutter im Lager hatte, die er retten wollte. Und wenn er uns hier bewachen wird und wir arbeiten werden, so rettet er die Mutter und die Ehefrau und sich – und wir retten uns auch, weil wir fahren werden usw., er wiederholte halt das, was Schallock sagte.

Einer der Kollegen, die Weliczker in seinem Buch erwähnt – Korn, sagte in dieser Sache: »Hör mal, ich habe Bekannte, und wir können die Sache so erledigen, daß du der Frau ein Zeichen gibst, damit sie da und da hingeht, weil sie außerhalb des Lagers zur Arbeit geht; wenn sie dort hingeht, beruft sie sich auf mich. Die nehmen sie dort. Und so wie ein Zeichen von ihr kommt, daß sie dort ist, dann erlaube uns, daß wir die Flucht machen. Das ist unsere einzige Chance.« – Um so wichtiger war dies, weil es für die 122, 123 Personen unserer Gruppe, ich erinnere mich nicht genau, 64 »Schupos« gab, die uns bewachten – zusätzlich zu den SS-Männern, die diese Arbeit machten. Außer Schallock, über den ich berichtete, waren da Scharführer Rauch,⁸⁷ der vor dem Strafgericht in Kraków stand und im Jahre 1949 zum Tode verurteilt wurde, SS-Mann Reiss,⁸⁸ Scharführer Ulmer⁸⁹ und noch einer, den Namen weiß ich nicht mehr.

Korn sollte also die Sache mit dem Verlassen des Lagers und dem Verstecken von Herches Ehefrau und Mutter erledigen, und diese sollten dann ein Zeichen geben, daß sie versteckt sind, und dann sollte uns Herches die Zustimmung zur Organisation der Flucht geben.

Weil eine unorganisierte Flucht nicht gelungen wäre. Deshalb, da man uns kaum außerhalb des Bereichs dieses Krzywcyce brachte, und andererseits, wenn bereits jemand zu irgendeiner Arbeit ging, zur Elektrotechnik oder etwas ähnlichem in den Wohnungen, wo sie wohnten, arrangierten sie das auf diese Weise, daß sie zur Arbeit nahmen, die sie am nächsten waren, aber der eine der beiden – sagen wir, so wie ich mit dem Kollegen Gronach lebte, beließen sie einen von uns im Lager. Weil wir aber zusammengehörten, wollte keiner ohne den anderen fliehen, und es war auch unklar, ob es ihm gelungen wäre zu fliehen, jedenfalls hat man einen solchen Versuch nicht gemacht.

Leider gab Herches nicht sein Einverständnis. Es kam zu mehreren Auseinandersetzungen, die wir im Stillen organisieren mußten, weil wir in Krzywcyce in zwei Zelten wohnten, an den Seiten waren zwei »Störche« [Wachtürme, R.B.], und an den Pforten waren zwei »Schupos«. Das ganze Gelände war umstellt von »Schupos«, es war schwierig, dort von Flucht zu sprechen. In der Nacht – keinesfalls aber am Tag, es war doch Sommer, schon fast Herbst ..., also bedrohte Herches uns mehrfach beim Appell, daß er verrate, das wir eine Flucht organisierten usw.

87 Rauch, Johann siehe Glossar.

88 In ähnlicher Schreibweise – Raiss bzw. Reiß – von Leon Weliczker-Wells als besonders brutaler SD-Mann erwähnt. Siehe Weliczker-Wells (1963): 181, 231. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelt es sich um Rudolf Reis. Siehe Hoffmann (2008): 105, FN 60.

89 Mit großer Sicherheit handelt es sich um den am 14. Januar 1910 in München geborenen Karl Ulmer. Im Lemberg-Verfahren vor dem Landgericht Stuttgart wurde der frühere SS-Oberscharführer Ulmer am 29. April 1968 der Beihilfe zum Mord an mindestens zehn Menschen für schuldig befunden. Von einer Strafe sahen die Richter jedoch ab. Ulmer hatte in Lwów u.a. als Fahrer des Sonderkommandos 1005 gearbeitet und wird von Leon Weliczker-Wells als besonders brutaler Schläger geschildert. Siehe *Justiz und NS-Verbrechen* (1968ff.), Band XXVII, Lfd. Nr. 671, Seite 656f., 673; Weliczker-Wells (1963): 180 sowie Hoffmann (2008): 105, FN 60.

Ermordung der Menschen, die aus dem Bunker und dem Lager in Janowska gebracht wurden.

Unter anderem fanden hier öfter Aktionen statt. Man brachte Menschen aus den Bunkern der Łęckastraße, Juden oder Katholiken, zusammen, schwer, das bestimmt zu sagen. Während einer solchen Aktion, die eine große war, das heißt, man trieb sie noch aus dem Lager in der Janowska – befahl man uns hinunterzugehen, weil Krzywcyce zum Teil auf einem Berg war, zum Teil im Tal – und man jagte uns in die Nähe einer Metzgerei, und dort erschoss man dann Tausende Menschen. An dieser Aktion nahmen vor allem Herr Schallock und Herr Rauch teil, die sich auf solche Erschießungen spezialisiert hatten.

Während einer dieser Aktionen brachte man Menschen aus der Łęckastraße – ich erinnere mich, wir waren in den Zelten eingeschlossen, uns war verboten herauszugehen, sie schlossen uns ein –, und vor den Toren zog sich eine Gruppe mehrerer Menschen aus. Unter anderen waren dort eine Mutter mit einem kleinen Kind. Wie das Kind sich auszog und die Maschinengewehre sah, fragte es die Mutter auf polnisch: »Mutti, warum will der Mann mich erschießen? Was habe ich ihm Böses getan?!«, ein Mädchen, drei oder vier Jahre alt. – Solche Fälle gab es mehrere, es ist schwer, sich hier an alles zu erinnern. Außerdem fällt mir noch so eine Sache ein. Während einer solchen Aktion, das heißt, einer Erschießungsaktion, gelang es einem von diesen Leuten, auf die man schoß, nackt in das Grab zu fallen. Und nachts gelang es ihm, von dort herauszukommen. Er war ein Tischler, den man irgendwann morgens fing, denn das gesamte Gelände war umstellt. Man hat ihn zum Meister gebracht. Er war der Chef der »Schupos«, er war ein alter Mann, wahrscheinlich ein alter, pensionierter Polizist, aber sie hatten ihn dort zugeteilt. Diesen Tischler brachten sie zu ihm. Es war gegenüber von unserem Zelt. Er saß so auf einer Bank, man hatte ihn halb nackt gebracht – irgendwann unterwegs hatte er dort etwas gefunden, und er bat den Meister, daß er ihn am Leben läßt, daß er ein Tischler sei und arbeiten werde. Aber der hatte Angst, daß die SS-Männer kommen und sehen werden, daß es ihm gelungen war zu fliehen, daß er als Chef dieser gesamten Aufsicht verantwortlich dafür ist. Und ohne ihn anzuhören, erschoss er ihn auf der Stelle. Und befahl, seine Leiche auf den Stoß zu legen.

Granatverwundung auf dem Weg von der Arbeit ins Lager.*

* Bis heute sichtbare große Delle auf dem Kopf des Zeugen. /M.H./

Eines Tages fuhren wir, um Leichen außerhalb von Lwów auszugraben, weil die Arbeit in Krzywcyce beendet war. Zu so einer Arbeit fuhr auch ich mit. Wie ich mich erinnere, war es in Jaryczów oder in einem anderen Ort südlich von Lwów, wo es im Wald ein großes Grab gab, aus dem wir die Leichen herausziehen mußten. Es gab einen speziellen Wagen, den sogenannten Kühlschrank-Wagen. Wir mußten die Leichen ausgraben und nach Krzywcyce fahren, eben genau dorthin, wo wir lebten.

Nach Beendigung der Arbeit fuhren wir in einem offenen Auto zurück, umzingelt von »Schupos« und SS-Männern. Ich weiß nicht ... etwas, ob es eine Granate war, ob einer der Deutschen etwas warf – ich bekam jedenfalls einen Granatsplitter an den Kopf. Ich war sofort überströmt von Blut, die Kolonne machte halt, weil die SS-Männer, die bei uns oben waren, sie anhielten, und Schallock kam sofort, daß er mich retten würde, ich solle keine Angst haben, er werde nicht zulassen, daß ein Mensch sterbe. Sie brachten mich zu uns ins Zelt. Dort waren zwei Apotheker. Einer war Leiter der Firma »Ozon«, Kołatajastraße, dessen Namen ich nicht erinnere, der andere der Apotheker aus der Grodeckastraße, hieß – Schoenberg oder – Schoenbach, ein älterer Mann, über sechzig Jahre. Schallock sagte ihm, wenn er mich nicht heilt, wird er erschossen. Der entschuldigte sich, aber wie? Dann befahl er, alles aufzuschreiben, was nötig sei, und daß er alles bringen werde und der Apotheker mich zu heilen habe. Und in der Tat brachte man am nächsten Tag alles und machte mir Verbände ... So wurde ich damals am Kopf verletzt.

Das Ausgraben der Leichen von Professoren aus Lwów in Wzgorza Wuleckie.

Während einer Aktion fuhren wir auf die Wuleckie-Hügel. Die Wuleckie-Hügel sind am Ende der Kopernikastraße und der Zusammenführung mit der Pełczyńskastraße, dort, wo sich das Straßenbahndepot von Lwów befand. Ich erinnere mich nicht an den genauen Tag. Man organisierte eine Gruppe von ca. 30 oder 40 Leuten, vielleicht auch 25, es ist schwer, sich heute daran zu erinnern, jedenfalls war auch ich bei dieser Gruppe. Und man fuhr uns raus. Dort in der Wuleckie-Str. befahl man uns, das Auto zu verlassen, die Straße war gesperrt, und es dämmerte bereits. Man führte uns auf die Wuleckie-Hügel, auf die linke Straßenseite, hinter dem Straßenbahndepot. Dort fing unser Chef an, etwas zu suchen. Wir standen mit den Spaten, hatten Karbidlampen mit Reflektoren und Verschiedenes. Wir begannen an einer Stelle zu graben, wo junger Kohl wuchs, nicht ganz jung, weil es Herbst war, jedenfalls war zu sehen, daß er vor kurzem gepflanzt worden war – doch er konnte nichts finden. Dann sagte einer, daß man auf die Pełczyńskastraße zu jemandem gehen soll. Die Pełczyńska war nicht weit weg, und einer von den SS-Männern lief dorthin, und es kam ein Offizier. Soweit ich mich erinnere, war sein Name – Lenart oder – Lenert. Ein SS-Offizier, hochgewachsen, blond, ich erinnere mich gut an ihn. Er kam an und zeigte, wo man graben sollte. Es wurde gegraben, gar nicht tief, und auf was stieß man – wir trafen auf Leichen, bekleidet, noch mit Ringen, mit Uhren, mit allem. Das alles gab uns zu denken, es war ungewöhnlich. Aber wir durften nicht sprechen.

Wir gruben diese Leichen aus, brachten sie nach unten zu diesem Kühlwagen, weil das Auto nicht nach oben fahren konnte, und fuhren nach Krzywczyce. Während des Ausgrabens der Leichen fand ich, eher fand ich nicht ... nur beim Herausziehen einer Leiche fiel mir ein Füller der Marke »Pelikan« mit einer Inschrift darauf heraus, den ich zuerst in der Hand versteckte, dann im Ärmel und dann in die Tasche tat. Und wir kamen dort an, und es stellte sich heraus, daß alle irgendwelche Dokumente hatten. Es war Nacht, wir konnten nichts sehen.

Morgens nahm man andere Leute für diese Arbeit. Und als die anderen nachher zurückkamen, stellte sich heraus, daß es dort Ausweise, verschiedene Notizen, Uhren, Ringe, alles gibt. Sie befahlen dann bereits, ihnen alles zu übergeben. Wer konnte, kaufte natürlich etwas, es hatte jemand sogar einen Ausweis, sie lasen alle Ausweise. Unter ihnen waren Namen selbst von Professoren, Wissenschaftlern aus Lwów. Gut erinnere mich an den Namen von Professor Ruf, den ich persönlich kannte. Er war älter als ich, aber ich kannte ihn, er war Ordinarius des Jüdischen Krankenhauses. Außerdem war dort der Dr. Aleksandrowicz. Ich konnte mich an viele Namen erinnern, aber heute fällt es mir schwer, mich zu erinnern. Jedenfalls, als ich den Füller anschaute, fand ich das: Ing. Zbigniew oder Zdzisław Nowicki. Wie sich herausstellte, war er Professor am Polytechnikum. Unter den anderen war dort auch Professor Bartel. Danach verbrannte man die Leichen.⁹⁰

Die Flucht.

Wir dachten weiter über die Flucht nach. Die Sache zog sich hin, es war schon fast November. Er /Herches, Anmerkung M.H./ gab keine Einwilligung, daß seine Mutter auf irgendeine Weise floh. Wir konnten uns mit ihm nicht verständigen. Er terrorisierte uns ständig. Allein – konnten wir nicht, weil wir umzingelt waren von seinen Helfern, und unorganisiert – das würde nicht klappen ...

Und es kam der 19. November 1943. Wir gingen nicht zur Arbeit. Wie ich mich erinnere, regnete es an diesem Tag. Herches fuhr in die Stadt, auf die Pełczyńskastraße in die Stadt, und nahm zwei oder drei Leute mit. Und was sich zeigte: Sie sollten zum Lager fahren, um Proviant zu holen, man befahl ihnen, mit dem Auto in die Pełczyńskastraße zu fahren, dort luden sie Holz auf und fuhren auf den Kortumowa-Berg, dorthin, wo es bereits brannte, und sie hielten vor dem Lager. Als sie das Holz runterwarfen, sahen sie, daß im Lager das Ende einer Aktion stattfand, die Menschen wurden auf den Kortumowa-Berg gejagt, manche flohen, das war vom Auto aus zu sehen. Na, und Herches erfuhr dort, daß Mutter und Ehefrau mitgingen und daß sie schon nicht mehr da waren. Er kam dann gegen drei Uhr verweint nach Krzywczyce und sagte: »Jetzt könnt ihr machen, was ihr wollt – ich habe schon keine Mutter und Ehefrau mehr!« Über menschliches Unglück darf man sich nicht freuen, aber in diesem Fall war es für uns eine wahre Erleichterung. Jetzt konnten wir entscheiden.

Wir hatten schon alles im Detail vorbereitet – das heißt, die Gruppe, die die Flucht organisieren wollte. Man mußte das nur in die Tat umsetzen.

Es arbeitete unter uns ein Junge, der die Leichen zählte, sein Name war – Schwarz, er stammte aus Borysław oder Drohobycz und war der Sohn eines Ingenieurs. Er hatte die Aufgabe, jeden Abend im dritten Zelt zu heizen. Wir hatten zwei Zelte, die mit Stacheldraht eingezäunt waren, und nicht weit entfernt war das dritte Zelt, wo die »Schu-

⁹⁰ Zu dieser Passage von Edward Gleichs Aussage siehe auch Dieter Schenk: *Der Lemberger Professorenmord und der Holocaust in Ostgalizien*. Bonn 2007.

pos« schliefen, die während des Dienstes eine zwei- oder dreistündige Pause hatten. Als er /Schwarz, Anmerkung M.H./ bei ihnen einheizte, hörte er, daß in dieser Nacht die Zahl der Wachmänner um 60 Personen erhöht würde. Er kam zu uns zurück und sagte es uns. Wir wollten das so organisieren, daß wir zunächst die ersten zwei »Schupos« bei den Pforten liquidieren, danach zu diesem Zelt gehen – dort waren Waffen –, und von dort wollten wir weiter agieren. Auf welche Art wir die Flucht geplant hatten?

An beiden Seiten des Stacheldrahtzauns waren zwei Pforten, eine, die zum Zelt führte, wo die »Schupos« wohnten, und die andere führte zu der Stelle, wo man Leichen verbrannte, wo man Scheiterhaufen machte. Dieser zweite Weg war leichter, weil er ein Gefälle hatte, das heißt, die Flucht war dort leichter. Der andere vom Zelt der SS-Männer und Schupos war näher, aber ein bißchen schwieriger, aber dann war der weitere Verlauf schon anders.

Wir verabredeten uns so, daß wir am Abend fliehen werden, es waren schon kalte Abende. Um fünf Uhr abends gingen wir immer zu zweit, um zu heizen. Man zündete ein normales Feuer mit Holz an und trug ein wenig Feuer, und vor den Zelten hatten wir auch ein Feuer, um warm zu werden.

An diesem Tag war dort ein »Schupo«, ein junger, der im Zelt stand; der andere, Alfred, war älter. Hier sollten wir rausrennen. Und zu dieser Seite sollten zwei Brüder gehen – Aker, es waren starke und gutgewachsene Männer. Einer von ihnen sollte den »Schupo« am Hals fassen und der andere ihm mit der Axt gegen den Kopf schlagen, der Axt, die wir von ihnen speziell zum Holzhacken bekommen hatten. Später mußten wir sie abgeben.

Im Moment des Beginns unserer Aktion sagte dieser »Schupo«, daß für ihn nicht geheizt werden solle, daß es noch warm sei. Sowie der andere zur Ablöse kommt, wird er schon selbst anheizen. Und der Alfred, ein älterer Mensch, kam an diesem Tag aus dem Urlaub zurück. Er war einverstanden mit dem Anheizen, weil ihm kalt war. Zu ihm schickten wir unseren »Brandmeister«, so hieß der, der die Leichen verbrannte, er war der Chef des Scheiterhaufens. Er ist im Lande und heißt – Feinsilber. Er wohnt in Beer Sheva. Er sollte also mit ihm sprechen, damit er anheizen darf, und er sollte auch mit ihm über sein Interesse an Gold sprechen.

So war es auch. Ich hatte etwas Gold in der Socke. Ich gab ihm das, und er begann mit ihm zu verhandeln. Als er sah, daß es Gold ist, kam er näher. Ich war mit Gronach in der unteren Gruppe, und wir sollten auf den anderen einschlagen. Und die beiden stärkeren auf den da. Und der Rest mit Gott im Herzen fliehen. Waffen hatte hingegen keiner.

Aber als man den älteren »Schupo« faßte, hat er automatisch mit dem Gewehr geschossen. Natürlich setzte sich die Serie fort, die Maschinengewehre aus den »Storchenestern« und von den Hügeln begannen zu schießen. Als er anfang zu schießen, rannten wir mit Gronach zum Tor, und das Vorhängeschloß sprang durch unsere Kraft auf. Ich weiß nur so viel, daß Gronach auf ihn sprang, er kippte fast um, und ich schlug ihm mit dem Spaten voller Feuer ins Gesicht. Ich hörte nur: »*Um Gottes Himmel, was ist los..!*«, und ich floh.

Und alle begannen natürlich zu fliehen während dieser großen Schießerei, durch Feuer und Raketen, alle flohen, nach vorne. Ich wußte nicht, warum ich ahnte, daß

durch die Leuchtraketen alles Feuer aus den Maschinengewehren auf den Weg mit dem Gefälle gerichtet war, und sie gingen den Weg, der nach unten führte. Weil sie überzeugt waren, daß dieser Weg leichter war und ihn die Leute zur Flucht benutzen werden.

Ich floh in die entgegengesetzte Richtung, das heißt, unter den Kugeln. Wenn man eine Kugel schießt, fliegt sie wie eine Parabel. Ich floh so, daß diese Leuchtkugeln mich nicht beleuchteten oder mich so eine treffen konnte. Ich floh und war schon fast vor dem deutschen Bunker, als ich deutsche Stimmen über mir hörte. Ich drehte mich um und glaubte, der Deutsche hat mich jetzt, aber es hat sich herausgestellt, daß es ein Kollege war, der mit mir zusammen war, namens – Wind. Er lebt, das heißt, ich sah ihn nach dem Krieg, aber es fällt mir schwer zu sagen, wo er sich derzeit befindet. Er war ein Elektrotechniker, und er floh mit mir zusammen. Weil er Lwów nicht so gut kannte, floh er mit mir. Ich war erleichtert, daß es kein Deutscher war.

Wir rückten nun vom Bunker zurück. Wir flohen zu dem Kreis, der verschlossen war. Wir wußten, daß dort Häuser sind und sie dort wohnen. Von der Seite von Krzywcyce war der Abstand zu groß. Dort, von der anderen Seite der Straße, drohte uns keine Gefahr. Dort war schon nichts bewacht. Es ging darum, auf die andere Seite zu gelangen. Und wie es das Pech wollte, machte jemand Licht an, als ich auf den Zaun kletterte. Eine Schießerei brach aus, und die Polen, die dort wohnten, wußten, es ist nichts Gutes, und keiner machte Licht an. Aber jemand ging dorthin, und als er etwas auf dem Zaun sah, machte er automatisch das Licht aus. Wir flohen auf die andere Straßenseite, dann über den Hügel nach unten, hinab zu den Sandhügeln. Wir drehten uns die ganze Zeit im Kreis, da ich keine Orientierung hatte, wo wir uns befanden. Und überall waren deutsche Stimmen zu hören, Hunde, weil die sicher schon aus der Stadt gekommen waren, und die, die uns bewacht haben, die ganze Wachmannschaft, so daß wir den ganzen nächsten Tag versteckt in diesen Sandbergen warten mußten, wo wir uns eingegraben hatten und auf den Anbruch der Dämmerung warteten.

Planlose Flucht auf den Straßen von Lwów.

Kurz vor der Dämmerung kletterte ich zusammen mit Wind langsam bergauf, wo eine Straße war, die zu einer Erhebung der Kurkowastraße führte. Dort waren auch Sandhügel, deren Namen ich nicht erinnern kann. Auf jeden Fall orientierte ich mich schon in der Richtung, in der eine Straße zur Kirche des Heiligen Wojciech führte, zu der Stelle, zu der ich wollte. – Uns gegenüber fanden Übungen der Wehrmacht statt; nach deren Abzug, nach der Dämmerung, es war 4 oder 4:30 Uhr, weil es November war, gingen wir, wie ich bereits erwähnte, auf der Wojciechstraße Richtung Stadt. – Bei der Wojciech-Kirche sahen wir von weitem eine Patrouille aus zwei oder drei »Schupos«, die von unten, von der Teatyńskastraße, in unsere Richtung kamen. Keinen anderen Ausweg habend, sprangen wir über die Pforte in den Hof der Kirche St. Wojciech. Die Entfernung zwischen uns und den »Schupos« war etwa 150 bis 200 Meter. Sie bemerkten uns höchstwahrscheinlich nicht. Als wir jedoch auf dem Hof dieser Kirche gingen, entdeckte

uns der Priester und über das aus dem Radio und aus den in der Stadt aufgehängten Bekanntmachungen wissend, war er sicher, daß wir die sind, die aus der Brigade geflohen sind, über die er gehört hatte, daß sie nachts geflohen war.

Frage: Trugen Sie Häftlingskleidung?

Antwort: Nein, dort gab es keine gestreifte Kleidung. Wir trugen zivile Kleidung, daran herrschte kein Mangel, weil die Menschen sich vor der Erschießung nackt auszogen.

Der Priester kam und erkannte, daß wir diejenigen sind, die gesucht wurden, und in großer Angst baten wir, daß er uns für einen kleinen Moment gestatte, uns zu verstecken, daß auf der Straße die »Schupo«-Patrouille geht und wir nicht in ihre Hände fallen wollten. – Der Priester zeigte uns eine Stelle hinter der Scheune. Dort war eine Kammer, er befahl uns, dort hineinzugehen, wenn sie jedoch kämen und uns schnappten, übernehme er keine Verantwortung. Das war Lwów, die Straße des Heiligen Wojciech.

Nachdem die Schupos vorbeigegangen waren, sprach der Priester durch die Pforte mit uns und sagte: »Ihr könnt schon rausgehen, hier habt ihr etwas Essen, und wenn ihr Geld wollt, gebe ich es euch.« Ich nahm nichts. Soweit ich mich erinnere, nahm der Kollege Wind 10 oder 20 Złoty, um Geld für die Fahrt nach Bogdanówka zu haben, wo er ein Versteck bei seiner Familie hatte.

Kontakt mit Michalina Łysak, einer Arierin, die Verbindung mit dem Untergrund hatte.

Beim Ausgang in die Stadt ging ich über die Teatyńskastraße auf die Sieniawskastraße, wo die Ehefrau des erwähnten Landesberg – »Projma«, wohnte. Das war eine Arierin, sie hieß Gena Nowicka. Meine ersten Schritte richteten sich nach dort, überzeugt, daß sie mir helfen wird. Aber beim Eintreten in die Wohnung fand ich einen fremden Mann vor, der mir Angst machte. Aber ich war schwach und matt. Sie sah mich an wie einen vom Tod Auferstandenen und fragte nach ihrem Mann. Ich sagte, daß er draußen sei und ich ihn rufen werde. /Siehe das Kapitel »Zusammenbruch und Selbstmord von Landesberg« dieser Aussage./ In dieser Situation machte ich einen Rückzieher, ich hatte Angst, daß sie oder der fremde Mann, der, wie sich später herausstellte, ihr Mann war, mich verraten. Ich wollte nicht, daß sie mich noch einmal sehen.

Ich ging aus der Wohnung auf die Straße, den Kollegen Wind traf ich nicht mehr an. Es hat sich herausgestellt, daß er zu seiner Familie nach Bogdanówka geflohen war.

Ich ging zu der Wohnung der schon erwähnten Jadwiga Brycka-Hauser in Lwów, Stonecznastraße 2, und die stellte den Kontakt mit Frau Łysak, Michalina her, die zur Zeit in Legnica wohnte.

Frau Brycka erlaubte mir, mich zu waschen. Zu der Zeit klopfte jemand an die Tür, es stellte sich heraus, daß es Gronach war, dem es auch gelungen war zu fliehen. Wir erfuhren damals, daß sie uns sehr intensiv suchten, daß im Radio gesagt wurde und daß es Plakate gab, die 10.000 Mark für jeden Gefangenen dieser Brigade versprochen. Natürlich schrieb man nicht, daß es die Todesbrigade war, sondern eine deutsche Arbeits-

brigade. Sofort erhielten ich und Gronach von den erwähnten Frauen Łysak und Brycka je einen Revolver, damit wir uns verteidigen konnten und nicht lebend gefaßt werden.

Und Frau Łysak nahm uns mit in ihre Wohnung in der Graniczastraße. Weil sie in der Wehrmachtsküche arbeitete, hatte sie an der Tür den Hinweis hängen, daß es nicht erlaubt war, diese Wohnung zu öffnen.

Frage: War Michalina Łysak aktiv im Untergrund, und woher stammten die Waffen?

Antwort: Ja, sie war aktiv im Untergrund. Sie hatte einen jüdischen Ehemann und versteckte ihn auch. In der letzten Zeit hatte er eine psychisch-neurotische Krankheit, er konnte es nicht in der Wohnung aushalten, ging in die Stadt, natürlich mit Waffe. Er wurde 1944, Ende Mai oder Anfang Juni, mit einem Bajonett in der Kazimierzowskastraße erstochen.

Die Waffen kaufte Frau Łysak oder erhielt sie durch den polnischen Untergrund. Unter anderen war einer ihrer Lieferanten /ich weiß nicht, wie ich das anders nennen soll/ – Franciszek Mucha, vor dem Krieg Musiker, der in den Nachtlokalen spielte und den ich persönlich kannte. Ich traf ihn nach der Befreiung, und es stellte sich heraus, daß er einer der Verbindungsleute zwischen dem polnischen Untergrund und Frau Łysak war.

Wir schliefen die Nacht bei dieser Frau. Morgens ging sie zur Arbeit. Sie wohnte fast auf dem Ghettoanlage, gegenüber der ehemaligen Lackfabrik von Blumenfeld. Das war schon dicht am Ghetto. Da sie besonders im /ehemaligen M.H./ Ghetto die Geflohenen suchten, wie uns Frau Łysak später erzählte.

Abends kam sie zurück und sagte, daß es absolut keine Möglichkeit gibt, daß wir irgendwohin gehen, weil sie uns intensiv suchen. An die Wohnungstür klopfen den ganzen Tag Deutsche, SS-Männer, als wir dort waren, aber wir waren in einem Zimmer versteckt, und die klopfen an die Küchentür. Aufgrund des Aushanges, der sich an der Tür befand, machten sie die Tür nicht auf.

Dann wurde ich versteckt von Frau Brycka, die ihren Mann dort versteckte, und von Frau Biel, von der ich sprach, die ebenfalls einen versteckten Ehemann hatte, der heute – Radwański heißt. Sie wohnen in New York.

Mich versteckten auch Frau Mania Srebniak, verheiratete – Wiker, die in Haifa wohnt, Frau Rudewicz, die ich bereits erwähnte, sowie Anna Reis, die in Wirklichkeit – Anna Rudewicz heißt; von ihnen allen wurde ich zum Teil versteckt. Erst nach einiger Zeit an diesem Ort, wo die Ehemänner dieser Frauen mit mir versteckt waren, wurde dort auch Herr Kühn versteckt, vor dem Krieg Zionist, der hier im Land verstorben ist.

Frage: Waren alle diese Frauen Arierinnen?

Antwort: Ja. Und danach floh ich nach Kraków.

Versteck in der Wohnung von Aniela Weżranowska in Kraków bis zur Befreiung.

Ich floh nach Kraków, wo man mir einen Kontakt mit Aniela Weżranowska vermittelte, die mir Unterschlupf gewährte.

Frage: Wer stellte den Kontakt zwischen Ihnen und Aniela Weźranowska her, waren das die oben genannten Personen?

Antwort: Nein. Ich bekam die Adresse aus Lwów von einer Frau, die ich nur als Anna in Kraków kannte, und sie leitete mich zu der Frau Weźranowska weiter, die in Kraków, Esterystraße 5, wohnte. – Zu dieser Zeit war sie die Ehefrau eines Juden, eines Offiziers der polnischen Armee vor dem Krieg, und sie hatte zwei Kinder, die ebenfalls bedroht waren. Zur Zeit ist Frau Weźranowska hier im Land, sie ist meine Schwiegermutter. Ihren Sohn tötete man 1947 oder 1948 in Wrocław als Juden, aber er war als Katholik geboren. Er war beim Militär, er war Offizier der Volksarmee, Doktor der Veterinärmedizin – noch nicht fertig, und er wurde erschossen und in die Oder geworfen. – Der Ehemann von Frau Weźranowska war Jude – so ist es.

Verlust der drei Finger der rechten Hand beim Zusammenstoß mit den Deutschen.

In der Zwischenzeit floh ich in den Wald. Weil die Wohnung in der Esterystraße gefährdet war, fuhr Frau Weźranowska mit den Kindern in ein Dorf. Ich ging zurück nach Lwów. Zeitweise war ich im Wald zwischen Przemysłany und Brody.

Frage: Hatten Sie von Kraków nach Lwów fahrend irgendwelche Dokumente?

Antwort: Ich war ohne Dokumente, ohne alles. Nur eine Waffe hatte ich. Ich bekam Geld für den Weg und fuhr los. – Ich wurde verwundet und verlor drei Finger der rechten Hand.

Frage: Unter welchen Umständen wurden Sie verwundet?

Antwort: Im Kampf mit den Deutschen im Wald zwischen Przemysłany und Brody. Dort traf ich eine Gruppe von Juden, von denen viele im Land sind, ein Teil ist in der ganzen Welt verstreut. Sie halfen mir sehr. Die Finger verlor ich durch eine Granate. Ich bekam einen Splitter ab, als wir Deutsche trafen, die in ein Dorf hereinkamen. Es war in dem Dorf – Chanyczów. Dort war ein »Volksdeutscher«, der uns sehr geholfen hat. Er verband uns mit der Welt. Ich erinnere mich nicht an seinen Namen. In diesem Dorf war ich drei Monate. Der Mann wohnte in Niederschlesien, sein Sohn war SS-Mann, aber er unterschrieb die »Volksliste« nicht. Er war zwar Deutscher, aber er hatte zur österreichischen Zeit in Polen gelebt. Er heiratete in Chanyczów und wohnte dort.

Dann kam ich zurück nach Kraków und fing an zu arbeiten – das war alles.

Massenmorde in Lasy Białoworskie. /Juli 1941/

Ich vergaß zu erwähnen, daß ich bei einer Straßenaktion nach dem ersten Pogrom gefaßt wurde, der im Militärgefängnis in der Zamartynowskastraße stattfand, als die Deutschen 1941 nach Lwów kamen; es war der Dritte, ein Donnerstag, und ich wurde in die Pełczyńskastraße gebracht, wo später die *Gestapo*-Stelle war. Als sie uns in die

Pelczyńskastraße brachten, waren wir zusammen 4.000 oder 5.000, oder sogar mehr. Es ist schwer, eine genaue Zahl zu sagen. Wir saßen alle im Hof der neugebauten Direktion der städtischen Elektrizitätswerke. Es war ein großer Hof, und ständig fuhr man vom Hof Menschen mit Autos weg. Ich hatte Glück, ich saß in einer Ecke, wo noch niemand weggefahren wurde. Am nächsten Tag, Freitag, kam ich nach 24 Stunden nach Hause. Entlassen hat man aus dem Hof 1.000 oder 1.500, wie viele genau erinnere ich nicht. – Der Rest der Menschen wurde mit Autos weggefahren.

Am Anfang wußte ich nicht, wohin sie die Menschen brachten. Bei den ersten Autos fragte man, wer zur Arbeit gehen will. Denen gab man Spaten, und es meldeten sich mehrere Menschen, so viele, wie auf einem Auto Platz nehmen konnten. Dann hat man die nächsten aufgeladen. – Als sie uns Freitag freiließen, befahl man uns, nach Hause zu gehen, sie würden uns noch holen.

Mit mir zusammen war ein Bekannter – Symon Zicher, den ich später traf. Ich fragte ihn, wohin er zur Arbeit fuhr. Er antwortete mir, daß man sie in den Białowski-Wald brachte, das war nicht weit von Lwów, und dort befahl man ihnen, große Gruben auszuheben, bei denen man Menschen erschöß, und sie begruben diese Menschen.

Frage: Wann war das?

Antwort: Das war am 3. oder 4. Juli 1941. Als wir im Hof waren, konnten wir noch nicht unterscheiden, was die SS ist oder die *Gestapo* oder die »Schutzpolizei«. Auf jeden Fall waren dort Massen von Militäroffizieren, und manche trugen die Aufschrift – *Nachtigall*, oder so etwas. Wie ich später erfuhr, war das eine bestimmte Militäreinheit.⁹¹

Frage: Als Sie bei Frau Weżranowska waren und als Sie in Kraków gearbeitet haben, hatten Sie da irgendwelche Dokumente?

Antwort: Nein, bis zum Kriegsende hatte ich keinerlei Dokumente.

Frage: Wann kamen Sie zu Frau Weżranowska?

Antwort: Es war schon 1944, vermutlich irgendwann im Februar, Ende Januar oder Anfang Februar 1944.

Frage: Lebten Sie bei Frau Weżranowska versteckt?

Antwort: In der Wohnung. Es war ein Zimmer, ihr Sohn war damals im Lager Skarżysko-Kamienne. Er war ein junger Mann, floh von dort und kam nach Hause. Dort versteckte ich mich, ich hatte das Versteck tagsüber, abends ging ich raus. Ich fuhr in der Zeit auch nach Lwów.

Frage: Zahlten Sie für das Versteck, und waren Sie dort bis zur Befreiung?

Antwort: Nein, ich zahlte nichts und war dort bis zur Befreiung.

Frage: Wie heißt Ihre jetzige Frau?

Antwort: Meine jetzige Frau heißt – Irena, geborene Weiner, Weżranowska, weil der Vater Weiner hieß.

Frage: Wann heirateten Sie sie, wie heißen Ihre Kinder, und wann sind sie geboren?

⁹¹ Aus Anhängern der OUN (Organisation Ukrainischer Nationalisten) gebildetes Bataillon, das in Wehrmachtuniformen gekleidet war. Weitere Angaben im Glossar.

Antwort: Ich heiratete 1947. Małgorzata, meine Tochter, ist 1948 in Warschau geboren. Mein Sohn – Michał, ist 1955 in Kraków geboren.

Frage: Wie lange waren Sie in Kraków nach der Befreiung?

Antwort: Bis zum letzten Moment war ich in Kraków. Ich kam ins Land am 17. Februar 1965.

»Ich habe nach meinen Erinnerungen und nach bestem Wissen und Gewissen ausgesagt, was ich mit meiner Unterschrift bestätige.«

(Unterschrift: Gleich Edward)

Die Tonaufzeichnung habe ich in Übereinstimmung mit den Aussagen des Zeugen vorbereitet.

(Unterschrift: Mgr. Marta Hollender)

Tel Aviv, im Juni 1966

Karta rejestracyjna Nr 181128832

1. Nazwisko Gleich 5034
(stałe miejsce zamieszkania)

2. Imię Edward

3. Urodzony(a) 28 lub w innym podkreślonym lipca roku 1911

4. Rodzice Michał Leona Zawadzka
(imię ojca, imię i nazwisko matki)

5. Adres z 1.IX.39 Szwarc Janowska 40

6. Zmiany adresu w czasie wojny

DATA	ADRES	PRZYCZYNA
1941	<u>Szwarc</u>	<u>Wojna</u>

7. Adres obecny Juljana 21 B.

8. Wykształcenie średnie

9. Zawód
 a) wykonał drukarski przez Warszawę
 b) wykonywał przed wojną drukarski
 c) wykonywał w czasie wojny

10. Sposób przetrwania Uroda Janowska
Kopia

11. Czy był aresztowany(a), szantażowany(a), siedział(a) w więzieniu, obozie 10 obozów Tarnobrzeg

12. Utrzymywał(a) się z funduszy: własnych, krewnych, przyjaciół – żydów, nie-żydów (), społecznych, innych

13. Czy posiada jakieś dokumenty (fotografie, pamiętniki, zapiski, dane statystyczne itp.) dotyczące martyrologii żydów, czy pragnie opowiedzieć lub opisać swoje przeżycia

14. Krewni, którzy przebywali w Polsce 1.IX.39 i ocaleli

NAZWISKO I IMIĘ	WIEK	STOPIEN POKREWIEŃSTWA	OBECNY ADRES

15. Krewni zagranicą

NAZWISKO I IMIĘ	STOPIEN POKREWIEŃSTWA	KRAJ POBYTU

16. Uwagi Śmiertelny

17. Adres dla korespondencji (ew. nazwisko przybrane i zmiany adresu)
Juljana 21 B.

KOMITET w Krakowie Data 25.05.1966
Edward Gleich
 Polity, urzędnika
 Polska, urzędnika
 Druk. St. Winiarski, Targowa 23
 B. M. / M. S.

Registrierungskarte Edward Gleich (Kopie), ŻIH Warschau

A B C D E F G H I J K L M N O P R S T U V W X Y Z

Centralny Komitet Żydów Polskich — Wydział Ewidencji i Statystyki

Karta rejestracyjna Nr 1809358832

1. Nazwisko Gleick 5034
(dla mężatek panieńskie)
2. Imiona Edward
(używane podkreślić)
3. Urodzony(a) dn. 27 mies. maja roku 1911
w Lwów
4. Rodzice Michał Lara Zunderstein
(imię ojca, imię i nazwisko panieńskie matki)
5. Adres z 1.IX.39 Lwów Jansowska 40

6. Zmianv adresu w czasie wojny

DATA	ADRES	PRZYCZYNA ZMIANY
1941	ZSRR	obsc. Jan.

7. Adres obecny Julijana Lee 21 B.
8. Wykształcenie średnie
9. Zawód drukarz
a) wyuczony Lwów
b) wykonywany przed wojną Arlo Karcz
c) wykonywany w czasie wojny
- d) obecny
10. Sposób przetrwania obsc. Jansowska
Lwów

Ausschnitt

Augenzeugenbericht Leon Eliezer Mandel



Leon Eliezer Mandel

Foto: Yad Vashem

Eine weitere Reihe von Nachnamen,
die in der Aussage des Zeugen Leon M a n d e l benutzt werden

Juden:

Leon Weliczker

Schoenfeld

Segal – an der Spitze der »Todesbrigade« stehend

Nunik – Kommandant einiger Einheiten in der »Todesbrigade«

»Jumbo« – 14 Jahre alter Junge, der sich in der »Todesbrigade«
mit der Reinigung von Stiefeln der SS-Männer beschäftigte.

Die nächsten Verwandten des Zeugen:

Samuel Mandel – Vater des Zeugen

Chana, geb. Rot, Mandel – Mutter des Zeugen

Genek Mandel – Bruder des Zeugen

Henek Mandel – Bruder des Zeugen

Aranka Mandel – Ehefrau von Henek Mandel

Sonia Mandel – Ehefrau von Genek Mandel

Rózia, geb. Hecht – Frau des Zeugen

Hadassa - Tochter des Zeugen

Rachel Mandel – Tochter des Zeugen

M.H.

Zeuge: Eliezer Leon Mandel

Beruf: Kaufmann in der Lederbranche. /Besitzer eines Schuhladens in Rechovot/

Adresse: Rechovot, Rech. Smilański, Nr. 18

Datum der Niederschrift der Aussage: Tel Aviv, im September 1966

Gliederung der Aussage

Curriculum vitae des Zeugen.

Ermordung der Menschen im Lager Lacki Wielkie nahe Złoczów.

Die Herausholung des Zeugen aus dem Lager dank der Hilfe seines Vaters.

Die Abkommandierung zur Arbeitsstelle »Ostbahn«.

Die Arbeit beim »Spezialzug«, dessen Ziel die Überprüfung der Eisenbahnschienen in der Umgebung von Lwów war.

Die Hinrichtung aller bei der Arbeitsstelle »Ostbahn« beschäftigten Frauen im Mai 1943.

Die Flucht der Mutter des Zeugen.

Die Erschießung des Vaters des Zeugen als des für die Flucht der Mutter Verantwortlichen.

Die Hinrichtung aller Männer der Arbeitsstelle »Ostbahn«, 2.6.1943.

Die Verschonung der beim »Spezialzug« arbeitenden Leute.

Das Verstecken der Mutter des Zeugen in den Wäldern von Brzuchowice dank der Hilfe eines Polen, Lonek Czerniak.

Die Unterbringung von weiteren drei Juden in einem Versteck in den Wäldern von Brzuchowice.

Die Denunziation polnischer Jungen.

Die Entdeckung des Unterschlupfs durch die Deutschen.

Die erneute Flucht der Mutter des Zeugen.

Der Transport einiger Personen aus dem Versteck zum Lager Janowska.

Die Erschießung des Bruders des Zeugen während seiner Flucht aus dem Lkw, der ihn zum Lager Janowska brachte.

Das Schlagen nach der Ankunft im Lager Janowska mit dem Ziel, Einzelheiten über den Polen Lonek Czerniak herauszubekommen.

Die Säuberung der Gräber in den Sandgruben, August 1943.

Der Beginn der Arbeit des Zeugen bei der sogenannten »Todesbrigade«.

Der Abtransport der gesamten Gruppe nach Lesienice bei Lwów.

Die Beschreibung des Lagers in Lesienice.

Das Arbeitssystem bei der Ausgrabung und Verbrennung der Leichen.

Die Ausgrabung von 20 Massengräbern.

»Alarme« und die Ermordung tausender Menschen, die aus unterschiedlichen Arbeitsstellen hierher gebracht wurden.

Die Liquidierung des Lagers Janowska und die Ermordung von 2.000 Menschen.

Die Fahrten in die Umgebung.

Die Ausgrabung und Verbrennung von Leichen in Lesienice.

Die Aufstellung eines Fluchtplans.

Die Flucht von 126 Personen am 17. November 1943.

Das Überleben dank der Hilfe des Polen Lonek Czerniak, einer der »Gerechten unter den Völkern der Welt«.

Anmerkungen:

Der Zeuge Leon Mandel ist einer von sechs, deren Namen in der Aussage genannt sind, der in der sogenannten »Todesbrigade« arbeitete und dem es am 17. November 1943 gelang, von der genannten Arbeitsstelle zu fliehen. Hier muß ich an Edward Gleich erinnern, der einer von jenen ist, dem es gelang zu fliehen und dessen Aussage sich im

Archiv in Yad Vashem befindet. Beide Aussagen beschreiben das Grauen des durch die Deutschen eingeleiteten Systems der Beseitigung der Spuren und was dem folgte, beschreiben das Grauen des Herausziehens der Leichen aus den Gräbern, ihre Verbrennung, das Sieben und das Zermahlen menschlicher Knochen, sie beschreiben das Grauen des Systems der Ansammlung menschlicher Fette, der Verbrennung des Blutes, also die Schändung all dessen, was menschlich und unantastbar ist.

Es kann sein, das auf der Welt noch jemand aus der sogenannten »Todesbrigade« lebt, aber die beiden Zeugen, Gleich und Mandel, wissen nichts über sie. Daher kommt vor allem die Wichtigkeit und Bedeutung dieser beiden Aussagen.⁹² – Die Aussage des Zeugen Leon Mandel ist nacktes, objektives Zeugnis all dessen, was einen Platz bei der Beseitigung der entsetzlichen, unmenschlichen Verbrechen hatte.

Vor diesem Hintergrund beschreibt der Zeuge die Säuberung der Gräber in den Sandgruben in Lwów, der Gräber, aus denen schon vorher Leichen entnommen wurden. Er beschreibt die ganze Maschinerie der Entnahme und Verbrennung der Leichen in Lesienice bei Lwów, das Sieben menschlicher Knochen und dann das Verstreuen der Asche aus diesen Knochen mit dem Wind im Wald. In der Aussage sind ausschließlich Fakten, es gibt kein überflüssiges Wort, alles ist beschrieben in kalter und objektiver Art und Weise, es gibt keine Eindrücke, die der Zeuge nicht erlebt hätte. Diese Ereignisse und Erlebnisse spiegeln sich hingegen in den Augen eines 15jährigen Mädchens wider, der Tochter des Zeugen, die während der ganzen Erzählung seiner Kriegserlebnisse anwesend ist.

Die Mutter des Zeugen, der es zweimal gelang zu fliehen, einmal von dem Arbeitskommando »Ostbahn« und das zweite Mal aus dem Waldversteck, lebt in Rechovot und überlebte den Krieg dank der uneigennütigen Hilfe des Polen Lonek Czerniak. Dank seiner Hilfe überlebte ebenso Leon Mandel den Krieg. Darum gehört der Pole Lonek Czerniak, der bis zum heutigen Tag in Lwów wohnhaft ist, zu den »Gerechten unter den Völkern der Welt«. Seine beachtliche Einstellung und vollkommen selbstlose Hilfe in einem Meer des Hasses und der Bestialität verdienen es, daß die Erinnerung an ihn auf ewig in uns bleibt ...

Zusätzliche Anmerkungen:

Ich würde auch gern an dieser Stelle anmerken, daß der Zeuge Leon Mandel nach Deutschland zu einer Gerichtsverhandlung gerufen wurde, die im Juni des nächsten Jahres gegen einen Kriegsverbrecher stattfindet, dessen Name Untersturmführer Walter Schallock ist. In Zusammenhang damit möchte ich gern unterstreichen, daß die Nachnahmen »Scherlack« und »Scharlock«, benutzt in den beiden Aussagen Edward Gleichs und Leon Mandels, und weitere tausende Erwähnungen desselben Kriegsverbrechers,

⁹² Die beiden vorangegangenen Sätze im Original handschriftlich gestrichen und mit nicht lesbarer Anmerkung in der Fußzeile der Seite versehen.

identisch sind mit dem oben genannten Namen und so lauten sollten: Untersturmführer Walter Schallock.

Ein falscher Wortlaut dieses Namens, wiederholt in beiden Aussagen, entstand höchstwahrscheinlich im Lager deshalb, weil, einmal durch jemanden falsch ausgesprochen, dieser weiterhin unkritisch durch die Häftlinge wiederholt wurde. Als Beweis, daß es sich hier um ein und dieselbe Persönlichkeit handelt, führe ich die Tatsache an, daß beide Zeugen, Gleich und Mandel, den Verbrecher in einem Album wiedererkannten, das ihnen bei der israelischen Polizei gezeigt wurde. Leon Mandel erkannte den Verbrecher auf der sechsten Seite des Albums wieder und sagte mir: »Ich erkannte ihn sofort an seinen Augen, das ist ohne Zweifel er! Ich erkenne ihn unter Tausenden unterschiedlichen Fotos immer wieder!«

Aus diesem Ergebnis heraus gibt es keinen Zweifel an der Identität des genannten Verbrechers. – Alle anderen Namen der deutschen Kriegsverbrecher, die in der Aussage genutzt werden, stellen ihren genauen Wortlaut dar.

Tel Aviv, im September 1966

(Unterschrift. Mgr. Marta Hollender)

Aussage

Zeuge: Eliezer Leon Mandel

Beruf: Kaufmann in der Lederbranche. Besitzer eines Schuhgeschäfts in Rechovot

Ich bin am 20. Juni 1922 in Lwów geboren. Hier beendete ich die Schule, und als ich 17 Jahre alt war, brach der Krieg aus. – Mein Vater war bis zum Ausbruch des Krieges Besitzer eines Schlachthauses in der Berek Joselewicz-Straße Nr. 11 in Lwów. Als die Russen Lwów besetzten, erhielt mein Vater Arbeit, und ich begann ebenfalls selbständig zu arbeiten. Dieser Zustand dauerte an bis ins Jahr 1941. Der Ausbruch des deutsch-russischen Krieges erreichte mich in Lwów.

Mein Vater – Samuel Mandel, starb am 2. Juni 1943, als er, unter den Augen aller, als für die Flucht meiner Mutter Verantwortlicher durch Scharführer Kolanko⁹³ erschossen wurde. Meine Mutter – Chana, geb. Rot, überlebte den Krieg durch die Flucht von ihrem Arbeitskommando und die Hilfe eines Polen, der Lonek Czerniak hieß. Meine Mutter lebt heute zusammen mit mir in Rechovot.

Von meiner Familie waren wir zu fünft. Am Leben blieben drei von uns. Während des Krieges starben meine zwei Brüder – Henek und Genek. Einer von ihnen, Genek, starb,

93 Im Original immer irrtümlich für Adolf Kolonko. Weitere Angaben im Glossar.

als er während der Flucht aus der »Todesbrigade« erschossen wurde, und der zweite, Henek, starb, erschossen während der Flucht vom Lkw, der einige Juden von ihrem Arbeitskommando zur *Gestapo* beförderte. Die Gestapobeamten stoppten das Auto und warfen die Leiche meines Bruders auf die Ladefläche des Autos.

Das Schlagen und die Ermordung von Menschen im Lager Lacki Wielkie nahe Złoczów.

Kurz nach dem Einmarsch der Deutschen in Lwów wurde ich zusammen mit anderen Juden aus der Stadt im Juli 1941 auf der Straße in Lwów eingefangen. Ukrainer holten uns mit Hilfe jüdischer Polizisten von der Straße und packten uns in Autos. Wir waren zusammen 300 Männer. Man brachte uns in die Ortschaft – Lacki Wielkie, bei Złoczów gelegen und 50 km weit von Lwów entfernt. Auf der Fahrt begleiteten uns ebenfalls SS-Männer.

Man brachte uns in leeren Pferdeställen und Scheunen unter. Es gab hier große Bauernhöfe, von denen man die früheren Besitzer vertrieben hatte. In den leeren Pferde- und Kuhställen sowie den Scheunen brachte man die Menschen unter. Nicht weit weg, in einer Entfernung von 3 km von diesem Ort, in den Bergen, befanden sich große Steinbrüche. – Es beaufsichtigten uns stets 100 ukrainische Polizisten.

Unsere Arbeit bestand im Abbau der Riesensteine aus den genannten Steinbrüchen und in der Lagerung dieser Steine auf der Straße von Lwów nach Złoczów. Man mußte die genannte Straße ausbessern, auf der die Deutschen Militär und Kriegsgerät an die Front schickten.

Die Arbeit war schwer, und wir arbeiteten von Sonnenaufgang bis in die Nacht. Die Bedingungen in diesem Lager waren sehr schlecht. Es herrschte hier Hunger. Zu trinken erhielten wir etwas Wasser, zu essen ein wenig wässrige Suppe und täglich einen Laib Brot, den wir unter 7 Personen teilen mußten.

Der Kommandant des Lagers war Hauptsturmführer Warzok, der spätere Stellvertreter Schallocks, des Kommandanten der sogenannten »Todesbrigade«. – Täglich fand am Morgen im Lager der Appell statt. Bei diesem Appell wurden die Menschen täglich geschlagen, wegen des schlechten Zustands während des Appells.

Täglich wurden außerdem einige bis einige Dutzend Personen getötet. Man ermordete v.a. ältere Menschen, die arbeitsunfähig waren. Dann wurden die geschwächten Menschen getötet, am häufigsten jene, die während des Morgenappells geschlagen worden waren. Außerdem stießen die SS-Männer die Leute in den Steinbrüchen am Fuße des Berges, damit sie schneller gingen. Die Leute fielen hin, und dann schlugen die SS-Männer sie an Ort und Stelle.

Nach einem Monat, als mehr als 100 Personen umgekommen waren, brachten die SS-Männer aus der Stadt einen neuen Menschentransport. – Wir arbeiteten sogar am Sonntag, hatten nicht einmal einen Tag der Erholung.

Mein Bruder Henek, der sich mit mir zusammen im Lager befand, wurde ein Mal fürchterlich geschlagen, da sich der Lkw, mit dem er zur Arbeit gebracht werden sollte,

im Schlamm festgefahren hatte. Er wurde später in das Krankenhaus nach Złoczów geschickt. Mein Vater, der die Bedingungen, in denen wir uns befanden, kannte, bekam meinen Bruder mit Hilfe des Judenrats aus dem Krankenhaus heraus und holte ihn nach Lwów.

Wir waren nicht eigentlich in einem Lager. Die gesamte Straße von Lwów nach Złoczów entlang richteten die Deutschen ähnliche Lager in leeren Pferde- und Kuhställen früherer Bauernhöfe ein. Es ging um den Ausbau der Straße. Auch herrschten überall furchtbare Bedingungen, man schlug und tötete die Leute.

Mein Vater holte mich aus diesem Lager mit Hilfe des Judenrats heraus, indem er ihm Golddollar bezahlte. Der Judenrat kaufte mich bei Warzok frei. Und Warzok gab mir einen Passierschein, der mich vom »Arbeitslager« befreite, und ich konnte mich nach Lwów begeben. Auf dem Passierschein waren ein Stempel und die Unterschrift von Warzok. Es ging ihm darum, daß mich niemand auf dem Weg nach Lwów belästigte.

Im Arbeitskommando »Ostbahn«. Die Zuteilung zum »Spezialzug«.

Im Januar 1942 besorgte mein Vater unserer ganzen Familie eine Zuteilung zum Arbeitskommando »Ostbahn«.⁹⁴ Beschäftigt wurden mein Vater, ich, meine Mutter und meine zwei Brüder – Henek und Genek. – Wir arbeiteten auf dem Bahnhof in den Dampflokomotiven. Hier kamen Waggons an, die mit Kohle beladen waren. Zu unseren Aufgaben gehörte es, diese Waggons auszuladen. In einen Waggon gingen 20 t Kohle hinein. Jeder von uns mußte eine Norm erfüllen, die im Ausladen eines Waggons bestand. Wir arbeiteten mit Schaufeln. Wenn einer von uns seine Norm erfüllt hatte, konnte er die Arbeitsstelle verlassen. Zu dieser Zeit existierte in Lwów ein geschlossenes Ghetto, und nach der Arbeit kehrten wir ins Ghetto zurück.

Meinem Vater gelang es deswegen, sich diese Arbeitsstelle zu besorgen, weil er während des 1. Weltkriegs Offizier in der österreichischen Armee gewesen war und er unter den Deutschen Bekannte hatte, die diese Arbeitsstelle, die *Ostbahn*, leiteten. Sie halfen ihm auch.

Binnen einiger Monate auf dem Bahnhof baute man dort, wo sich die Arbeitsstelle *Ostbahn* befand, Baracken auf, und unser ganzes Arbeitskommando wurde kaserniert. Wir kehrten nicht mehr ins Ghetto zurück.

Wir waren zusammen 120 Personen. Die Mehrzahl waren Männer, aber es waren auch einige Frauen mit uns. Meine Mutter erhielt Arbeit bei den Dampflokomotiven. Sie reinigte die Lokomotiven. Mein Vater arbeitete in der Kantine, aber eigentlich heizte er dort nur den Ofen. Ich und meine Brüder arbeiteten beim Ausladen der Kohle aus den Waggons. – Beaufsichtigt wurden wir durch die »Schutzbahnpolizei«. Auf dieser

⁹⁴ Nach der Besetzung Polens durch Nazideutschland ab 9. November 1939 der Name der Polnischen Staatsbahnbetriebe im Generalgouvernement. Siehe Benz u.a. (Hg.): *Enzyklopädie des Nationalsozialismus*. München 2001, Seite 629.

Arbeitsstelle arbeiteten auch Polen. Sie waren ausschließlich Facharbeiter. Unter ihnen waren hauptsächlich Schlosser, Beschäftigte in den Lokomotiven.

Es existierte hier eine spezielle Küche für Juden, und in dieser Zeit klagten wir nicht über Mangel an Nahrung.

Kurz nach der Kasernierung wurde ich für die Arbeit beim »Spezialzug« bestimmt. Ende des Jahres 1942 begannen in Wolhynien Sabotageaktionen. Unzufrieden mit dem Besatzer, sprengten die Ukrainer die Züge in die Luft und zerrissen die Eisenbahngleise. Darum wurde ebenfalls der »Sonderzug« in Betrieb genommen, der sich im Alarmfall sofort an den Ort der Sabotage begab, um schnellstmöglich die beschädigten Gleise zu reparieren.

Dieser Zug setzte sich aus einer Dampflokomotive und vier oder fünf Waggons zusammen. Er stand immer an einem bestimmten Platz, auf einem Abstellgleis, und im Falle eines Alarms wurde er unverzüglich in Bewegung gesetzt. Der Alarm sah so aus, daß man auf dem Bahnhof einen Anruf darüber erhielt, was sich wo ereignet hatte, und der Lokomotivführer ein ihm bekanntes Signal bekam. Dann nahm jeder seinen Platz ein, und der Zug setzte sich sofort in Bewegung.

Im ersten Waggon, gleich bei der Lokomotive, hatten die Polen, also die Facharbeiter, ihren Platz. Im zweiten Waggon saßen Deutsche, ebenfalls Facharbeiter, die zur »Ostbahn« gehörten. Im dritten Waggon saßen Juden. Wir waren sechs: wir, die drei Brüder, Apel, ein Klempner, und Korman, ein Fleischer, sowie sein Sohn. Im letzten, vierten Waggon befanden sich Balken, Bretter, Seilzüge und andere Gegenstände, die bei der Reparatur der zerstörten Gleise nützlich sein konnten. – Wenn unser Zug auf dem Abstellgleis stand und kein Alarm war, arbeiteten wir Juden normalerweise beim Ausladen der Kohle. Im Falle des Signals schmissen wir alles weg, und so schnell es ging, befanden wir uns auf dem für uns bestimmten Platz.

Und so waren wir zu Beginn des Jahres 1943 in Brody, wo Partisanen deutsche Panzer in die Luft gesprengt hatten, die bekannten Tiger. Wir reparierten dort eine entlang des Waldes führende Straße. Wir waren in Grodek Jagiellonski, in Łucko und in anderen kleineren Ortschaften in Wolhynien. Mit uns fuhr immer ein »Hauptmeister«, der aus Wien kam, ein guter Facharbeiter war und mit meinem Vater bekannt. Essen hatten wir in dieser Zeit genügend, und es war uns bewußt, daß wir in einem Notfall in den Wald flüchten sollten.

Die Hinrichtung der sich auf der Arbeitsstelle Ostbahn aufhaltenden Frauen. Die Flucht meiner Mutter und die Erschießung des Vaters.

Von dem Augenblick an, als ich zur Mannschaft des »Sonderzuges« gehörte, hatte ich immer Waffen. Ich kaufte sie zusammen mit meinen Brüdern bei Polen. Es waren Pistolen. Wir bewahrten sie in unserem Waggon des »Sonderzuges« auf. Da wir hörten, was sich im Ghetto von Lwów und in der Umgebung ereignete, beschlossen wir, im Fall von Gefahr unseren Vater und unsere Mutter zu holen und mit ihnen in den Wald zu flüchten.

Einmal, es war Ende Mai 1943, wurde die Einsatzstelle *Ostbahn* von einigen Dutzend SS-Männern besetzt, die alle sich dort befindlichen Frauen mitnahmen. Dann brachte man sie zu den Sandgruben, und dort erschossen sie alle.

Dies passierte an dem Tag, als ich mich mit meinen Brüdern an einem weit von Lwów entfernten Ort bei einem »Unfall« befand.

Nach der Rückkehr, noch am selben Tag am Abend, erfuhr ich, was auf unserer Arbeitsstelle passiert war. Während des Aufladens der Frauen auf die mit Planen zugedeckten Lkw, war meiner Mutter die Flucht gelungen. Mit ihr waren meine zwei Schwägerinnen geflohen. Eine von ihnen hieß Aranka und die zweite, die aus Bolechów stammte, Sonia. Die Deutschen waren jedoch mit einer genauen Liste auf die Arbeitsstelle gekommen, auf der die dortigen Frauen standen. Und als die genannten drei Frauen fehlten, sammelten sie alle Männer und forderten ihre Herausgabe. Da sich niemand meldete, nahmen sie meinen Vater und forderten von ihm die Preisgabe des Ortes, an dem sich seine Frau versteckte. Mein Vater wußte von nichts. Daraufhin erschöß Scharführer Kolanko selbst meinen Vater unter den Augen aller. Dabei waren 120 Männer anwesend. / Zur Zeit findet der Prozeß gegen den ehemaligen Scharführer Kolanko statt, zu dem ich eingeladen wurde./⁹⁵

Im Versteck in den Wäldern von Brzuchowice. Die Hilfe eines Polen – Lonek Czerniak.

Kurz nach der Hinrichtung der Frauen auf der Einsatzstelle *Ostbahn* wurde die gesamte Arbeitsstelle geräumt, wobei auch alle Männer erschossen wurden. Dies war der 2. Juni 1943.

Meine Mutter kannte den Ort genau, wo der Bergungszug immer stand. Und als ihr zusammen mit den Schwägerinnen ihre Flucht gelang, warteten sie zu dritt in einer Ecke des Bahnhofs, bis es dämmerte, und kamen zu uns, zum Zug gelaufen. Wir, meine Brüder und ich, versteckten die Frauen in unserem Waggon, und wir schafften es zur Arbeitsstelle, die damals noch nicht geräumt gewesen war. Jeden Tag am Morgen brachten wir Essen für unsere Frauen, und dann kehrten wir zur Arbeit an der Einsatzstelle zurück. 10 Tage hindurch versteckten sich die Frauen in unserem Waggon.

Nach Ablauf des 8. Tages wurden sie durch die Deutschen bemerkt, die im »Sonderzug« arbeiteten. Die Deutschen riefen mich zu sich und forderten, daß binnen zweier Tage spätestens alle [Frauen, R.B.] den Zug verlassen müßten.

Wir hatten also keinen anderen Ausweg, und nach Ablauf des zweiten Tages, als es dämmerte, entkamen meine Mutter und meine beiden Schwägerinnen aus dem Bahnhof in die Stadt.

Meine Mutter und eine der Schwägerinnen gelangten geradewegs in die Stadt, über eine Brücke, und es gelang ihnen, das Haus zu erreichen, die Nordstr. 8, in der wir bis

⁹⁵ Auch Leon Eliezer Mandel hat, wie Edward Gleich, im Lemberg-Verfahren des Landgerichts Stuttgart als Zeuge ausgesagt. Siehe *Justiz und NS-Verbrechen* (1968ff.), Band XXVII, Lfd. Nr. 671, Seite 743, 801.

zum Ausbruch des Krieges gelebt hatten. Unsere Nachbarn, Polen, die mit uns im Keller gewohnt hatten, waren mit uns befreundet. Lonek Czerniak nahm meine Mutter und meine Schwägerin augenblicklich zu sich auf. Am darauffolgenden Tag führte er beide Frauen in die Wälder von Brzuchowice hinaus.

Meine zweite Schwägerin, Sonia, entschloß sich, auf eigene Faust in die Stadt zu gelangen, ihre Freunde, Polen, wiederzufinden und von ihnen Arier-Papiere zu bekommen. Nicht lange danach überbrachte man Henek, ihrem Mann, eine Nachricht aus der Stadt, daß Sonia verraten, bei der *Gestapo* abgeliefert und dort erschossen worden war.

Nach der Übernachtung meiner Mutter und meiner Schwägerin bei ihm führte Lonek Czerniak beide Frauen am folgenden Tag morgens in die etwa 5 km von Lwów entfernt liegenden Wälder von Brzuchowice. Er versteckte sie dort an einem sicheren Ort und verpflichtete sich, sie täglich am Abend zu besuchen und ihnen Essen zu bringen. Zu diesem Zweck nahm er auch mit uns Kontakt auf, und wir gaben ihm Geld, für das er Lebensmittel kaufen sollte und sie in den Wald brachte.

So war es. Zwei Monate lang kam Czerniak täglich in den Wald und brachte meiner Mutter und der Schwägerin Lebensmittel. Zu uns kam er von Zeit zu Zeit; und wir gaben ihm Geld.

Zu dieser Zeit sprach man immer öfter über die Räumung unserer Einsatzstelle und über die vollständige Liquidierung des Ghettos in Lwów. Uns wurde bewußt, daß wir ebenfalls zur Flucht in den Wald gezwungen sein würden. Da uns mit den Deutschen, die beim »Sonderzug« beschäftigt waren, recht freundschaftliche Beziehungen verbanden und da wir Waffen hatten, verriet man uns, daß wir im Augenblick der drohenden Gefahr versuchen sollten zu fliehen. Obendrein versprachen uns die Deutschen, daß sie uns wissen lassen würden, wann wir fliehen sollten.

Czerniak versprach uns, daß er für Geld (ich möchte nochmals betonen, daß seine Hilfe vollkommen uneigennützig war) in den Wald kommen und uns allen Essen bringen würde. Und dann, wenn sich ein weiterer Aufenthalt im Wald als unmöglich herausstelle und wenn er genug Zeit habe, baue er bei sich im Haus einen Bunker, in dem er uns verstecke. Daraus folgte, daß wir Geld brauchten. Dadurch, daß unser Vorrat bereits am Ende war, der Vater nicht mehr lebte und wir eher wenig Geld hatten, entschlossen wir uns zu versuchen, unsere drei Kameraden des »Sonderzuges« am Versteck teilhaben zu lassen, d.h. Apel und die zwei Kormans. Und wie vorausgesehen hatten sie Geld und stimmten unserem Vorschlag sofort zu.

Eines Abends kam Czerniak zu uns auf den Bahnhof und führte den Klempner Apel, den Fleischer Korman und seinen Sohn in den Wald hinaus. /Korman überlebte zusammen mit seinem Sohn den Krieg und hält sich gegenwärtig in Nordamerika auf./ Er führte sie zu dem Versteck, in dem sich meine Mutter, die Schwägerin und ihr Sohn aufhielten. Apel und Korman gaben Czerniak Geld, mit dem er für alle, die sich im Versteck aufhielten, Lebensmittel kaufte und diese täglich in den Wald brachte. Alles schien gut zu verlaufen, und eine Woche lang war alles in Ordnung.

Die Denunziation polnischer Jungen, der Verrat und die Ermordung von Apel.

Nach einer Woche kam eine Gruppe polnischer Jungen, mehr oder weniger im Schulalter, in den Wald und bemerkte einige der sich versteckenden Juden. Die Jungen liefen aus dem Wald nach Lwów in ein Lager, wo deutsche Truppen stationiert waren, und ließen sie umgehend wissen, daß sich in den Wäldern von Brzuchowice Juden versteckt hielten. Sofort brachen auch Truppen aus der Boehmstr. in angezeigter Richtung in den Wald auf und kreisten den Teil des Waldes ein, der durch die Jungen ausgewiesen wurde.

Die Deutschen erwischten Apel und die Kormans. Meiner Mutter, der Schwägerin und ihrem Sohn gelang es zu fliehen. Die Deutschen, nicht genau wissend, wie viele Personen im Versteck waren, nahmen die Männer mit sich und verließen den Wald.

Die Männer wurden in das Lager Janowska gebracht. Hier wurden sie ins Kreuzverhör genommen. Wer sich mit ihnen versteckte, mit wem sie in Lwów Kontakt hatten und besonders, wer ihnen im Wald Essen lieferte. Außerdem versprach man, daß im Falle des Aussprechens der Wahrheit niemandem irgend etwas geschehen würde.

Korman schwieg. Dagegen erzählte Apel alles. – Am selben Tag um 5.00 Uhr nachmittags fuhr ein Lkw an unseren Waggon des »Sonderzuges« heran. Aus dem Lkw sprangen einige SS-Männer. Sie kamen direkt auf uns zu und verhafteten die ganze Dreiergruppe, d.h. mich und meine zwei Brüder. Wir verstanden sofort, daß wir die letzte Chance einer Flucht versäumt hatten.

Im Auto saßen Apel und Korman. Die SS-Männer sagten uns: »Sagt die Wahrheit, und dann kommt ihr wieder zur Arbeit. Sagt, wer der Pole ist, der euch im Wald ernährt hat.« – Wir schwiegen. Wir mußten mit nach unten gesenktem Kopf und mit den Händen hinter dem Kopf sitzen. Es war uns verboten, den Kopf zu heben. Der Lkw fuhr los. Als das Auto etwa 20 m gefahren war, sprang mein älterer Bruder vom Lkw. Ich wußte, daß er sich entschlossen hatte, daß er sich niemals bei lebendigem Leibe von den Deutschen erwischt lassen würde. Die SS-Männer schossen auf ihn und trafen ihn. Er war auf der Stelle tot. Man hielt den Lkw an und warf die Leiche meines Bruders zwischen unsere Beine. – Dann, als der Lkw auf der Fahrt war, erschossen die SS-Männer unter unseren Augen Apel. Sie konnten nicht mehr aus ihm herausbekommen, weil Apel nicht mehr wußte.

Von der Pilichowska-Straße bog das Auto zu den Sandgruben ab. Hier befahl man uns auszusteigen. Ich nahm einen schrecklichen Geruch wahr, und als ich mich umdrehte, sah ich, daß man hier Leichen verbrannte. Man befahl uns, ein Hemd zu nehmen und das Auto, das mit dem Blut meines Bruders und Apels bedeckt war, zu säubern. Dann sah ich, wie die SS-Männer meinen Bruder ins Feuer warfen.

Das Schlagen und die Säuberung der Gräber in den Sandgruben.

Ich hörte dann, wie einer der SS-Männer auf uns zeigte und sagte – töten! Der zweite von ihnen riet, daß es besser sei, uns erst mal noch am Leben zu lassen und aus uns

herauszuholen, wo sich jener Pole befände, der mit uns in Kontakt war, und wo der Rest der Personen sei, der sich im Wald verstecke.

Und dann befahlen die SS-Männer Korman und noch einem Juden, der Rot hieß, sich an die Seite zu stellen. Und sie begannen mich zu schlagen. Sie schlugen mich mit Stöcken und danach, in der Pause, fragten sie nach dem Polen, der Essen in den Wald gebracht hatte. Ich antwortete auf alle Fragen mit – ich weiß es nicht!

Danach brachten sie uns zu einem Bunker. Rot, meinen Bruder und mich. Und die SS-Männer, die uns später nicht mehr schlugen, nahmen uns im Grunde in die sogenannte »Todesbrigade« auf. Im Bunker verbrachten wir die Nacht. Am nächsten Tag erfuhren wir, daß wir uns in den Sandgruben befänden, wo der Kommandant Untersturmführer Scherlack wäre. Scherlack war nicht vor Ort, als uns dies erklärt wurde. Sein Stellvertreter Hauptscharführer Rauch war dagegen da. /Rauch wurde in Polen im Jahr 1946 nach einem Urteil vor einem Sondergericht gehängt.⁹⁶

Rauch rief mich zu sich. Er begann mir unterschiedliche Fragen zu stellen – unter anderem, wo meine Mutter und meine Schwägerin seien. Ich sagte ihm: »Ich sage es nicht!« Später begann er mich mit ganzer Kraft zu schlagen und schlug mir dann alle Zähne aus. Danach befragte er mich über den Polen. Ich antwortete – »Ich weiß es nicht!« Rauch schlug mich weiter und sagte mir, daß er mich erschießen lassen würde. Aber als er sah, daß er aus mir nichts rausholen würde, sagte er zu einem der SS-Männer: »Laß ihn am Leben, vor dem Tod wird er noch ein bißchen arbeiten.« Ich hatte alle meine Zähne ausgeschlagen bekommen und war so zerschlagen, daß ich mich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Man befahl mir, zur Arbeit zu gehen, bei der schon mein Bruder und Korman arbeiteten. – Ich möchte gern noch an dieser Stelle anmerken, daß mir Rot im Bunker erzählte, daß man ihn von der »arischen« Seite, wo er sich eine Reihe von Monaten aufgehalten hatte, in die Sandgruben geholt hat. Zufällig beobachtete ihn ein Schulfreund und denunzierte ihn bei der *Gestapo*. Später inhaftierte man ihn zusammen mit seiner jüngeren Schwester, die am nächsten Tag in den Sandgruben verbrannt worden ist.

Es war im August des Jahres 1943, als man uns in die Sandgruben führte. Wir hielten uns hier 8 Tage lang auf. Unsere Arbeit bestand in der Säuberung der Gräber. Es stellte sich heraus, daß dies schon die letzte Etappe war nach der Räumung der Gräber und nach der Verbrennung der Leichen, die hier ausgegraben worden waren. Uns blieb die Säuberung der schon leeren Gräber. Wir holten von dort eine übriggebliebene menschliche Hand oder ein Bein heraus, in der Regel entfernten wir dort zu findende menschliche Haare, und fast immer mußten wir die Blutspuren beseitigen, die in den Gräbern verblieben waren. Wir beseitigten Blutflecke mit sog. »Stechern«, das ist eine kleine und scharfe Schaufel, auf diese Weise, daß wir die befleckte Erde mit frischer Erde vermischten, die wir ausgegraben hatten. Nach der Beseitigung der letzten Spuren kam Untersturmführer Scherlack zur Kontrolle an. Nach dieser Überprüfung bestreute man den Boden des Grabes mit Chlor, um den von dort entweichenden Gestank zu überdecken.

⁹⁶ Nach Angaben von Leon Weliczker-Wells wurde Rauch am 24. Juni 1949 in Polen zum Tod verurteilt und hingerichtet. Siehe Weliczker-Wells (1963): 333.

Acht Tage hintereinander säuberten wir Gräber. Langsam war die Einsatzstelle in den Sandgruben liquidiert. Von jetzt an gehörten wir der »Todesbrigade« an. Wir sahen, wie eine Feuerstelle aussah, auf der man Leichen hingelegt hatte, wir sahen die Haken, mit denen die Leichen aus den Gräbern herausgezogen wurden, und den »Brandmeister«, der den Stoß entzündete und darauf achtgab, daß die Leichen gut brannten.

Der Abtransport nach Lesienice bei Lwów.

Wir waren zusammen etwa 120 oder 126 Leute. Anfang September begann man uns mit Lkw in kleinen Gruppen aus den Sandgruben abzutransportieren. Die erste Gruppe fuhr gegen Morgen zur neuen Arbeitsstelle in den Krzywicki-Wald ab. Dort stellte man Schilder mit Aufschriften in polnischer, deutscher und ukrainischer Sprache auf. Die Aufschriften lauteten: »Das Betreten dieses Gebiets ist verboten. Es wird scharf geschossen aus einer Entfernung von 1 Meter.«⁹⁷ Es gab auch noch andere Schilder mit Aufschriften: »Der Zutritt für Forstarbeiten verboten«. Nach der ersten Gruppe brachte man andere Gruppen, man überstellte uns alle.

Aus dem Krzywicki-Wald bogen wir die Straße nach Lesienice ab. Wir fuhren mit Lkw und setzten uns zu fünft hin, und einer mußte sich beim anderen unterhaken. Wir mußten mit nach unten geneigtem Kopf sitzen, mit den Armen auf dem Kopf, und es war uns weder gestattet, zur Seite zu schauen noch nach vorn. Die Wagen hielten in Lesienice auf einer Landstraße, genau gegenüber der Hefefabrik.

Wir liefen einige Meter und erreichten einen tief im Tal gelegenen Ort, der mit Stacheldraht umzäunt war. Eigentlich waren hier zwei Zäune aus Stacheldraht, der eine war vom zweiten etwa einen halben Meter entfernt, und beide zusammen waren stark miteinander mit Stacheldraht verflochten. Um das Tal herum waren hohe Berge. Der höchste, ein Berg aus Sand, verdeckte alles, was sich im Tal ereignete. Auf diesem Berg und rund um das ganze Tal waren Scheinwerfer installiert, die die ganze Nacht hindurch Licht nach unten warfen. Die Wälder über uns waren groß und dicht, und sie zogen sich bis nach Winnik.

Im Tal waren zwei Zelte aufgestellt worden. In jedem waren 60 Personen untergebracht. Auf dem Berg standen auch Maschinengewehre, die ständig auf uns gerichtet waren. Ein Teil dieser Gewehre war in die Richtung des Waldes gerichtet, auf den Platz, an dem sich Gräber befanden, die wir auszugraben hatten. – Unser Lager hatte zwei Eingänge, zwei Pforten an den gegenüberliegenden Seiten der Umzäunung aus Stacheldraht. Bei diesen Pforten befanden sich auch Buden, in denen die »Schupos« ohne Pause wachten. Auf dem Gipfel des Berges befanden sich auch zwei zusätzliche Bunker, in denen die »Schupos« zu viert wachten und wo sich auch die Munitionsvorräte befanden.

Es waren hier schon keine Ukrainer mehr. Das Lager beaufsichtigten allein Gestapobeamte. Das Lager für die Gestapobeamten befand sich dicht neben unserem Lager,

⁹⁷ So wörtlich im Original. Gemeint ist die Androhung von Schußwaffengebrauch aus nächster Nähe.

und sie waren genauso viele wie wir. Sie schliefen, ähnlich wie wir, auf Pritschen, und sie waren immer bewaffnet. Unabhängig von den »Schupos«, die das Lager pausenlos beaufsichtigten, patrouillierten die Gestapobeamteten pausenlos durch das Lager, gingen immer entlang der Drähte und wechselten sich alle zwei Stunden ab.

Das Arbeitssystem des Herausziehens und Verbrennens der Leichen.

Gleich nach der Ankunft am neuen Ort begannen *Untersturmführer* Scherlack und *Hauptscharführer* Rauch uns anzuweisen, wie wir auf bewaldeter, bewachsener Erde die sich dort befindlichen Gräber erkennen mußten. Es stellte sich also heraus, daß an dem Ort, wo sich ein Grab befand, dieses durch eine nur einige Zentimeter dicke und oft dicht bewachsene Erdschicht bedeckt wurde. Von nun an fanden wir leicht die Grenze eines jeden Grabes heraus.

Danach rief man uns zum Appell zusammen. Man zählte uns, und nach dem Appell teilte man uns in Gruppen auf und verteilte Tragen, Haken, Stöcke und Spaten, bei uns bekannt als »Stecher«. Die Gruppen hießen Brigaden. Zu einer jeden Brigade gehörten 20 Personen. An der Spitze der Brigade stand ein Leiter. An der Spitze meiner Brigade stand Segal, der aus Lwów stammte. Außerdem wurde aus unserer Mitte unser Kommandant ernannt, der für einige Brigaden verantwortlich war. Mein Kommandant war – Nunik, in Lwów mit arischen Papieren festgenommen und ins Lager gebracht. Nunik wurde während der gemeinsamen Flucht aus dem Lager getötet.

Man bildete fünf Gruppen. Die erste kleine beschäftigte sich mit dem Ausgraben der Gräber und dem Herausziehen der Leichen. Die Leichen zog man mit Haken heraus. Es zeigte sich, daß die Erde vor Ort sehr feucht war, und dann ging die Arbeit schwer, da die Leichen zerfielen und man sie in Teilen aus dem Grab herausziehen mußte. Außerdem waren die Leichen am leichtesten mit Haken herauszuziehen, die sich in Kleidungsstücken verfangen. Dann blieb man an dem Mantel oder der Kleidung hängen. Es zeigte sich außerdem, daß die unteren sehr tief lagen und man dann die Leiche nicht mit dem Haken fassen konnte. Man mußte in die Grube springen, und wenn die Leiche nicht bekleidet war, zerfiel sie oft, ehe sie aus dem Grab herausgehoben wurde. Wenn es dennoch gelang, die Haken in die Kleidung einzuhaken, mußte ebenso noch jemand draußen stehen, der die Leiche aus der tiefen Grube herauszog.

Eine zweite Gruppe war für den Transport der Leichen und ihr Stapeln auf einem Scheiterhaufen bestimmt. Der Scheiterhaufen sah so aus, daß in einer Höhe von einem halben Meter über der Erde eine Schicht Holz gelegt wurde, auf die eine Schicht Leichen gelegt wurde, dann wieder eine Schicht Holz und darauf wieder eine Schicht Leichen. Spezielle Leute, die sogenannte Wache, standen neben dem Scheiterhaufen, und als die Träger das Auflegen der Leichen beendet hatten, trugen sie eine Schicht Holz auf. Der Scheiterhaufen war in Form eines Kegels zusammengesetzt und so hoch wie ein zweistöckiges Haus. Dann wurde über den Scheiterhaufen Benzin oder Petroleum geschüttet. Es zündeten ihn die Deutschen an. Dagegen wachten immer zwei oder

drei Juden und paßten auf, daß das Feuer nicht ausging. Bei dem Scheiterhaufen war immer ein Loch gegraben, in welches das Fett der verbrannten Leichen floß. Und so konzentrierte man an einem Ort das ganze Fett, das nach der Verbrennung der Leichen aus der Grube geholt wurde. Es kam vor, daß die Leichen nur schlecht brannten, weil sie entweder frisch waren oder die Erde sehr feucht war, dann zerrissen jene, die Wache standen, die Leichen, die dann schneller brannten. Wenn ein Scheiterhaufen erlosch und alles verbrannt worden war, entzündete man den zweiten Scheiterhaufen, so daß die Verbrennung der Leichen pausenlos stattfand.

Die dritte Gruppe beschäftigte sich mit dem Sieben der Knochen. Nach der Verbrennung der Leichen siebte man die zurückgebliebenen Knochen. Dann suchte man das Gold, Goldzähne und Dollar. Das gefundene Gold wurde in danebenstehende Holzkisten gelegt. Ich sah, wie man eine ganze Kiste aus Brettern schlug. Dann schrieb man mit schwarzen Buchstaben: »Sonderkommando 1005. S.D.« drauf. Wenn einige solcher Kisten fertig waren, lud man sie auf Lkw, mit denen man sie aus dem Lager fuhr.

Die vierte Gruppe beschäftigte sich mit dem Zermahlen der Knochen. Nach dem Sieben trug man die Knochen mit Eimern hinüber und füllte sie in eine Maschine, die sie zu Staub zermahlte. Die Maschine bediente ein Jude, der ein guter Mechaniker war und sich ausgezeichnet mit dieser Maschine auskannte, die von einem kleinen Motor angetrieben wurde. Nach dem Zermahlen hatten sich die Knochen in dunklen grauen Staub verwandelt. Mit den zermahlten Knochen von 1.000 Leichen füllte man fünf Eimer mit Staub. Diese Eimer stellte man beiseite, bis ein sehr starker Wind wehte. – Dann führte die fünfte Gruppe die letzte Aufgabe aus, die darin bestand, den Staub zu verstreuen. Zu dieser Gruppe gehörten 20 Leute. Und wenn ein besonders starker Wind wehte, nahm jeder von ihnen einen Eimer und verstreute den Staub im Wald. Man nannte das dann – die Staubaussaat im Wald. Auf jeden Juden, der mit einem Eimer ging und Staub im Wald aussäte, kam ein Gestapomann, der ihn mit dem Gewehr in der Hand bewachte und der ihn nicht aus den Augen ließ. Es mußte darauf geachtet werden, daß sich der Staub auf die Weise verteilte, daß nirgends von ihm eine Spur verblieb. Es war verboten, daß irgendwo irgendein Häufchen bleibt. Der Wind mußte sofort den Staub aufnehmen und ihn im Wald verteilen. Diejenigen, die ihn verteilten, hatten danach den Mund und die Haare voll Staub. – Alle, die zu dieser Brigade gehörten, wurden während der Flucht getötet.

Unter uns war auch ein Jude, der von Beruf Elektriker war und gern den Deutschen half. Im allgemeinen behaupteten die Deutschen, daß die Zäune mit Strom hoher Stärke elektrisch geladen sind, aber ihm sagte man das nie.

In unserer Brigade waren zumeist starke und gesunde Männer. Die Namen weiß ich nicht mehr. Man rief uns dort nicht beim Namen. Wir waren Figuren. Man schrieb die Anzahl der Figuren auf und rief uns zum Beispiel: »Fünf Figuren raus!« Aber mit Figuren bezeichneten die Deutschen auch die Leichen. Sie schrieben die Anzahl der ausgegrabenen und verbrannten Figuren auf. Wir waren lebende Figuren, und die Leichen, das waren leblose Figuren.

Im Wald, in Lesienice, gruben wir 20 Gräber aus. In jedem Grab befanden sich einige hundert Leichen. Dort gruben wir nur Leichen von alten Leuten aus. Und hier löste sich

das Rätsel von all denen auf, die man auf der Eisenbahnbrücke auf der Zamarstynowskastr. im Dezember 1941 zusammengetrieben und aus Lwów weggebracht hatte. Auf dieser Brücke ging damals eine Menschenmenge des jüdischen Volkes, die dann mit Hab und Gut von einer Eskorte der deutschen und ukrainischen Polizei aus den verschiedenen Vierteln von Lwów in das jüdische Viertel gebracht wurde.

Die Ermordung und Verbrennung von Leuten am Ort. – Alarme.

Es kam der Oktober 1943. Am Ort dort, bei Lesienice, am Rand des Krzywicki-Waldes gruben wir 20 Massengräber aus, eines neben dem anderen gelegen, und wir verbrannten und verwandelten in Staub, wir bauten die Leichen von dort ab. Jetzt brachte man lebende Leute her. Leute, die vor Ort mit einem Schuß in den Hinterkopf ermordet wurden, dann verbrannte man sie auf dem Scheiterhaufen und verstreute die Asche im Wald von Krzywicki.

Fast täglich brachte man am Morgen jetzt lebende Leute. Dann befahl Scherlack den sogenannten »Fliegeralarm«, »alarm lotniczy«. Der Alarm sah folgendermaßen aus, daß wir uns auf die Erde legen mußten, an der Stelle, wo wir uns befanden, und es war bei Todesstrafe verboten, sich zu erheben oder den Kopf zu heben. Gern schickte man uns auch in größter Eile zu den Zelten, und wir mußten mit dem Gesicht zur Erde liegen und auf das Ende des Alarms warten. Bei Todesstrafe war es uns verboten, zum Fenster zu gehen. Liegend hörten wir die Kommandos und Schüsse, Schüsse ohne Ende. Dann – nachdem eine kurze Zeit vergangen war, eine Stunde oder eine halbe, hob man den Alarm auf. Man befahl uns dann zu den warmen und gerade noch lebenden Leichen zu gehen, die Leichen auf Tragen zu legen und sie dann auf den Scheiterhaufen zu werfen. Eine andere Gruppe war derweil beschäftigt, die Kleidung zu trennen und zu kontrollieren, ob nicht irgendwo Gold oder Schmuck versteckt war.

An diesen Tagen hielt Untersturmführer Scherlack eine Ansprache an uns. Er erklärte uns, daß vorhergehende Gruppen, die vor uns gearbeitet hatten, nach 8, höchstens 14 Tagen getötet worden waren, daß wir außerordentlich gut arbeiten und er uns deshalb am Leben ließe. Wenn uns irgend jemand jemals danach fragen sollte, wie lange wir arbeiten, sollen wir antworten, daß wir hier erst seit heute beschäftigt seien! Anderenfalls wird man uns auf der Stelle erschießen und eine andere Gruppe Männer bringen. Wir erhielten jetzt alle gute Schuhe und bessere Kleidung von denen, die man vor unseren Augen ermordet hatte. Bei der Trennung der Kleidung und der Schuhe – die Leute hatten sich selbst entkleidet, bevor sie zu den Gruben gegangen sind, vor denen sie mit einem Schuß in den Hinterkopf getötet wurden – befahl Scherlack, die besseren Sachen für uns zurückzulegen. Während der gesamten Arbeitszeit in dieser Brigade erhielten wir sehr gutes Essen.

In den ersten Oktobertagen 1943 brachte man eine Gruppe, bestehend aus 150 Frauen, die bei den D.A.W.⁹⁸ im Lager Janowska beschäftigt waren. Die D.A.W. – war die

98 DAW – Deutsche Ausrüstungswerke.

sicherste Arbeitsstelle. Die dort beschäftigten Frauen arbeiteten für die deutsche Armee, sie waren alle jung und dieser Arbeitsstelle zugewiesen, die als sicherste angesehen war. Ehe man diese Frauen brachte, wurde Alarm ausgerufen, und man schickte uns in die Zelte. Wir hörten die Schüsse, und nach einer Stunde rief man uns zum Tragen der Leichen der erwähnten Frauen auf die Scheiterhaufen. Während wir die Leichen auf den Scheiterhaufen stapelten, war eine andere Gruppe damit beschäftigt, die Kleidung der Frauen zu kontrollieren. Die Wertsachen wurden in die Kisten gelegt und die Kleidung auf Lkw geladen, die sofort losfuhren.

Von da an brachte man täglich größere oder kleinere Gruppen an den Ort. Es wurde immer Alarm ausgerufen, wenn die Gruppe an Leuten 100 Personen überschritt. Man ließ uns dann nicht aus unseren Zelten. Durch das Fenster auf dem Dach sahen wir wiederholt, wie Menschen geschlagen wurden, damit sie sich schneller auszogen. Wir hörten das Weinen und das Jammern, wir sahen, wie sich vor dem Grab Leute, in Fünferreihe, aufstellten und man ihnen dann in den Hinterkopf schoß und sie durch den Rückstoß ins Grab gestoßen wurden.

Die Ermordung von 2.000 Menschen.

Am 25. Oktober 1943 weckte man uns früher als gewöhnlich. Man befahl uns, sofort das Lager zu verlassen, und es wurde Fliegeralarm ausgerufen. Zur Sicherheit, scheinbar zu unserer Sicherheit, brachte man uns nach unten, ins Dorf, zum Schlachthof in Lesienice. Dort stand für uns ein Radio bereit, und sie gaben uns Karten zum Spielen. Wir waren beunruhigt, konnten keine Ruhe finden und horchten ständig, was um uns geschieht.

Am vorherigen Tag hatte man mich zu der Gruppe von Leuten eingeteilt, denen man befahl, die tiefen Gräber zu graben, eins neben dem anderen. Neben jedem Grab befahl man uns, zwei kleinere Gruben zu graben. Eine Grube war für das Fett, und in die zweite sollte das Blut fließen. Nach dem Abbau und der Verbrennung der Leichen sammelte man das Fett in speziellen Fässern, und das Blut übergießte man mit Benzin und zündete es an. Das Blut verbrannte vollständig. Es verblieb ein unkenntlicher Rückstand, den man mit Erde umgrub.

Am vorherigen Tag wurde uns auch befohlen, den Weg zwischen den Büschen zu verdrahten. Der Weg war breit genug, daß sich hier 5 bis 6 Leute aufhalten konnten. Diese ganzen Vorbereitungen erregten bedrückende Gedanken, wir gingen jedoch nicht davon aus, daß sie sich so schnell realisieren würden.

Eingeschlossen im Schlachthof, unten im Dorf, hörten und sahen wir alles, was sich im Wald von Krzywicki ereignete. Wir hörten vor allem Schüsse. Es wurde vom Morgen bis 3 Uhr nachmittags geschossen. Aus dem Fenster des Schlachthofs sahen wir nackte Menschen, die man auf dem Weg trieb, den wir am vorhergehenden Tag verdrahtet hatten.

Um 3 Uhr hörte das Schießen auf, und man befahl uns, zum Lager zurückzukehren. Man schickte uns in die Zelte, und ringsum herrschte vollständige Stille. Man nahm von

uns allen 20 zur Arbeit, und unter ihnen war auch ich. – Es stellte sich heraus, daß man an diesem Tag um die 1.000 Menschen aus dem Lager Janowska ermordet hatte und die Leute von der Arbeitsstelle »Ostbahn«, die an diesem Tag alle liquidiert worden waren. Zusammen waren 2.000 Menschen ermordet worden. – Die Leute von der Arbeitsstelle »Ostbahn« hatte man mit dem Zug nach Lesienice geschickt. Man hatte ihnen gesagt, daß sie zur Arbeit fahren. Man gab ihnen auf den Weg gute Schuhe und zu essen mit. Sie fuhren 2 km mit dem Zug, und dann befahl man ihnen, auszusteigen und den Rest des Weges zu Fuß zu gehen.

Es waren 20 von uns. Wir gingen vom Berg in den Wald hinein. Der gesamte Weg, zwischen den Büschen, den wir am vorhergehenden Tag verdrahtet hatten, war mit Leichen überdeckt. Leblose Körper hielten sich fest an den Händen. Der Weg ging durch den Wald und war 1 km lang. Der ganze Weg war vollständig weiß, weil bedeckt mit den leblosen Körpern hob er sich grell vom Rest des Waldes ab. Die Körper lagen gerade, linear, eng, einer neben dem anderen. – Man gab uns Eimer, gefüllt mit Chlor. Jeder von uns erhielt einen Eimer, man befahl uns, auf die Leichen zu gehen und mit den Händen Chlor zu streuen. Die SS-Männer gingen dicht an beiden Seiten des Weges und überwachten jede unserer Bewegungen.

Plötzlich hörten wir, daß jemand mit uns auf polnisch sprach. Es stellte sich heraus, daß nicht alle leblos waren. Unter den Körpern befanden sich getroffene, aber nicht getötete Menschen. Sie wußten, daß sie sich nicht vor der Nacht rühren durften. Wir ließen sie aus und bestreuten sie nicht mit Chlor. Angeblich gelang es einem in der Nacht zu fliehen und den Krieg zu überleben. – Das Chlorstreuen dauerte etwa zwei Stunden. Danach schickten sie uns zu den Zelten.

Vor unseren Zelten lag ein Berg von Schuhen, einige tausend Stück. Ein Meter weiter lag ein Berg aus Kleidung. Für das Durchsuchen dieser Kleidung nahm man eine andere Gruppe von Leuten, es waren auch 20. Unter ihnen arbeitete auch mein Bruder. Bei der Kontrolle der Kleider fand er in einigen Taschen Arbeitskarten, ausgegeben an der Arbeitsstelle »Ostbahn«. Daher wußten wir, daß sich unter den Erschossenen auch Menschen von außerhalb des Lagers Janowska befanden.

Als man uns um 3 Uhr zur Arbeit holte, stießen wir auf einmal auf Scherlack, Rauch und Sturmbannführer Reiss.⁹⁹ Alle drei hatten die Kleidung und die Schuhe von oben bis unten mit Blut bespritzt. Auch andere SS-Männer hatten die Kleidung und die Schuhe blutverschmiert. Außer »unseren« Gestapomännern, die, die mit uns zusammen im Lager wohnten, kreiste an diesem Tag auf dem Berg eine Hundertschaft an Gestapomännern, speziell anwesend für die Ausführung der letzten Aktion. Fast alle waren betrunken, dreckig und blutverschmiert. Auch Scherlack, Rauch und Sturmbannführer Reiss waren an diesem Tag betrunken. Bei uns war ein jüdischer Junge, der damals 14 Jahre zählte und der sich Jumbo nannte. Man nahm ihn nie zur Arbeit bei den Leichen. Er mußte den SS-Männern die Schuhe putzen. An diesem Tag hatte er viel Übung. Bis zum Abend wusch und putzte er die blutverschmierten Schuhe der SS-Männer.

99 Siehe Fußnote 88.

Anderntags am Morgen arbeiteten wir alle bei den Leichen. Wir stapelten die frischen Leichen auf den Scheiterhaufen, die einer nach dem anderen angezündet wurden. Frische Leichen sind schlüpfrig. Und deshalb schichteten wir hohe breite Schichten, und das mit dem Ziel, daß die unteren Schichten nicht abglitten. Die Scheiterhaufen brannten lange, weil die Leichen frisch und feucht waren. Danach wurden die Knochen gemahlen und im Wald verstreut.

Ausfahrten, Einfuhr der Leichen und ihre Verbrennung in Lesienice.

Ende Oktober und in den ersten Tagen des Novembers nahm man uns zu verschiedenen Ortschaften mit, weil sich dort Spuren verübter Verbrechen befanden. Zuerst brachte man uns in die Ortschaft – Kamionka Strumiłowa. Man transportierte uns mit Lkw. Mit uns fuhren Scherlack und Rauch. Wir fuhren zu einer Ziegelei. Hier zeigte uns Scherlack ein Grab, das wir ausgruben und von dort alle Leichen herauszogen. Wir zogen die Leichen mit Haken heraus, die wir mit uns aus unserem Lager gebracht hatten. Außer den Haken hatten wir dorthin auch »Stecher« mitgenommen. Die Leichen luden wir dann auf geschlossene Lkw. Mit denselben Autos fuhren wir nach Lesienice. Bei uns stapelten wir sie auf den Scheiterhaufen, der dann angezündet wurde. – Die Gräber, die wir in Kamionka Strumiłowa ausgruben, bedeckten wir dann mit Erde und besäten sie mit Gras.

Die nächste Ausfahrt aus Lesienice geschah in der Nacht. Die Deutschen nahmen auch Scheinwerfer mit. Wir fuhren mit geschlossenen Lkw nach Zimna Woda. Scherlack kannte das Terrain gut, auf dem wir waren. Sofort wußte er, wo sich die Massengräber befinden, eins neben dem anderen. Man stellte die Scheinwerfer auf, die das Gebiet genau ausleuchteten. Wir gruben die Gräber aus, zogen von dort die Leichen heraus und brachten sie mit den geschlossenen Autos nach Lesienice. Am folgenden Tag legten wir sie auf den Scheiterhaufen, und nach einigen Stunden verglühten sie völlig.

Wir brachten zu uns Leichen aus Jaryczow. Nach Jaryczow fuhren wir einige Male, da es nicht möglich war, mit einem Mal alle Leichen auszugraben und mitzunehmen. Danach fuhren wir nach Brzuchowice, nach Bóbrki und in die Ortschaft Dornfeld. Aus allen diesen Ortschaften brachten wir Leichen zu uns, stapelten sie auf den Scheiterhaufen und verbrannten sie.

Einmal rief Scherlack während des Appells den Tischler, einen Juden, und erschöß ihn auf der Stelle vor unseren Augen. Ich weiß nicht, warum er das getan hat. Einige von unserer Gruppe warfen ihn gleich auf Befehl von Scherlack auf den Scheiterhaufen, wo er verbrannte.

Die Anweisung des Fluchtplans und die Flucht.

In unserer Gruppe der sogenannten »Todesbrigade« befanden sich starke, gutgewachsene Leute, die sehr widerstandsfähig in bezug auf alles waren, was sich rings um sie

zutrug. Unter uns waren Gepäckträger aus der Vorkriegszeit und sogar ehemalige Strafgefangene. Ab Ende Oktober realisierten wir, daß sich unsere Arbeit dem Ende näherte, daß die Massengräber in der Umgebung von Lwów schon ausgegraben wurden und daß das Lager Janowska liquidiert worden war. Wir waren sicher, daß jetzt die Reihe an uns war. – Langsam nahm der Plan einer Flucht in unseren Gedanken Form an. Wir wußten, daß wir nichts zu verlieren hatten. Unter uns waren Leute, die vorschlugen, einen Tunnel zu graben, der vom Lager in den Wald führen sollte. Aber weil sich der Winter näherte, verwarfen wir diesen Plan.

Währenddessen brachte Scherlack einige jüdische Musikanten aus dem Lager Janowska in unser Lager. Von ihnen erfuhren wir, daß alles beendet war, daß die Gräber in der ganzen Umgebung schon offengelegt worden waren. Scherlack versprach uns die Ausreise nach Amerika, nach dem Ende des Krieges. Zunächst erschloß er die Musiker, die er in unser Lager gebracht hatte. Nach einer gewissen Zeit brachte er andere Musiker, Juden, die bis zum Ende blieben und mit uns zusammen flohen.

Wir waren uns alle einig, daß wir fliehen müssen. Wir wußten jedoch nicht, daß Nunik, Segal und Jumbo im geheimen vor uns eine gesonderte Flucht planten. Als sich jedoch ihr Plan als nicht durchführbar herausstellte, schlossen sie sich der Allgemeinheit an, und dann nahm der Plan einer gemeinsamen Flucht reale Formen an. Als Fluchttermin wurde der 17. November 1943 bestimmt.

An beiden Seiten des Lagers befanden sich, wie ich schon erwähnte, zwei Pforten. Nach dem Abendessen begaben sich die Gestapomänner in ihr Zelt und blieben dort. So verblieb an jeder Pforte ein »Schupo« auf Wache. Einer von uns ging abends, holte aus dem Wald Holz und machte jedem »Schupo« ein kleines Feuer für die Nacht.

Wir beschlossen, diese Gelegenheit auf die Weise zu nutzen, daß derjenige, der hinausgeht, um das Feuer zu machen, dem »Schupo« mit einem scharfen »Stecker« einen Schlag auf den Schädel gibt und ihm den Kopf abtrennt oder ihn tödlich verletzt. Gleichzeitig machen dies zwei unserer Leute an den gegenüberliegenden Pforten. Währenddessen schaltet unser Elektriker das Licht aus, und dann funktionieren auch die Scheinwerfer nicht mehr, die auf dem Berg installiert sind. Währenddessen nehmen wir die Waffe, die einzeln steht, und laden sie auf das Auto, das immer bereit auf dem Berg steht. Mit der Waffe [Maschinengewehr, R.B.] töten wir einige Gestapoleute, und gekleidet in ihre Kleidung fliehen wir.

Alles lief gemäß dem Plan, aber unglücklicherweise war es so, daß der, der einen der »Schupos« attackieren sollte, dies ungeschickt tat, und trotz der Musik, die aus einem der Zelte nach außen drang, hörten die Gestapomänner einen Schrei des attackierten »Schupos«. Zwar lebte der »Schupo« nach einem Augenblick nicht mehr, aber die Gestapomänner kamen rechtzeitig, trotz der Dunkelheit, griffen zu den Waffen und begannen zu schießen. Sie liefen aus ihrem Zelt in Unterhosen mit Gewehren in den Händen und schossen in alle Richtungen. Und obwohl die zuerst attackierte Pforte sehr schmal war, stürzten sich die Leute fast alle auf diese Pforte, da sie nicht sicher waren, ob sich an der zweiten Pforte ein ruhiggestellter »Schupo« befand. Deshalb dauerte es so lange, bis sich alle außerhalb des Lagerzauns befanden. Auch mein Bruder, Genek, warf sich

auf diese Pforte und floh dann. /Einige Tage später wurde er in Stanisławow gefaßt und erschossen./ Währenddessen erklimmen die Gestapomänner den Berg, und hier begannen sie, Granaten vor sich zu werfen. Obwohl es dunkel war, trafen die Granaten viele von uns. Wir kletterten auch den Berg hinauf, aber die Gestapomänner schossen auch ins Tal und setzten die Scheinwerfer auch sofort in Gang, mit denen sie hauptsächlich ins Tal leuchteten.

Wir beeilten uns alle. Jeder kämpfte auf eigene Faust um sein Leben. Ich eilte voran mit dem einzigen Gedanken – mich soweit wie möglich weg von diesem Ort zu finden. Die Kugeln flogen ohne Pause um mich, aber keine traf mich. Ich lief in Richtung Podhorce-Zniszenice, durch einen Bach – Peltew und ich liefen in Richtung Lwów. Ich wußte, daß Lonek Czerniak, bei dem sich meine Mutter versteckte, bei Lwów wohnte, 2 km hinter der Brücke in der Potokstr. Nr. 7. – Nach zwei oder drei Tagen, heute erinnere ich mich schon nicht mehr, kam ich zu Czerniaks Haus.

Von unserer ganzen Gruppe, die um die 120 Personen zählte, blieben nur sechs übrig. Alle sind geflohen. Ein Teil starb schon an Ort und Stelle, getroffen von den Kugeln der SS-Männer, und ein Teil fiel verschiedenen Denunziationen zum Opfer, während sie sich später auf der arischen Seite versteckten. Am Leben blieben:

Edward Gleich, Ra'anana, Israel,
Manuszewicz, Tel Aviv, Israel,
Awram /den Nachnamen erinnere ich nicht mehr/, Beer Schewa, Israel,
Schoenfeld, Haifa, Israel,
Leon Weliczker, USA
und ich.

Lonek Czerniak – einer der »Gerechten unter den Völkern der Welt«.

Bei Lonek Czerniak blieb ich mit meiner Mutter. Dank seiner uneigennütigen und grenzenlosen Hilfe überlebte sie den Krieg und lebt mit mir zusammen in Rechovot. Im Dezember 1943 nahm Czerniak auch mich bei sich auf. Er baute in einer Kammer eine doppelte Wand ein, und dort versteckte er mich. Nach der Flucht suchten die Gestapomänner in den kleinen Orten wie Lesienice und in der ganzen Umgebung nach den Geflohenen. Sie durchsuchten ein Haus nach dem anderen. Sie drohten den Polen mit der Todesstrafe auf das Verstecken von Entflohenen. Ich saß im kleinen Haus von Czerniak, verborgen hinter der Wand, als einige SS-Männer sich uns näherten, und es war beabsichtigt, das Häuschen, in dem sich außer mir auch meine Mutter versteckte, zu überprüfen. Als sie jedoch vor dem Haus standen, hörte ich, wie einer von ihnen zum anderen sagte: »*Komm Hans, das Haus ist zu klein ..!*« und so entkamen wir dem Tod.

Ich war über 6 Monate im Versteck bei Czerniak, bis zur Befreiung. Während der ganzen Zeit hat Czerniak mich versorgt, vollkommen uneigennützig, nichts von mir er-

bittend, auch keine Bezahlung. Nie verließ ich mein Versteck. Czerniak versteckte mich bis zur Befreiung.

.

Im Jahr 1946 verließ ich zusammen mit meiner Mutter Lwów, und wir gingen nach Berlin. Wir beschlossen dann, nach Palästina zu gehen. Mit der »Exodus« – durch alle Etappen dieser Reise, kamen wir im Jahr 1948 ins Land. Hier heiratete ich im Jahr 1950 Rózia, geb. Hecht, aus einem kleinen Städtchen bei Lwów stammend. Wir haben zwei Kinder, zwei Mädchen. Im Jahr 1951 wurde meine älteste Tochter Hadassa in Tel Aviv geboren, und im Jahr 1954 wurde in Rechovot meine Tochter Rachel geboren.

Tel Aviv, im September 1966

»Ich habe gemäß meinen Erinnerungen ausgesagt und nach meinem besten Wissen und Gewissen, was ich durch untenstehende Unterschrift bestätige.«

(Unterschrift Mandel, E.)

»Ich habe im Einklang mit dem Zeugen geschrieben.«

(Unterschrift Mgr. Marta Hollender)

M.H.

Nachwort

Knapp ein halbes Jahrhundert nach Aufzeichnung der Augenzeugenberichte von Lipman Aronowicz, Edward Gleich, Leon Eliezer Mandel, Józef Reznik und Józef Sterdyner war über die Genese und Überlieferung der Berichte leider nur noch wenig zu erfahren. Nach ihrer Herstellung durch eine Abteilung der israelischen Polizei zur Ermittlung von Naziverbrechen verblieben mindestens vier der Berichte für lange Zeit in einem Polizeiarchiv, bevor sie im Verlauf der neunziger Jahre dem Archiv von Yad Vashem übergeben wurden.¹⁰⁰ Edward Gleichs Aussage hingegen befand sich offensichtlich bereits seit ihrer Aufnahme im Juni 1966 zumindest als Kopie im Archiv von Yad Vashem. Da es mir nicht gelungen ist, Kontakt zu Dr. Olga Barniczowa und Mgr. Marta Hollender aufzunehmen, den beiden Frauen, die die Berichte zusammen mit den Zeugen herstellten, kann über die Umstände der Entstehung nur das angegeben werden, was den Berichten selbst zu entnehmen ist.¹⁰¹

Mit Ausnahme von Józef Sterdyners Bericht, der im Moschaw Talmei El-azar aufgenommen wurde, in dem der Zeuge damals wohnte, sind die übrigen vier Berichte wohl in Räumlichkeiten der israelischen Polizei in Tel Aviv hergestellt worden, d.h. die Zeugen wurden aller Wahrscheinlichkeit nach von der Polizei vorgeladen und sagten nicht in ihrer häuslichen Umgebung aus. Über die Form der Aufzeichnung läßt sich nur bei einer Aussage Genaueres angeben: Marta Hollender weist in ihren Anmerkungen zum Augenzeugenbericht von Edward Gleich ausdrücklich darauf hin, daß die Aussage des Zeugen auf Tonband aufgenommen und anschließend wortgetreu abgeschrieben worden ist. Der Bericht von der Aussage Edward Gleichs ist zugleich der einzige, an dem ablesbar ist, daß der Zeuge nicht frei oder assoziativ erzählt, sondern Fragen beantwortet. Der Hinweis auf den im Protokoll wiedergegebenen genauen Wortlaut der Zeugenaussage findet sich auch im Bericht von Leon Eliezer Mandel, dort allerdings ohne Erwähnung einer der Niederschrift vorangegangenen Tonbandaufnahme.

Alle fünf Aussagen weisen eine chronologische Struktur auf, die allein im Bericht von Edward Gleich durch Hinzufügen eines zeitlich früheren, vom Zeugen »vergessenen« Ereignisses am Ende der Aussage gebrochen wird. Alle Zeugen berichten vom Zeitpunkt ihrer Geburt bis zu ihrer Ankunft in Israel, ihre Erinnerungen an die Zeit des zweiten Weltkriegs nehmen mit Abstand den größten Raum ein. Eine weitere Gemeinsamkeit der Berichte ist der Hinweis auf die strafrechtliche Verwertbarkeit der einzelnen Aussagen. Es finden sich zahlreiche Bemerkungen zu bereits stattgefundenen oder noch geplanten Gerichtsverfahren gegen Nazitäter, darüber hinaus wurden offensichtlich allen Zeugen Fotografien von tatverdächtigen Deutschen zur Identifizierung vorgelegt.

100 E-Mail von Shaul Ferrero, Yad Vashem Reference and Information Services, 4. Mai 2011.

101 Ob es in den sechziger Jahren übliche Praxis der israelischen Polizei war, die Aussagen von Überlebenden der Shoah ausschließlich von Frauen aufnehmen zu lassen, konnte nicht geklärt werden.

Jenseits der aus bloß systematischen Gründen oder solchen juristischer Verwertbarkeit vorgegebenen Form der Augenzeugenberichte gab es jedoch offensichtlich für die Protokollierenden die Möglichkeit, die Aussage eines Zeugen durch persönliche Bemerkungen zu ergänzen. In den von Olga Barniczowa aufgenommenen Berichten von Lipman Aronowicz, Józef Sterdyner und Józef Reznik fehlen solche Bemerkungen leider, Marta Hollender hingegen hat die Berichte von Edward Gleich und Leon Eliezer Mandel durch die Beschreibung ihrer Wahrnehmung der beiden Zeugen auf bemerkenswerte Weise geöffnet. Neben Hollenders Anmerkung, daß es Edward Gleichs ausdrücklicher Wunsch war, unmittelbar nach seiner Ankunft in Israel im Februar 1965 über seine Erlebnisse Zeugnis abzulegen, und ihrem Hinweis auf die schwere materielle Situation des Zeugen in Israel, sind es vor allem zwei Bemerkungen, die Edward Gleich eindrücklich charakterisieren. Zum einen sein Entschluß, jüdische Vorarbeiter oder Ordnungsdienstmänner, die jüdische Gefangene mißhandelten, zwar nicht bei der israelischen Polizei anzuzeigen, ihnen jedoch nie im Leben die Hand zu geben. Zum anderen der Tonfall, in dem er von seinen Erlebnissen berichtete: »Während der Aussage sprach er die ganze Zeit mit einer monotonen und gleichmäßigen Stimme, er änderte den Ton auch dann nicht, als er über den Tod seiner Nächsten sprach. Nur sein Blick und die Nervosität seiner Hände verrieten seine innere Anspannung.« Auch war Hollender offensichtlich beeindruckt von der Sensibilität des Zeugen, von seiner klaren Haltung, »die es ihm ermöglicht hat, durch die schlimmsten Momente zu gehen, und die es ihm jetzt erlaubt, trotz dieses harten Lebens zuversichtlich in die Zukunft zu blicken«. Ob diese Zuversicht tatsächlich auch für Gleichs Leben nach seiner Aussage bestimmend war, sollte angesichts fehlender Spuren zu seinem oder dem Leben seiner Frau und Kinder in Israel zumindest bezweifelt werden.

Auch an Leon Eliezer Mandels Aussage überraschte Hollender der seltsam nüchterne Tonfall, in dem der Zeuge von »entsetzlichen, unmenschlichen Verbrechen« berichtete. Sie charakterisiert Mandels Bericht als »nacktes, objektives Zeugnis« und fügt merklich irritiert hinzu: »In der Aussage sind ausschließlich Fakten, es gibt kein überflüssiges Wort, alles ist beschrieben in kalter und objektiver Art und Weise, es gibt keine Eindrücke, die der Zeuge nicht erlebt hätte. Diese Ereignisse und Erlebnisse spiegeln sich hingegen in den Augen eines 15jährigen Mädchens wider, der Tochter des Zeugen, die während der ganzen Erzählung seiner Kriegserlebnisse anwesend ist.« Zu den Motiven Mandels, seine erstgeborene Tochter zur Aussage bei der israelischen Polizei mitzunehmen, macht Hollender keine Angaben. Aus ihrer Schilderung der entsetzten Reaktionen des Mädchens ist jedoch zu schließen, daß die Tochter Mandels während der Aussage das erste Mal mit diesem Teil der Lebensgeschichte ihres Vaters konfrontiert wurde. Es ist nicht auszuschließen, daß Leon Eliezer Mandel keine andere als diese Möglichkeit gesehen hat, seiner ältesten Tochter von seinen Erfahrungen während des zweiten Weltkriegs zu berichten.

Alle fünf Zeugen verloren unter der Herrschaft der Deutschen die meisten ihrer Angehörigen. Lipman Aronowicz, Edward Gleich, Józef Reznik und Józef Sterdyner blie-

ben als einzige ihrer Familien am Leben, der Mutter von Leon Eliezer Mandel gelang es, in verschiedenen Verstecken zu überleben, die letzten sechs Monate bis zur Befreiung zusammen mit ihrem Sohn. Formal wird in den Berichten auf unterschiedliche Weise an die ermordeten Familienangehörigen der Zeugen erinnert. Die von Olga Barniczowa aufgezeichneten Aussagen beginnen alle mit einer schlichten Liste, in der die Namen, Geburtstage sowie die Todeszeit – manchmal nur eine Jahreszahl – und der Todesort der Ermordeten aufgeführt sind. In den von Marta Hollender niedergeschriebenen Aussagen von Edward Gleich und Leon Eliezer Mandel werden die Namen der Angehörigen ohne Geburts- oder Todesdatum als eigene Rubrik in der Aufzählung aller während der Aussage erwähnten Menschen aufgelistet.

Was und wieviel die einzelnen Zeugen von ihren Angehörigen erinnern, hängt hauptsächlich davon ab, ob sie bereits zu Beginn des Krieges von ihren Familien getrennt wurden oder ob sie während der knapp fünfjährigen Herrschaft der Deutschen noch Kontakt zu ihren Angehörigen hatten. Gemeinsam jedoch ist allen Berichten das Fehlen jeder Form von glücklichen oder freudvollen Erinnerungen der Zeugen an das Zusammenleben mit ihren Angehörigen. Wenn sie den Rückblick wagen, bleibt den Zeugen oft nichts anderes übrig, als von Todesarten und Morden zu berichten.

Der Schock über den Verlust seiner Familie scheint für Lipman Aronowicz auch gut 20 Jahre nach den Ereignissen noch so stark gewesen zu sein, daß er in seiner Aussage sogar »vergißt«, die Namen seiner Angehörigen, ihre Ausbildung oder Berufe zu erwähnen. Ausdrücklich weist er auch am Ende seines Berichts darauf hin, daß er unmittelbar nach Ende des Krieges kein Ziel vor sich gehabt habe, als ihn keine Nachrichten von seiner Familie erreichten. Um so wichtiger ist für den Zeugen die Erinnerung an zwei Situationen, in denen er sich noch in Kontakt zu seinen Angehörigen befand: zum einen die Nachricht, die ihn zusammen mit Dokumenten im Krankenhaus von Biała Podlaska erreichte, zum anderen das Telegramm – der Zeuge bezeichnet es als »Abschiedsdepesche« –, in dem sich der Vater über die düsteren Gedanken des Sohnes zu einem möglichen Weltkrieg lustig macht. Beide Briefkontakte jedoch führten nicht mehr zu einem Wiedersehen mit seinen Angehörigen. Aronowicz schildert ausführlich, wie es ihm nach der Flucht aus dem Krankenhaus mißlang, mit den von seinem Vater geschickten Dokumenten nach Wilna zu gelangen. Und bereits im zweiten Absatz seiner Aussage, im Anschluß an die Erinnerung an das Abschiedstelegramm seines Vaters, faßt Aronowicz die Auslöschung seiner Familie in einem atemlosen Satz zusammen: »Einen Tag später war Krieg, und ich habe keinen von meinen Nächsten je wiedergesehen, von deren tragischem Tod im Wilnaer Ghetto ich von den wenigen erfuhr, die es überlebt hatten.«

Józef Reznik, der während des zweiten Weltkrieges beide Eltern und sechs Geschwister verlor, setzt die Erinnerung an seine Angehörigen an den Anfang seiner Aussage. Rückblickend stellt er sich ausdrücklich in den Kreis dieser Familie, spricht von »wir«, erwähnt das Gewerbe der Eltern, die gute Ausbildung aller Kinder und die auch materiell gesicherten Verhältnisse seiner Familie. Ob er bereits während des Krieges von der Ermordung seiner Angehörigen erfuhr, ist dem Bericht nicht

zu entnehmen. Er schickte ihnen jedoch aus dem Kriegsgefangenenlager Moosburg offensichtlich eine Postkarte und erhielt im Gegenzug eine Antwort »aus Grodno mit Nachrichten von meinen Nächsten«. Auch ob der Zeuge nach Ende des Krieges noch einmal nach Grodno zurückkehrte, um nach seinen Angehörigen zu forschen, ist dem Bericht nicht abzulesen. Am eindrucksvollsten ist schließlich jene Passage der Aussage, in der Reznik erzählt, wie seine Mutter ihm und den anderen Gefangenen aus dem Waldlager Borek, vermittelt durch einen Traum, bei der Flucht half. Der Satz, den er von ihr erinnert – »Grabt unter deinem Bett, von dort gehst du heraus« –, ist so logisch und klar, wie nur geträumte Ratschläge in lebensgefährlichen Situationen sein können. Er wird um so bemerkenswerter durch die Ergänzung des Zeugen, daß er ansonsten nicht an Träume glaube, und durch die Erinnerung seines Sohnes Zaki an die Alpträume, die seinen Vater auch Jahrzehnte nach Ende des Krieges noch quälten.

Auch Józef Sterdyner beginnt seine Aussage mit der Erinnerung an den Beruf der Eltern und den gemeinsamen Wohnort. Ähnlich wie in der Aussage von Lipman Arowicz jedoch fehlen die Namen der Eltern und Geschwister, es gibt auch kein »wir«, in dem sich der Zeuge zumindest erinnernd als Teil einer Familie wiederfinden könnte. Im weiteren Verlauf des Berichts kommt Józef Sterdyner dann mehrmals auf zwei Ereignisse zurück, die die Auslöschung seiner Familie betreffen: die mißlungene Flucht seiner Mutter, Schwester und einjährigen Nichte nach Kępa Tarchomińska sowie die Ermordung seines Vaters am 3. November 1943 in Majdanek. Der Zeuge erwähnt ausdrücklich, daß er von der Flucht und den anschließenden Morden in Kępa Tarchomińska noch vor Ende des Krieges erfuhr, doch offenbar zu einem Zeitpunkt, als der Kontakt zu seinen Angehörigen bereits abgerissen war. Im Verlauf des Winters 1945 allerdings, der zweite Weltkrieg ist in Warschau bereits beendet, fährt Sterdyner mit einem Bekannten an den Tatort, findet das Massengrab und tut, was er für seine Angehörigen noch tun kann: »Ich fertigte lange Kisten an, und mit Erlaubnis der Behörden brachte ich sie nach Warschau und begrub sie in einem namenlosen Familiengrab auf dem jüdischen Friedhof. Dort verblieben meine Mutter und meine Schwester mit dem Kind.« Die Erinnerung an die Ermordung seines Vaters hingegen zeigt Józef Sterdyner in einem hilflosen, gequälten Zustand, der durch keine Handlung des Zeugen mehr zu mildern war: Sterdyner sagt aus, daß er seinen Vater noch zweimal während der Massenerschießungen in Majdanek gesehen habe; das erste Mal bevor, das zweite Mal nachdem er selbst für die Arbeit im Waldlager von Borek ausgewählt worden war. In beiden Situationen taucht der Vater für kurze Zeit aus der Menge derjenigen Juden auf, die von den Deutschen zu den Erschießungsgruben getrieben wurden. Beim ersten Mal ist auch der Zeuge noch Teil dieser gehetzten Menge, beim zweiten Mal, nachdem er eine von den Deutschen veranstaltete Prüfung bestanden hat, befindet er sich in der von Rohlfing ausgewählten Gruppe von Männern, die zumindest vorläufig am Leben bleiben sollten. Eingesperrt in eine Baracke sieht Józef Sterdyner durch das Fenster »die Gestalt meines Vaters«, der zusammen mit Tausenden zu den Gruben und Maschinengewehren gejagt wurde.

Edward Gleichs Bericht ist von allen hier veröffentlichten der umfangreichste und zugleich der einzige, in dem ein Zeuge aussagt, der während des Krieges auch seine Ehefrau und eigenen Kinder verlor. Die ersten fünf Seiten des Berichts sind ausschließlich der Erinnerung an seine Angehörigen gewidmet. Ausdrücklich weist Gleich darauf hin, daß seine Mutter bereits 1917 – der Zeuge war damals sechs Jahre alt – eines »natürlichen« Todes gestorben ist.¹⁰² Er erwähnt einen Bruder, der während des Krieges Soldat der Roten Armee war, mehrfach verwundet wurde und zum Zeitpunkt der Aussage unter dem Familiennamen Koc in der Sowjetunion lebte. In allen übrigen Passagen der Aussage, die seine nächsten Angehörigen betreffen, erinnert sich der Zeuge an die Umstände der schrittweisen Auslöschung seiner Familie: die Erschießung seines Vaters Israel Gleich während einer Gestapo-»Aktion« in Lwów, die Denunziation, Verhaftung und Ermordung seiner Ehefrau Zofia, die Verhaftung und anschließende Deportation der damals achtjährigen Tochter Dora und des zweijährigen Sohnes Markus im August 1942 in das Vernichtungslager Bełżec sowie die Verhaftung und Erschießung der siebenjährigen Tochter Karolina und des fünfjährigen Sohnes Salomon Anfang Juni 1943, die der Zeuge bis zur »Liquidierung« im Ghetto von Lwów hatte verstecken können. Ausdrücklich erwähnt Gleich, daß beide Kinder noch einen Fluchtversuch unternahmen, bevor sie schließlich ermordet wurden. Seine Tochter Dora hat der Zeuge offensichtlich noch auf dem »Umschlagplatz«, wo Edward Gleich schließlich aus einer Gruppe von mehreren tausend Juden als »arbeitsfähig« selektiert wurde, gesehen: »Die Tochter sprang von der Lore. Die Lore, das war so eine Lkw-Plattform, die an die Straßenbahn angehängt war, und die Straßenbahn zog zwei, drei solcher Loren, beladen mit Menschen, die mit zur Erde geneigten Köpfen gesessen haben. Auf einer dieser Loren befand sich meine Tochter. Ich vermute, daß ihr die Flucht außerhalb des Ghettos gelang. Aber leider begab es sich so, daß nach einigen Stunden, als man mich zusammen mit anderen auf den sogenannten ›Umschlagplatz‹ brachte – man auch sie brachte. Weil sie von der Lore gesprungen war, als sie durch die Stadt fuhr, wurde sie ins Bein geschossen, und sie befahlen, sie wieder auf die Lore zu werfen, und sie brachten sie auf den ›Umschlagplatz‹ – schon verletzt. Das war im Juni 1943.« Der Zeuge ergänzt, daß er einige Zeit später von Zeugen der »Liquidierung« des Ghettos erfuhr, daß alle nicht zur Arbeit ausgewählten Juden auf dem »Umschlagplatz« erschossen und ihre Leichen verbrannt wurden. Edward Gleich wußte also bereits im Sommer 1943, daß er als einziger seiner Familie am Leben war.

Wie Edward Gleich wurde auch Leon Eliezer Mandel nicht sofort nach der Besetzung Lwóws durch die Deutschen im Sommer 1941 von seinen Angehörigen getrennt. Mandel ist der jüngste der fünf Zeugen; als die Deutschen Lwów eroberten, war er 19 Jahre alt. Auch Mandel beginnt seine Aussage mit Erinnerungen an seine Familie. In wenigen Sätzen erwähnt der Zeuge seine Schulzeit, den Beruf des Vaters sowie die ei-

¹⁰² Dies ist zugleich, abgesehen vom Krebstod des Kommandanten des Waldlagers Borek, Hermann Rohlfing, den die Zeugen Aronowicz, Reznik und Sterdyner erwähnen, der einzige »natürliche« Tod, von dem in allen hier gesammelten Aussagen berichtet wird.

gene, nicht näher beschriebene selbständige Arbeit bis zum Beginn des Überfalls der Wehrmacht auf die Sowjetunion. Anschließend berichtet Mandel in wenigen Worten von der Ermordung seines Vaters Samuel. Er nennt das Todesdatum des Vaters, den Namen des deutschen Mörders und fügt hinzu, daß sein Vater »unter den Augen aller« erschossen worden ist – eine Wendung, die Mandel auch im Folgenden immer verwendet, wenn er diesen Mord erwähnt. Der Zeuge berichtet anschließend kurz von den Umständen, unter denen seine Mutter überlebte, und schildert die Ermordung seiner Brüder Henek und Genek. Bemerkenswerterweise »verzählt« sich Mandel, als er aussagt, wie viele seiner Angehörigen – der Zeuge spricht von »uns« – am Leben geblieben sind. Er erhöht die Zahl um einen Menschen und spricht von drei Überlebenden. Mandels Familie blieb nicht zuletzt deswegen relativ lange zusammen, weil es seinem Vater mit Hilfe des Judenrats von Lwów gelang, Nazideutsche ausfindig zu machen, die seine Familie in vermeintlich sicheren Arbeitskommandos unterbrachten. Ausdrücklich erwähnt der Zeuge, daß sich unter den deutschen Beamten der »Ostbahn« Bekannte seines Vaters aus dem ersten Weltkrieg befanden, der damals Offizier der österreichischen Armee gewesen war. Der regelmäßige Kontakt der drei Brüder der Familie – Mandel verwendet in diesem Zusammenhang fast immer das Wort »wir« – wird vom Zeugen auch als Voraussetzung eines Rettungsplans gesehen, nach dem die drei, die sich Waffen gekauft hatten, im Fall lebensbedrohlicher Gefahr aus dem Arbeitskommando fliehen und sich zusammen mit den Eltern in den Wäldern verstecken wollten. Das Scheitern dieses Planes könnte das Publikum von Mandels Bericht u.a. auch daran erinnern, wie schwierig es für jüdische Männer, Frauen, Jugendliche und Kinder gewesen sein muß, zwischen »bloß« gefährlichen oder lebensbedrohlichen Verhältnissen und Situationen zu unterscheiden.

Leon Eliezer Mandel berichtet erstaunlich wenig von seinem Bruder Genek, der mit dem Zeugen zusammen als Häftling der »Todesbrigade« bei der Auslöschung von Mordspuren arbeiten mußte, während des Aufstands der Gefangenen entkam, jedoch einige Tage nach der Flucht erneut von Deutschen festgenommen und erschossen wurde. Es hat den Anschein, als würde die Ermordung dieses Bruders, die Mandel nicht selbst miterleben mußte, überlagert von den Morden an seinem Vater und seinem älteren Bruder Henek, die er mit eigenen Augen sah. Besonders der Mord an Henek scheint dem Zeugen auch mehr als 30 Jahre nach der Tat noch quälend gegenwärtig zu sein: »Als das Auto etwa 20 m gefahren war, sprang mein älterer Bruder vom Lkw. Ich wußte, daß er sich entschlossen hatte, daß er sich niemals bei lebendigem Leibe von den Deutschen erwischen lassen würde. Die SS-Männer schossen auf ihn und trafen ihn. Er war auf der Stelle tot. Man hielt den Lkw an und warf die Leiche meines Bruders zwischen unsere Beine. [...] Von der Pilochowska-Straße bog das Auto zu den Sandgruben ab. Hier befahl man uns auszusteigen. Ich nahm einen schrecklichen Geruch wahr, und als ich mich umdrehte, sah ich, daß man hier Leichen verbrannte. Man befahl uns, ein Hemd zu nehmen und das Auto, das mit dem Blut meines Bruders und [des Mitgefangenen Apel, J.H.] bedeckt war, zu säubern. Dann sah ich, wie die SS-Männer meinen Bruder ins Feuer warfen.«

Drei der berichtenden Zeugen – Lipman Aronowicz, Józef Reznik und Edward Gleich – gerieten als Soldaten der polnischen bzw. sowjetischen Armee in die Hände der Deutschen, bevor sie als Häftlinge zur Arbeit an den Massengräbern und Verbrennungsplätzen gezwungen wurden. Edward Gleich erwähnt die Zeit seiner Gefangenschaft als Soldat der Roten Armee nur am Rande, da ihm bereits kurz nach seiner Festnahme in der Nähe der Stadt Jaworow die Flucht aus einem Kriegsgefangenenlager der Wehrmacht gelang.

Aus der polnischen Armee gerieten ab September 1939 insgesamt etwa 479.000 Soldaten in deutsche Kriegsgefangenschaft, mindestens 50.000 von ihnen wurden als Juden kategorisiert. In der Regel behandelte die Wehrmacht nichtjüdische polnische Kriegsgefangene schlechter als Soldaten der alliierten Armeen, jedoch besser als Kriegsgefangene aus der Roten Armee. Die polnischen Soldaten wurden üblicherweise nach ihrer Gefangennahme zu einer der insgesamt 96 (Zahl von 1939) »Kriegsgefangenenensammelstellen« im von der Wehrmacht eroberten Polen gebracht, bei denen es sich um Festungen, Gefängnisse, Kasernen, Ziegeleien, Sportplätze oder eingezäunte Freiflächen handelte. Von diesen Sammelstellen aus wurden die Gefangenen in Durchgangslager (Dulags) transportiert, für die das Oberkommando der Wehrmacht verantwortlich war. Die größten Dulags mit bis zu 10.000 Gefangenen hatte die Wehrmacht in Stargard (poln. Szczeciński), Lamsdorf (poln. Łambinowice), Gross-Born (poln. Borne-Sulinowo), Görlitz (poln. Zgorzelec), Teschen (poln. Cieszyn) und Kielce abgeriegelt.¹⁰³ Dort wurden die Gefangenen registriert, medizinisch untersucht und geimpft. In den Dulags sonderten Wehrmachtsangehörige außerdem jüdische oder als »volksdeutsch« kategorisierte Gefangene von den übrigen ab. Von den Durchgangslagern aus wurden die Kriegsgefangenen je nach ihrem militärischen Rang in Offizierslager (Oflags) oder Stammlager (Stalags) weitertransportiert. Im Verlauf des Krieges veränderte sich die Zahl der Stalags, in denen Soldaten der polnischen Armee gefangengehalten wurden, von 37 (1939) auf 66 (1942) bzw. 47 (1944). Auch die Zahl der Oflags, in denen Offiziere der polnischen Armee inhaftiert waren, veränderte sich im Verlauf des Krieges von 37 (1939) auf 12 (1941) und schließlich vier (1944/45). In den Stalags wurden die inhaftierten polnischen Soldaten zu Arbeiten in der Land- und Forstwirtschaft, in der Industrie, im Straßenbau und beim Bau militärischer Anlagen gezwungen. Ihr Lohn wurde in Lagergeld ausgezahlt, eine verbindliche Beschränkung der Arbeitszeit existierte nicht.

Jüdische Soldaten der polnischen Armee, die sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befanden, wurden in der Regel schlechter behandelt als ihre nichtjüdischen Mitgefangenen. Ihre Unterkünfte und Verpflegung waren von schlechterer Qualität, Mißhandlungen durch deutsches Wachpersonal kamen häufiger vor als bei nichtjüdischen Polen. Als direkte Folge dieser unterschiedlichen Haftbedingungen war die

¹⁰³ Auch mehr als siebzig Jahre nach Beginn des zweiten Weltkriegs ist in der Bundesrepublik noch keine vergleichende Studie zu den Kriegsgefangenenlagern der Wehrmacht im besetzten Polen veröffentlicht worden. Polnische Kriegsgefangene sind offenbar kein Thema, das deutsche Historikerinnen und Historiker interessiert.

Sterblichkeitsrate unter den jüdischen Gefangenen erheblich höher als unter den nichtjüdischen. Von mindestens 50.000 polnisch-jüdischen Kriegsgefangenen waren bereits im Frühjahr 1940 circa 25.000 an den Haftbedingungen in den Lagern der Wehrmacht gestorben oder ermordet worden. Ab Ende 1939 wurden diejenigen jüdischen Kriegsgefangenen, die in von Deutschland besetzten Gebieten Polens gelebt hatten, entgegen ihrem international verbindlichen Status als Kriegsgefangene, in Arbeitslager oder Ghettos des Generalgouvernements oder in Konzentrationslager deportiert. Das Oberkommando der Wehrmacht sorgte auch dafür, daß alle polnisch-jüdischen Gefangenen, die im sowjetisch besetzten Teil Polens gelebt hatten, im Verlauf des Jahres 1941 in die Lager Biała Podlaska, Końskowola und Lublin Lipowa 7 im Distrikt Lublin transportiert wurden. Im Gegensatz zu den polnisch-jüdischen Mannschaftssoldaten, von denen nur wenige hundert die Kapitulation Nazideutschlands erlebten, blieben die meisten der circa 1.000 kriegsgefangenen jüdischen Offiziere der polnischen Armee am Leben. Auch sie wurden getrennt von nichtjüdischen Offizieren anderer Armeen gefangengehalten, jedoch besser behandelt als jüdische Mannschaftssoldaten in deutscher Gefangenschaft. Die genaue Zahl der jüdischen Offiziere, die im Winter 1944/45 bei der »Evakuierung« der Offizierslager in Polen umkamen oder ermordet wurden, ist nicht bekannt.¹⁰⁴

Die beiden Zeugen Lipman Aronowicz und Józef Reznik befanden sich von September/Oktober 1939 bis Anfang November 1943 als Soldaten der polnischen Armee in deutscher Kriegsgefangenschaft. Beide haben ausführlich über ihre Erfahrungen als jüdische Gefangene ausgesagt. Lipman Aronowicz hatte gerade eine siebenmonatige Dienstverpflichtung beim polnischen Militär hinter sich, als er im September 1939 mit 22 Jahren in deutsche Kriegsgefangenschaft geriet. »*Juden heraus!*«, wahrscheinlich einer der ersten Befehle, die ihm im Kriegsgefangenenlager Hohenstein entgegengebracht wurden, erinnert er in deutscher Sprache. Aronowicz, der zuerst als Jude aus der Reihe treten will, wird von einem nichtjüdischen Kameraden zurückgehalten. Zwei Wochen später jedoch kommt der Zeuge einer Denunziation durch »volksdeutsche« Mitgefangene zuvor und meldet sich bei der Lagerleitung. Er erlebt daraufhin eine dreifache Demütigung, muß seine Hose ausziehen und erhält eine Prügelstrafe, für die er sich am Ende noch in militärischer Form bedanken muß. Die Verhältnisse in der »jüdischen« Baracke des Lager bezeichnet er als »bedeutend schlimmer« als in den übrigen Unterkünften. Auch aus den nächsten drei Lagern der Wehrmacht, in denen Aronowicz inhaftiert war, erinnert er vor allem die schlechte Ernährung und die schweren Zwangsarbeiten. Lediglich aus Biała Podlaska, einem Lager ausschließlich für polnisch-jüdische Kriegsgefangene, ist ihm das freundliche Verhalten eines Deutschen in Erinnerung geblieben, der Aronowicz und einem Mitgefangenen bei der Flucht aus dem Lager hilft. Der Zeuge bezeichnet diesen Mann,

104 Angaben nach Böhler (2006): 176-180, Gutman (1995): 814 f. sowie Edmund Nowak: »Polnische Kriegsgefangene im ›Dritten Reich‹«, in: Bischof, Karner, Stelzl-Marx (Hrsg.): *Kriegsgefangene des zweiten Weltkriegs*. Wien/München 2005, Seite 506-517.

von dem er den Vornamen Hans erinnert, »als den einzigen Deutschen, der sich in der Kriegszeit menschlich zu mir verhalten hat«, und fällt damit ein klares Urteil über alle anderen Deutschen, denen Aronowicz bis zur Kapitulation Nazideutschlands begegnete. Aus seiner Zeit im Lubliner Lager Lipowa 7 erwähnt der Zeuge vor allem jene Angehörigen des Lagerpersonals, die Gefangene prügeln, und die Bemühungen der Inhaftierten um den Aufbau einer Widerstandsgruppe. Auffällig ist in diesem Zusammenhang, daß Aronowicz an dieser Stelle auf das Wissen eines anderen – Romek Fischer, der Leiter der Untergrundgruppe – verweist, statt sich selbst mit seinen Erinnerungen zu konfrontieren. Ausdrücklich allerdings weist Aronowicz im Zusammenhang der »Auflösung« der Lipowa 7 darauf hin, daß ihnen dort als Juden nicht die Rechte von Kriegsgefangenen zugestanden wurden, obwohl sie um diese Anerkennung kämpften: »Für die Deutschen existierten solche Rechte in Beziehung auf Juden nicht.«

Józef Reznik hatte seinen Militärdienst 1936 im Rang eines Unteroffiziers abgeschlossen, als Viertbester seiner Gruppe, wie er in seiner Aussage hinzufügt, und war 27 Jahre alt, als er im September 1939 in Radom als Zugführer in deutsche Kriegsgefangenschaft geriet. Der Zeuge betont, daß die Wehrmacht zu Anfang gut mit ihm und seinen Kollegen umgegangen ist – »wie es in Kriegszeiten gebräuchlich ist«, merkt Reznik an. Seine Lage verschlechterte sich jedoch sowohl im Durchgangslager Kaisersteinbruch als auch im Stalag 7a Moosburg, wo die Gefangenen unzureichend gepflegt wurden und zeitweilig auf der nackten Erde schlafen mußten. Reznik weist allerdings darauf hin, daß mit der Trennung von jüdischen und nichtjüdischen Kriegsgefangenen nicht automatisch eine schlechtere Behandlung der Juden verbunden war. Alle Gefangenen waren seiner Erinnerung nach in Moosburg gleichermaßen den schlechten Verhältnissen ausgesetzt, da das Lager bei ihrer Ankunft noch nicht fertiggestellt worden war. Das Stalag 17 B bei Krems hingegen hat der Zeuge, nicht zuletzt wegen des Verhaltens zweier Angehöriger des Lagerpersonals, in guter Erinnerung behalten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang jedoch die Anmerkung des Zeugen, daß es in Krems für ihn und seine Mitgefangenen die Möglichkeit gab, sich als nichtjüdische Polen registrieren zu lassen, daß sie dies jedoch aus Mißtrauen gegenüber den Deutschen nicht getan hätten. Als deutliche Verschlechterung seiner Lage erinnert Reznik die anschließende Inhaftierung im Kriegsgefangenenlager Görnitz, dessen Kommandant die jüdischen Gefangenen schikanierte und sexuelle Beziehungen zwischen Gefangenen und deutschen Frauen mit Hinrichtung und Mißhandlungen zu bestrafen pflegte. Den damaligen Straftatbestand der »Rassenschande« erinnert der Zeuge in deutscher Sprache.

Am eindrucksvollsten von Rezniks Aussagen zu seinen Erfahrungen als jüdischer Kriegsgefangener sind jene Passagen, in denen er vom Kampf um die Anerkennung von Kriegsgefangenenrechten im Lubliner Lager Lipowa 7 berichtet. Der Zeuge betont, wie wichtig es für die Gefangenen gewesen ist, sich nicht mit der von der deutschen Lagerleitung aufgezwungenen Rechtlosigkeit abzufinden, sondern die Befehlsgewalt der Deutschen durch selbstgewählte Regeln auszuhöhlen. Tägliche

Körperpflege, selbständige Säuberung der Unterkünfte, diszipliniertes Verhalten untereinander und die Weigerung, die Uniformen abzulegen, erhielten das – in der Lagerordnung der Deutschen nicht vorgesehene – Selbstverständnis der Gefangenen als Soldaten bzw. Kämpfer. Zugleich weist der Zeuge darauf hin, daß die Gefangenen durch ihr diszipliniertes Auftreten den Deutschen nur eine sehr geringe Angriffsfläche geboten hätten. Wie Soldaten seien sie am Morgen zur Arbeit aus dem Lager marschiert, erinnert sich Reznik, nicht wie gefangene Juden, denen die Deutschen alle Rechte nehmen wollten. (Daß dieses Selbstverständnis für Józef Reznik auch nach Ende des zweiten Weltkriegs offensichtlich noch von großer Bedeutung war, belegt die Erinnerung seines Sohnes Zaki, daß sein Vater am Morgen immer »wie ein Soldat« zur Arbeit gegangen sei.) Diese von Reznik als »innere militärische Organisation« bezeichnete Form des Widerstands führte in einer Situation zu einem Sieg der Gefangenen über die deutsche Lagerleitung, der es nicht gelang, den Befehl zur stigmatisierenden Kennzeichnung der Häftlinge durch gelbe Stoffetzen durchzusetzen. »Wir waren Militärs«, faßt Józef Reznik das Selbstverständnis der in Lipowa 7 inhaftierten jüdischen Soldaten zusammen. »Kein Wunder, daß wir verschiedene Versuche eines bewaffneten Aufstands gegen die Deutschen unternahmen, leider erfolglos.«

Das trotz aller Selbstorganisation nicht unkomplizierte Verhältnis der jüdischen Gefangenen untereinander wird schließlich an einer Bemerkung aus Józef Sterdyners Aussage vom April 1964 deutlich. Sterdyner war nicht aus einem deutschen Kriegsgefangenenlager nach Lipowa 7 gebracht worden, sondern wurde als Angehöriger einer militärischen Widerstandsgruppe des Warschauer Ghettos nach Lublin deportiert und überlebte dort im Mai 1943 eine Selektion für das Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek. Sterdyner merkt an, daß die größere Gruppe der jüdischen Kriegsgefangenen die »Zivilisten« nicht gern im Lager sah. Offensichtlich fürchteten jene, die für die Anerkennung ihrer Rechte als Kriegsgefangene stritten, durch die Ankunft von Zivilgefangenen um den Erfolg ihres Kampfes. Ohne weitere Einzelheiten zu nennen, erinnert sich Sterdyner daran, daß »die Beziehungen zwischen uns und den [Kriegsgefangenen, J.H.] nicht gut waren.«

25 Hiebe als Strafe, für die der Zeuge sich am Ende noch bedanken muß.

Die Bombardierung eines deutschen Internierungslagers, die der Zeuge für einen Fluchtversuch nutzt.

Mehrere Male Stockschläge auf den Kopf von einem als Sadisten beschriebenen Deutschen.

Der Tatort von Massenerschießungen, an dem sich Verletzte, die mit den Toten verscharrt wurden, unter einer dünnen Erdschicht bewegen.

Ein Deutscher, der zwei polnische Zivilisten erschießt, während der Zeuge ganz in der Nähe Feuerholz sammeln muß.

Das Anlegen von Handschellen auf so brutale Weise, daß der Zeuge mit seiner Ermordung rechnet.

Simulierte Erschießungen durch Deutsche.

Die Überlegung des Zeugen, sich an einem Baum zu erhängen, obwohl seine Flucht gelungen ist.

Beim Zusammentreffen mit Männern, die deutsche Uniformen tragen, wieder der Gedanke des Zeugen, sich an einem Baum aufzuhängen.

Die Bombardierung der Partisanengruppe, der der Zeuge nach seiner Flucht angehört.

Die von einem Deutschen zugefügte Schußwunde, die der Zeuge erst Minuten später fühlt.

Die Erschießung eines Kriegsgefangenen wegen sexueller Beziehung zu einer deutschen Frau.

Die deutsche Frau, die wegen sexueller Beziehung zu einem Kriegsgefangenen mit geschorenem Schädel auf der Fahrbahn zu gehen gezwungen wird.

Ein Schlag »zur Begrüßung«, den ein Deutscher dem Zeugen versetzt.

2.000 jüdische Männer und Frauen, die von berittenen deutschen Polizisten erschossen werden.

Die »Musik« der Maschinengewehre, mit denen deutsche Täter mehrere tausend jüdische Männer und Frauen in Majdanek erschießen.

Die blutbespritzten Schuhe des Deutschen, der in Majdanek jüdische Häftlinge selektiert.

Die Leichen von Ermordeten auf den Ladeflächen von Lastwagen.

Deutsche, die beim Anlegen von Handschellen die Erschießung von Gefangenen simulieren.

Ein Gefangener, der wie ein Stück Metall auf einen Amboß gelegt wird, um von Deutschen gefesselt zu werden.

Die Schlinge zum Erhängen, die Rasierklinge für den Handgelenkschnitt, die jeder Häftling vor der Flucht einsteckt.

Die noch warmen Körper von Ermordeten auf den Ladeflächen von Lastwagen.

Die geöffneten Münder der Leichen sowjetischer Kriegsgefangener, die lebend begraben wurden.

Leichen von erschossenen jüdischen Männern, Frauen und Kindern auf einer Straße in der Umgebung von Legionowo.

Der mit einer Metzgerschürze über der Uniform bekleidete SS-Mann, der im Ghetto von Warschau jüdische Kinder und Kranke tötet.

Zwei Häftlinge, die bei einem Fluchtversuch erschossen werden.

Die Leichen erschossener Juden auf der Straße zum Lager Majdanek.

Deutsche, die in Majdanek entkleidete Juden an den Rand von Gruben hetzen.

Deutsche, die in Majdanek entkleidete Juden am Rand von Gruben mit Maschinengewehren erschießen.

Die Leichen von sowjetischen Kriegsgefangenen, deren Hände mit Stacheldraht gefesselt sind.

Die Schreie von Menschen, die von deutschen Tätern im Wald von Borek erschossen werden.

Drei Polen, die von zwei Deutschen am Rand einer Grube erschossen werden.
Der Lärm von Schüssen, Sirenen und Leuchtraketen nach gelungener Flucht.
Die Schreie und das Schießen eines Gendarmen, der drei Fliehende festnehmen will.

Die Leiche eines jüdischen Mannes, der vor Erschöpfung gestorben ist.
Der Zeuge, der beim Schleppen von Leichen geschlagen wird.
Der SS-Mann, der einen Gefangenen bei einem Fluchtversuch erschießt.
Die Gefangenen, die zur Strafe von Deutschen in eine Metallröhre gepfercht werden.

Der Deutsche, der den Zeugen mit der Faust ins Gesicht schlägt.
Die zwei ukrainischen Helfer der Deutschen, die den Zeugen wie zwei Schmiede abwechselnd mit Besenstielen prügeln.

Der Gefangene, der sich wiederholt mit einem Messer in den Kehlkopf sticht, um nicht mehr von Deutschen verhört und gefoltert zu werden.

Das Herz des Zeugen, das leicht wird, als ihm ein Deutscher sein Todesurteil vorliest. (Etwas, das man »heute« schwer glauben kann, wie der Zeuge hinzufügt.)

Der SS-Mann, der dem Zeugen mit einer Peitsche ins Gesicht schlägt.

Fünf Schläge mit einem Ochsenziemer als »Aufnahmegebühr«.

Die Erschießung eines Gefangenen und die Verbrennung der Leiche vor den Augen der übrigen Häftlinge.

Der jüdische Häftling, der so lange von SS-Männern geprügelt und angeschossen wird, bis ihn ein SS-Mann schließlich in den Hinterkopf schießt.

Die Erschießung eines alten jüdischen Mannes, der eine Exekution überlebt hat.

Der Granatsplitter, der den Zeugen am Kopf verwundet.

Die Schüsse, die Flammen und die Raketen während der Flucht der Häftlinge.

Ein jüdischer Bekannter des Zeugen, der auf offener Straße mit einem Bajonett erstochen wird.

Der Sohn der Schwiegermutter des Zeugen, der nach Ende des Krieges für einen Juden gehalten, erschossen und in einen Fluß geworfen wird.

Der Kampf mit Deutschen, in dessen Verlauf der Zeuge drei Finger seiner rechten Hand verliert.

Die Festnahme des Zeugen auf der Straße und die Verschleppung in ein Zwangsarbeitslager.

Die jüdischen Häftlinge, die in einem improvisierten Lager vom deutschen Kommandanten zusammengeschlagen und ermordet werden.

Jüdische Gefangene, die während der Zwangsarbeit beim Straßenbau geschlagen und ermordet werden.

Die Verschleppung und Ermordung von jüdischen Zwangsarbeiterinnen durch SS-Männer.

Die Verschleppung und Ermordung der übriggebliebenen jüdischen Zwangsarbeiter an derselben Arbeitsstelle.

Die SS-Männer, die den Zeugen während des Verhörs mit Knüppeln schlagen.

Der verhörende SS-Mann, der dem Zeugen alle Zähne ausschlägt.
Der jüdische Kamerad Nunik, der auf der Flucht getötet wurde.
Die jüdischen Häftlinge, die die Asche der Verbrannten im Wald »aussäen« mußten und alle während der Flucht ermordet wurden.
Die Gruppen von Menschen, die von deutschen Tätern erschossen werden, während der Zeuge mit dem Gesicht zum Boden auf der Erde liegenbleiben muß.
Die Juden, die von Deutschen geschlagen werden, weil sie sich vor der Erschießung nicht schnell genug auszogen.
Die sich grell vom Rest des Waldes abhebenden Leichen der Erschossenen, auf die der Zeuge, bewacht von SS-Männern, Chlorkalk aus einem Eimer streuen muß.
Die blutbespritzten, dreckigen, betrunkenen deutschen Männer nach einer Exekution.
Der Deutsche, der einen jüdischen Häftling, der Tischler war, vor den Augen der übrigen Gefangenen erschießt.
Derselbe Deutsche, der einige jüdische Musiker erschießt, die er sich vorher zur Unterhaltung geholt hatte.
Die Schüsse, explodierenden Granaten und Suchscheinwerfer während der Flucht des Zeugen.

Von körperlicher Gewalt wurde auch das Leben der fünf Zeugen als Arbeitshäftlinge der »Aktion 1005« an erster Stelle bestimmt. Die Tätigkeiten, zu denen die jüdischen Männer im Waldlager Borek und in Lwów von Deutschen gezwungen wurden, waren – ähnlich wie die Arbeit der Häftlinge der Sonderkommandos in den deutschen Vernichtungslagern – eine historisch beispiellose Qual gewesen, Folge eines ebenso beispiellosen Massenmordprogramms, dessen Erfinder sich bei der Wahl ihrer Mittel an »Errungenschaften« des Kapitalismus – arbeitsteilige Massenproduktion, standardisierte Verwaltung, technisierte Waren- und Personenbeförderung – orientiert hatten. Die verscharften Leichen eigenhändig ermordeter Juden von Gefangenen ausgraben, verbrennen und verwerten zu lassen, darauf war vor den Deutschen mit ihren offenbar besonders zähen antisemitischen Wahnvorstellungen noch niemand gekommen. In den vorangegangenen Jahrhunderten waren nach jedem großen Schlachten zumindest die Toten vor ihren Feinden sicher gewesen. Die deutschen Organisatoren gaben dem Reinigungsprogramm eine nichtssagende Ziffernkombination als Namen; wie benannten die fünf Zeugen das, was sie an den Massengräbern und Verbrennungsplätzen tun mußten?

Lipman Aronowicz, der keine Einzelheiten der Arbeit im Wald von Borek schildert, statt dessen jedoch auf den Bericht seines früheren Mitgefangenen Reznik verweist, spricht in seiner Aussage von der physischen Erschöpfung und dem moralischen Leiden, das jeder der Häftlinge empfunden habe, »der auf die ganze Tragödie der damaligen Zeit blickte« und diese »mit der Schaufel aufdeckte«. Józef Reznik beschreibt im Unterschied zu Aronowicz den gesamten Arbeitsprozeß vom Öffnen der Massengräber im Wald von Borek bis zum Verstreuen der Asche der verbrann-

ten Leichen. Seine Aussage enthält sehr deutlich erinnerte Details. Bevor der Zeuge die einzelnen Arbeitsschritte beschreibt, gibt er bemerkenswerterweise einige Fragen wieder – »Wo befinden wir uns?«, »Wozu?«, »Wozu das alles?« –, die er und seine Mitgefangenen sich nach ihrer Ankunft im Waldlager stellten. Er erinnert den »Koller«, an dem die Häftlinge litten, nachdem ihr erster Fluchtplan gescheitert war und die Deutschen sie in einen Bunker gesperrt hatten: »Jeder drehte auf seine Weise durch.« Im Kapitel seiner Aussage, das von der Haft im Lager Lipowa 7 handelt, faßt Reznik das später Erlebte als »die Hölle im Wald bei Chełm« zusammen. Unterschiedlich ausführlich beschreibt Józef Sterdyner in seinen beiden Aussagen die Arbeit der Häftlinge des Sonderkommandos von Borek. In der ersten Aussage von 1946, in der der Zeuge die Häftlingsgruppe als »Himmelkommando« bezeichnet, schildert der Zeuge weniger Details der verschiedenen Arbeitsschritte, in beiden Aussagen jedoch spricht er ausführlich über seine hauptsächliche Tätigkeit, die Arbeit an der mit einem Dieselmotor angetriebenen Knochenmühle. Ähnlich wie Józef Reznik spricht Sterdyner an einer Stelle der zweiten Aussage, in der er die Fluchtvorbereitungen der Gefangenen schildert, von »dieser Hölle« im Wald von Borek. Im Kapitel, das dem Lokaltermin in Borek nach Ende des Krieges gewidmet ist, faßt der Zeuge die Ereignisse als »außerordentliche deutsche Bestialität« zusammen. Auch im letzten Kapitel seiner zweiten Aussage kommt Sterdyner noch einmal auf die Verbrechen im Waldlager zurück. Er spricht von der »Tragödie des Lagers von Borek«, die im Prozeß gegen einige der Täter vor dem Heilbronner Landgericht »ihr trauriges Nachspiel« gefunden habe, und vom »schändlichen deutschen Mord« an jenen Häftlingen, denen im Februar 1944 die Flucht aus dem Lager mißlang.

Im Unterschied zu den Aussagen der Zeugen aus dem Waldlager von Borek ist in dem Bericht von Edward Gleich kein Wort oder Begriff zu finden, mit dem der Zeuge seine Erfahrungen als Häftling der »Todesbrigade« von Lwów zu fassen versucht. Gleich spricht weder von »Tragödie« noch von »Hölle«. Ausführlicher als die einzelnen Arbeitsschritte des Gesamtprozesses schildert er die Arbeiten, zu denen er selbst gezwungen wurde. Er erinnert neben den Namen von Mitgefangenen auch die zahlreichen Gewalttaten, die von den deutschen Kommandoführern und Wachposten an Gefangenen verübt wurden. Ausführlicher als alle anderen Zeugen spricht Gleich von der Hierarchie, die die Deutschen unter den Häftlingen etabliert hatten, und von Verhaltensweisen bzw. Entscheidungen einzelner Häftlinge, die der Zeuge auch im Rückblick noch ausdrücklich mißbilligt. Nur ein einziges Mal berichtet Edward Gleich, der während seiner Zeit als Gefangener mehrmals von Deutschen mißhandelt, gefoltert und schwer verwundet wurde, von seinem eigenen Schmerz. Beim Herausziehen von Leichen aus einem Massengrab entdeckte er die Leiche seiner Frau Zofia: »Meine Frau trug immer hohe Schuhe, und gerade an diesen Schuhen erkannte ich sie – und auch an ihren Zähnen. Um so mehr, als die Zeit, zu der sie erschossen worden war und ich gearbeitet hatte, nicht weit zurücklag. Im ersten Moment wollte ich aufschreien, schon kam der Aufschrei des Unglücks aus mir, aber ein Kollege, der mit mir gearbeitet hat, faßte mich – »Beruhige dich!«. Über uns, über den Gruben, stan-

den zwei oder drei SS-Männer, und er sagte: ›Still, sonst gehst du zusammen mit ihr. Hier darf man niemanden sehen und niemanden erkennen!‹. Er hielt mich zurück. Und in der Zwischenzeit räumten andere Kollegen sie weg, damit der erste Schmerz vergeht. Und so habe ich dort mehrere Wochen gearbeitet.«

Leon Eliezer Mandel, der jüngste der fünf Zeugen, macht in seinem Bericht die detailliertesten Angaben über die ›technischen‹ Einzelheiten der Arbeit der »Todesbrigade« von Lwów. Er schildert die Tätigkeiten der verschiedenen Häftlingsgruppen auf so ausführliche und zugleich sachliche Weise, daß man als Publikum sowohl das Entsetzen der bei Mandels Aussage anwesenden Tochter als auch der Protokollantin leicht nachvollziehen kann. Um so irritierender ist es dann für ein ordnungs- und sicherheitsbedürftiges Publikum, daß der Zeuge, der von der »Staubaussaat« in den Wäldern, von den Schwierigkeiten beim Aufstapeln »frischer« Leichen und von der rückstandslosen Verbrennung vergossenen Blutes berichtet, kein Wort aussagt, aus dem eine Zusammenfassung des während der »Aktion 1005« Erlebten herauszulesen wäre. Wörter wie »Tragödie«, »Grauen«, »Hölle« oder »Qual« sucht man in Mandels Bericht vergeblich.

Die Erinnerung an Akte von Widerstand und die Ausübung von Gegengewalt nehmen in den Berichten der Zeugen großen Raum ein. Alle drei Überlebenden aus dem Waldlager Borek beispielsweise beschreiben ausführlich die Vorbereitung der Flucht und die Arbeit an dem Tunnel, durch den die Zeugen schließlich entkamen. Lipman Aronowicz und Józef Reznik merken ausdrücklich an, daß sie und ihre Mitgefangenen sich auch nach dem Scheitern des ersten Fluchtplans nicht entmutigen ließen. Trotz anfänglicher Niedergeschlagenheit seien sie nicht zusammengebrochen, Aronowicz fügt hinzu: »Doch die Fesseln hatten uns nicht erschreckt, die Freiheit rief.« Alle drei Zeugen weisen außerdem auf die disziplinierte Haltung der Gefangenen nicht nur bei den Grabarbeiten, sondern auch bei der Auslösung der Fluchtreihenfolge und der gegenseitigen Hilfe beim Zerstören der von den Deutschen angelegten Fesseln hin. Józef Reznik erinnert an den Moment, als der erste der Gefangenen, ein gelernter Schlosser, seine Fesseln zerbrach: »Nach ihm faßte jeder Mut, um so mehr, da wir eines wußten: Es gibt kein Zurück mehr, einen anderen Ausweg haben wir jetzt schon nicht mehr.« Bemerkenswerterweise sprechen zwei der Zeugen aus Borek auch über die Schwierigkeiten bei der Realisierung ihres Fluchtplans. Józef Sterdyner erinnert sich an den Kalkulationsfehler bei der Grabung des zweiten Tunnels, Józef Reznik schildert den Schock der Gefangenen, als einer von ihnen drohte, den Fluchtplan an die Deutschen zu verraten: »Im ersten Moment erblaßten wir alle, dann jedoch kamen wir zu dem Schluß, daß für den Fall, daß es keinen anderen Ausweg gäbe, wir diesen einen beseitigen werden müssen, um 60 zu retten. Doch einen Menschen zu töten, ist nur eine einfache Sache für die Deutschen, nicht für uns. Und deshalb warteten wir, vielleicht würde er seine Meinung ändern.« Reznik ist auch derjenige der Zeugen, der darauf hinweist, daß bei der tatsächlichen Flucht der Gefangenen nicht der gesamte Plan realisiert werden konnte, nach dem auch die Zerstörung der Telefonverbindung des Lagers, die Erstürmung der Wachstube, die Bewaffnung

mit Granaten und die Sammlung aller Fliehenden in einer Leichengrube außerhalb des Lagerzauns vorgesehen war. Wie dramatisch selbst noch die Erinnerung an den Moment der Flucht aus dem Waldlager für die Zeugen gewesen ist, läßt sich am eindrücklichsten dem Bericht von Lipman Aronowicz entnehmen: sowohl seinem allein in einer Zeile der Aussage stehenden Satz »Es fing an ...« als auch der Erinnerung des Zeugen an den Schuß, den er während der Flucht im Tunnel hörte und nach dem er für einige schreckliche Sekunden nicht wußte, wie er sich verhalten sollte.

Nach ihrer gelungenen Flucht aus dem Waldlager von Borek schlossen sich Aronowicz, Reznik und Sterdyner getrennt voneinander Partisanengruppen an. Über ihre Zeit bei diesen Partisanen berichten die drei Männer nicht viel, alle jedoch betonen, daß sie sich am Ende des Krieges bei Einheiten der sowjetischen Armee befunden haben. Lipman Aronowicz weist zudem ausdrücklich darauf hin, daß er eine ihm angebotene Stelle beim NKWD in Lwów abgelehnt habe, um zu den kämpfenden Einheiten an der Front zurückzukehren. Alle drei Zeugen aus Borek haben also nach ihrer Flucht bewußt den Kampf gegen Deutsche gesucht. Der gerade im Zusammenhang der Erfahrungen der Zeugen im Waldlager von Borek eindrücklichste Akt von Widerstand scheint mir allerdings jener zu sein, von dem Józef Sterdyner in seiner zweiten Aussage berichtet: der Umbettung seiner ermordeten Angehörigen in Kępa Tarchomińska und ihrer Beisetzung auf einem jüdischen Friedhof in Warschau. Natürlich hat Sterdyner seine Angehörigen damit nicht lebendig machen können, doch sie sind nicht dort geblieben, wo deutsche Mörder sie verscharren.

Edward Gleich und Leon Eliezer Mandel erinnern in ihren Aussagen nicht nur an Akte von Widerstand, an denen sie selbst beteiligt waren, sondern auch an Widerstandshandlungen anderer. Gleich berichtet, daß seine Frau vor ihrer Verhaftung ohne die von den Deutschen befohlene stigmatisierende Armbinde auf die Straße gegangen sei und zwei seiner Kinder während einer »Aktion« der Deutschen im Ghetto von Lwów noch Fluchtversuche unternahmen, bevor sie gefaßt wurden. Ausführlich schildert der Zeuge, auf welche Weise Häftlinge Waffen für einen Aufstand in das Lager schmuggelten, und nennt die Namen von Angehörigen des polnischen Untergrunds, die die Gefangenen dabei unterstützten. Leon Eliezer Mandel wiederum erinnert in seiner Aussage an die Ende 1942 in der Umgebung von Lwów beginnenden Sabotagehandlungen, in deren Verlauf Partisanengruppen Bahngleise zerstörten und Transportzüge der Deutschen sprengten. Außerdem weist der Zeuge auf den bereits erwähnten Fluchtversuch seines Bruders Henek hin, der letztlich scheiterte, und erwähnt eine kleine Gruppe von Häftlingen der »Todesbrigade«, die vor dem allgemeinen Aufstand der Gefangenen einen eigenen Fluchtplan entwickelten. Mandel berichtet außerdem von Plänen der Häftlinge, die während der Flucht nicht realisiert werden konnten: der Eroberung eines Maschinengewehrs, mit dem das Feuer auf die Deutschen eröffnet werden sollte, und dem Plan, in Uniformen überwältigter bzw. getöteter Wachposten aus dem Lager zu fliehen.

Ausführlicher als Mandel schildert Gleich die Vorbereitungen der Häftlinge für den Aufstand. Bemerkenswert ist an ihren Aussagen auch, daß beide Zeugen darauf

hinweisen, daß die von den Deutschen etablierten Routineabläufe im Lager – ähnlich wie beim Aufstand der Häftlinge des Vernichtungslagers Sobibor im Oktober 1943 – integraler Bestandteil des Fluchtplans waren. Nachdem Gleich ausführlich die Geographie und Kräfteverhältnisse innerhalb des Lagers geschildert hat, sagt er zu seiner Aufgabe während des Aufstands der Häftlinge im November 1943: »Ich war mit Gronach in der unteren Gruppe, und wir sollten auf den anderen [Wachposten, J.H.] einschlagen. Und die beiden stärkeren [Häftlinge, J.H.] auf den da. Und der Rest mit Gott im Herzen fliehen. Waffen hatte hingegen keiner.« Um nach der Flucht nicht von den Deutschen entdeckt zu werden, grub sich Gleich mit seinem Kameraden Wind für einen Tag in einem der neben dem Lager gelegenen Sandberge ein.

Auch Leon Eliezer Mandel schildert die Flucht der Häftlinge ausführlich und weist zudem auf die gute körperliche Konstitution einiger Häftlinge hin. Ähnlich wie Gleich erinnert Mandel aus eigener Erfahrung an Situationen, in denen die Stärke eines Häftlings von seinen Mitgefangenen danach bemessen wurde, ob er es aushielt, unter der Folter der Deutschen zu schweigen, oder ob er etwas verriet. Die entscheidenden Momente seiner Flucht schildert Leon Eliezer Mandel am Ende des Kapitels, das der Flucht der Häftlinge der »Todesbrigade« gewidmet ist: »Wir beeilten uns alle. Jeder kämpfte auf eigene Faust um sein Leben. Ich eilte voran mit dem einzigen Gedanken – mich so weit wie möglich weg von diesem Ort zu finden. Die Kugeln flogen ohne Pause um mich, aber keine traf mich.«

Aus allen Berichten der Überlebenden der »Aktion 1005« wird deutlich, daß die fünf Zeugen auch nach ihrer Flucht noch lebensbedrohlichen Gefahren ausgesetzt waren. Die Deutschen unternahmen große Anstrengungen, um die Entkommenen aufzuspüren und zu töten, ein Teil der Zeugen bewegte sich überdies in einer ihnen unbekanntem Umgebung und sah sich mit einer Bevölkerung konfrontiert, die – aus Angst oder bewußter Feindschaft zu den entkommenen Juden – nicht selten Hilfsleistungen verweigerte. Die Mehrheit der Zeugen weist darauf hin, daß sie erst in Gegenden, die von Einheiten der sowjetischen Armee beherrscht wurden, in relativer Sicherheit waren. Bezeichnenderweise jedoch ist an keinem der Berichte der Ausdruck von Freude über die gelungene Flucht abzulesen.

Ausführlich erinnert sich Lipman Aronowicz an zwei polnische Männer und die Frau, die ihm und einem später getöteten Kollegen unmittelbar nach der Flucht halfen. Ohne Geld dafür zu verlangen, teilten sie ihre Lebensmittel, einer der Helfer sprach den Fliehenden außerdem Mut zu, als er von ihrem Plan hörte, sich am nächsten Baum zu erhängen. Mit Erleichterung erinnert sich der Zeuge an seinen tiefen Schlaf in einer Scheune und die polnische Frau, die die Fliehenden auf ihrem Dachboden aufnahm und den Kontakt zu einer Partisanengruppe herstellte. Aronowicz erwähnt an einer Stelle des Berichts, daß einer der polnischen Helfer zunächst erschreckte, als er die beiden Flüchtlinge sah. Ob das Erschrecken des Mannes dem Auftreten bzw. Zustand der Fliehenden geschuldet war oder der Tatsache, daß der in der näheren Umgebung des Borek-Waldes lebende Pole von den Vorgängen im

Waldlager wußte, ist anhand der Aussage von Aronowicz nicht mit Sicherheit zu bestimmen.

Das Kapitel des Berichts, in dem Józef Reznik über seine Erlebnisse nach der Flucht aus dem Waldlager spricht, heißt bezeichnenderweise »Das Freiheitsdilemma« und beginnt mit der Erinnerung des Zeugen an die ihm völlig unbekannte Umgebung und seine anfängliche Ratlosigkeit, in welche Richtung er sich bewegen sollte. »Instinktiv« bleibt er auf einem geraden Feldweg, der in einen Wald führt: »Ich ging die ganze Nacht, und sie erschien mir so lang wie ein Jahrhundert, ich dachte, daß sie nie enden würde.« Der Wunsch, auf der Stelle einzuschlafen, wird so überwältigend für den Zeugen, daß er sich mit Gewalt wachhalten muß und sogar im Schlaf fürchtet, von seinen Verfolgern eingeholt zu werden: »Halt nicht an, geh weiter.« Seine Erschöpfung ist schließlich so groß, daß er nach einem Sturz in einen Graben fürchtet, dort unweigerlich umzukommen. Auch Reznik erinnert sich in seinem Bericht an die Menschen, die ihm nach der Flucht halfen. Er erwähnt den katholischen Geistlichen, der ihm zu essen und saubere Kleidung gab, die Bauern, die ihn auf einem Heuwagen nach Lublin mitnahmen, und seine christlichen Bekannten aus Lublin, die ihm zu essen gaben, doch zu ängstlich waren, um ihn für längere Zeit zu verstecken oder Kontakte zu Partisanen zu vermitteln. Mit großer Dankbarkeit schließlich erinnert er sich an Stefania Bojarska aus Lublin, die ihn bei sich aufnahm, sein vom Sturz in den Graben verletztes Bein behandelte und – was für Reznik das Wichtigste war – ihn von den Läusen befreite, die ihn seit der Gefangenschaft im Waldlager Borek quälten. Reznik betont während seiner Aussage, daß er sich noch immer in Kontakt mit Frau Bojarska befindet, und hat auch ihren Enkelsohn Mikołajek in guter Erinnerung behalten, der als damals vierjähriger Junge bereits so vorsichtig war, den Zeugen nicht durch ein unbedachtes Wort anderen gegenüber zu gefährden. Besonders eingepreßt hat sich Józef Reznik auch die Reaktion einiger Bekannter, an die er sich in Lublin hilfesuchend wandte: »Ich mußte wie ein Ungeheuer ausgesehen haben, weil meine Bekannten erschrakten, als sie mich erblickten.«

Józef Sterdyner ist nach der Flucht aus dem Waldlager zunächst mit zwei Kameraden unterwegs, bis sie von einem Gendarmen, der sie festnehmen will, getrennt werden. Er ernährt sich in der Folgezeit von gestohlenem Wintergemüse, das er roh verzehrt. Die Furcht zu verwarlosen ist so groß bei dem Zeugen, daß er sich zu regelmäßigem Waschen und Säubern seiner Kleidung zwingt. Von Zeit zu Zeit erhält er Brot von polnischen Bauern. Um sich dabei nicht in Gefahr zu bringen – er geht offensichtlich von keiner freundlichen Einstellung der Landbevölkerung gegenüber Fremden aus –, gibt er vor, Teil einer größeren Gruppe zu sein, wenn er sich im Dunkeln einem Bauernhaus nähert. Schließlich jedoch gerät Sterdyner auf seiner Flucht in einen Zustand, der ihm unerträglich ist: »So konnte es nicht weitergehen. Ich mußte mit lebendigen Menschen Kontakt aufnehmen, um nicht zu verwildern.«

Ähnlich wie Józef Reznik charakterisiert auch Edward Gleich die ersten Stunden nach seinem Entkommen als »planlose Flucht auf den Straßen von Lwów«. Gleich, der im Unterschied zu Reznik die Umgebung kennt, in der er unterwegs ist, gelingt

es, im letzten Moment einer deutschen Patrouille zu entkommen, die intensiv nach den geflohenen Häftlingen fahndet. Zusammen mit seinem Kameraden Wind versteckt er sich im Hof einer katholischen Kirche, deren Priester ihnen jedoch signalisiert, daß er bei einer Entdeckung durch die Deutschen keinerlei Verantwortung übernehmen werde. Ausdrücklich erwähnt Gleich am Ende der Passage, daß er das von diesem Geistlichen angebotene Geld nicht angenommen habe. Der Zeuge erinnert sich in seiner Aussage ebenfalls an eine Situation, in der eine Bekannte mit Entsetzen auf sein Äußeres reagierte. Hilfsuchend wandte sich Gleich an die nicht-jüdische Ehefrau eines Mithäftlings aus der »Todesbrigade«, die ihn dann beim Eintreten in die Wohnung »wie einen vom Tod Auferstandenen« ansah. Gleich erwähnt schließlich die Namen aller Polen, die ihn in Lwów und Kraków bis zum Eintreffen der sowjetischen Armee in ihren Wohnungen versteckten und ihm einen Revolver zur Selbstverteidigung beschafften. Ausdrücklich erwähnt der Zeuge, daß er für diese Hilfe nicht bezahlen mußte.

Im Unterschied zu allen anderen Zeugen hatte Leon Eliezer Mandel ein konkretes Ziel vor Augen, als ihm beim Ausrücken der Häftlinge der »Todesbrigade« die Flucht gelang. Er kannte die Adresse des Polen Lonek Czerniak, der bereits seit einigen Monaten die Mutter des Zeugen versteckte. Bemerkenswerterweise kann sich Mandel während seiner Aussage nicht mehr genau daran erinnern, wie viele Tage er für den Weg zum Versteck brauchte. Auch auf ihn könnte die erste Zeit nach dem Aufstand wie ein Schock gewirkt haben. Ein Schock dürften auch die Stimmen jener beiden Deutschen für den Zeugen gewesen sein, die kurz davor waren, das Haus zu durchsuchen, in dem sich Mandel mit seiner Mutter versteckt hielt. »Komm Hans, das Haus ist zu klein ..!« – diesen Satz eines SS-Mannes, der sich gegen die Durchsuchung des Hauses entschieden hatte, erinnert der Zeuge verständlicherweise auf deutsch. Mehr als sieben Monate mußte Leon Eliezer Mandel dann mit seiner Mutter im Versteck ausharren, bevor Lwów Ende Juli 1944 von der Roten Armee befreit wurde. Und obwohl Mandels Aussage von großer Dankbarkeit gegenüber seinem Helfer Leon Czerniak geprägt ist, findet sich auch in seinem Bericht kein Ausdruck der Freude über seine gelungene Flucht.

Drei der fünf Überlebenden – Lipman Aronowicz, Józef Reznik und Józef Sterdyner – hatten zum Zeitpunkt ihrer Aussage in Israel bereits die Konfrontation mit deutschen Tätern erlebt. Dies war nicht zufällig geschehen oder Folge ihrer eigenen Suche nach den Verbrechern aus dem Waldlager von Borek gewesen, sondern die drei Männer waren von einem Gericht der Bundesrepublik Deutschland als Zeugen in einem Strafprozeß vorgeladen worden. Alle drei Zeugen erinnern sich in ihren Berichten ausführlich an den Heilbronner Prozeß gegen Paul Heilig und Rudolf Theimer, es waren knapp 20 Jahre vergangen, seit die beiden angeklagten Männer im Waldlager von Borek geherrscht hatten. Diese Herrschaft war zwar durch die militärische Niederlage Deutschlands und die gelungene Flucht einiger Häftlinge auf doppelte Weise gebrochen worden, doch in den Zeugen aus Israel lebte zweifellos noch die Erinnerung

an jene Monate, in denen sie den auf der Anklagebank sitzenden, nun in der Mode der Zeit gekleideten Gestalten ausgeliefert gewesen waren.

Lipman Aronowicz weist in seinem Bericht ausdrücklich darauf hin, daß die beiden Angeklagten im Verlauf des Prozesses den Versuch unternahmen, einen Teil ihrer Schuld auf den kurz zuvor verstorbenen früheren Kommandanten des Waldlagers Borek, Rohlfing, abzuwälzen. Der Zeuge erinnert sich genau an jenen schmerzhaften Moment im Gerichtssaal, als ihn einer der Angeklagten plötzlich auf polnisch anschrte und der Lüge bezichtigte. Am Ende seines Berichts jedoch bewertet Lipman Aronowicz die bei der Urteilsverkündung ausgesprochenen Strafen als »sehr niedrig« und fügt abschließend in sachlichem, nicht unzufriedenem Ton hinzu, daß der Verurteilte Heilig während der Verbüßung seiner Strafe im Gefängnis verstorben sei.

Auch Józef Reznik äußert in seinem Bericht sein Bedauern darüber, daß der Kommandant von Borek nicht zu den Angeklagten von Heilbronn gehörte, sondern »ohne Verurteilung durch ein menschliches Gericht starb«. Bemerkenswerterweise weist der Zeuge in diesem Zusammenhang auch auf die Nachkriegskarriere Rohlfings bei der bundesdeutschen Polizei hin. Gegenwärtig ist Reznik außerdem der deutsche Satz geblieben, mit dem der Angeklagte Theimer auf eine Anschuldigung durch den Zeugen reagierte: »Davon weiß ich gar nichts.« Ähnlich wie Lipman Aronowicz bewertet auch Józef Reznik die in Heilbronn verhängten Strafen gegen die »Verbrecher von Borek« als »ungewöhnlich niedrig«. Am Ende des Berichts weist Reznik noch auf zwei Aussagen bei der israelischen Polizei hin, die er gegen weitere Deutsche gemacht hat, und signalisiert damit seine Bereitschaft, bei der Strafverfolgung von Nazis mitzuwirken.

Als »die deutschen Verbrecher aus Borek« bezeichnet auch Józef Sterdyner die in Heilbronn angeklagten Männer in seinem Bericht. Der Zeuge betont, daß das Hauptbelastungsmaterial der Anklage von elf deutschen Zeugen vorgebracht worden sei, von »unseren ehemaligen Bewachern«, wie Sterdyner präzisierend hinzufügt. Ausführlich schildert der Zeuge seine Auseinandersetzung mit dem Angeklagten Theimer, der sich – konfrontiert mit den Aussagen Sterdyners – im Gerichtssaal schließlich ähnlich aufzuführen begann wie während seiner großen Zeit in Polen: »Theimer wurde lauter und benahm sich mir gegenüber so wie in Borek. Daraufhin wurde auch ich nervös und erhob die Stimme. Es kam zwischen uns zu einem scharfen Wortwechsel, in dem Theimer Polnisch sprach und ich Deutsch. [...] Unserer Kontroverse wurde vom Gericht ein Ende gesetzt, indem es Theimer befahl, daß er aufhöre, den Zeugen anzuschreien.« Ausdrücklich erwähnt Sterdyner, daß der Gerichtssaal bis auf den letzten Platz gefüllt gewesen sei und Menschen aller Altersstufen seiner Aussage zugehört hätten. Er fügt kommentarlos hinzu, daß in der Verhandlungspause einige Deutsche zu »ihnen« – den Zeugen aus Israel – gekommen seien und versichert hätten, nichts von den während des Prozesses beschriebenen Verbrechen gewußt zu haben. Betont sachlich ist auch der letzte Satz von Sterdyners Bericht. Ohne eigene Bewertung gibt er die Strafen wieder, zu denen die beiden Angeklagten verurteilt wurden, und ergänzt, daß er erst in Israel vom konkreten Strafmaß erfahren habe.

Edward Gleich und Leon Eliezer Mandel hatten noch nicht als Zeugen in Prozessen gegen Kommandeure oder Wachmänner der »Todesbrigade« von Lwów ausgesagt, als ihre Augenzeugenberichte in Israel aufgenommen wurden. Auch außgerichtliche Konfrontationen mit Nazitatern werden in ihren Berichten nicht erwähnt. Beide Zeugen jedoch erinnern sich an eine Situation, in der es deutschen Männern nicht mehr gelang, die Pose des Unbesiegbaren einzunehmen. Bei Mandel sind es einige deutsche Schupos, die in Unterhosen vom Aufstand der Häftlinge überrascht wurden, in Edward Gleichs Aussage ist es das ungläubige Staunen eines Wachmanns darüber, daß er gerade vom Zeugen mit einem Spaten niedergeschlagen wurde.

Erstaunlich wenig haben die fünf Zeugen über ihr Leben in Israel ausgesagt. Alle erwähnen zwar die Jahreszahl oder das Datum ihrer Ankunft im Land, keiner der fünf Männer jedoch spricht ausführlicher über seinen Beruf oder seine Familie. Lipman Aronowicz, Józef Reznik und Józef Sterdyner erwähnen nicht einmal, daß sie Kinder haben. In welchem Beruf Edward Gleich und Leon Eliezer Mandel arbeiten, ist nur durch die Ergänzung der Protokollantin zu erfahren. Die Frage, welchen Zusammenhang die fünf Männer zwischen ihrem Leben »dort« und in Israel hergestellt haben, wird in den Aussagen nicht direkt beantwortet. Offenbar haben Aronowicz, Gleich, Mandel, Reznik und Sterdyner allein, im besten Fall zusammen mit ihren Angehörigen und Freunden, nach Antworten gesucht.

Nicht nur daß sie Zeugnis abgelegt haben, dürfte für die fünf Männer von Bedeutung gewesen sein, wichtig für ihr weiteres Leben waren sicher auch die Umstände, unter denen sie von ihren Erfahrungen während des zweiten Weltkriegs berichteten. »Die tragischen Kriegserlebnisse, besonders in Borek, haben sich tief in meine Psyche gebohrt«, sagt Lipman Aronowicz am Anfang des Kapitels über seine Teilnahme am Heilbronner Prozeß gegen Theimer und Heilig. »Ich versuchte sie abzuwehren, nicht an sie zu denken, aber nach der Festnahme von Rohlfing, dem Kommandanten des Lagers in Borek, begannen die polizeilichen Verhöre, die mich zwangen, mir die Einzelheiten in Erinnerung zu rufen.« Aronowicz fügt anschließend hinzu, daß von allen Aussagen die in Heilbronn die schwierigste für ihn gewesen sei, »da ich jene vor mir sah, die uns damals mißhandelt hatten«. Die Anspannung des Zeugen wird während des Prozesses noch dadurch erhöht, daß ihn einer der Angeklagten anschreit und der Lüge bezichtigt. Es ist nicht zu übersehen, daß Aronowicz auch die Erinnerung an die Gerichtssituation, in der er alle Kräfte aufwenden mußte, um zum Ende seiner Aussage zu kommen, als quälend empfunden hat: »Auf die Frage des Vorsitzenden, ob ich eine Pause machen wolle, um mich zu erholen, lehnte ich ab, bat nur um eine Kopfschmerztablette und ein Glas Wasser und sagte weiter aus. Ich wollte das hinter mir lassen.« Am Ende dieser Passage fügt Aronowicz noch hinzu, daß seine Anspannung während der Aussage in Heilbronn allein durch das Publikum gemildert worden sei, daß ihm »sehr aufmerksam« zugehört habe. Bemerkenswert scheint mir, daß Lipman Aronowicz an anderen Stellen seines Berichtes das Aussagen seiner Erlebnisse in Borek nicht als eindeutig negativ oder quälend beschrieben hat. Bereits dem

ersten Menschen, dem Aronowicz und ein Kollege nach gelungener Flucht begegnen, erzählen sie ihre Geschichte. Und sie bitten den polnischen Mann, »der Welt« sowohl von ihren Erlebnissen als auch von allem, was sich im Lager zugetragen hat, zu berichten. Auch der polnischen Frau, die die beiden Fliehenden auf ihrem Dachboden versteckt, erzählen sie ihre Geschichte, Aronowicz nennt sie in seinem Bericht »unsere Treuhänderin«. Der dritte Mensch, dem Aronowicz »die ganze Wahrheit« seiner Erlebnisse erzählt, ist der Anführer der kommunistischen Partisanengruppe, mit dem die beiden Fliehenden nach ihrer Zeit im Dachbodenversteck zusammentreffen. Zweifellos haben die Erfahrungen während des zweiten Weltkriegs, besonders die Zeit als Gefangener im Waldlager Borek, Lipman Aronowicz gequält. Von diesen Erfahrungen zu berichten, ist ihm jedoch nicht von Anfang an eine Qual gewesen.

Auch Józef Reznik hat bereits wenige Stunden nach seiner Flucht aus dem Wald von Borek das erste Mal von seinen Erlebnissen berichtet. Dem ersten Menschen, der eine freundliche Aufnahme signalisierte, ein katholischer Priester aus der Ortschaft Rejowiec bei Chełm, erzählte er »die ganze Wahrheit; daß ich Jude bin und in Gottes Namen um Hilfe bitte«. Außerdem weist Reznik in seinem Bericht darauf hin, daß er Ende 1944 vor der Polnisch-Sowjetischen Kommission in Lublin ausgesagt hat, mit Vertretern der Kommission zu einer Ortsbegehung nach Chełm gefahren ist und vor dem Prozeß in Heilbronn auch im Strafverfahren gegen Adolf Eichmann in Jerusalem ausgesagt hat. Die Reaktion des sowjetischen Staatsanwalts auf seine Aussage von 1944 – »Jetzt erst fühle ich, daß ich Jude bin« – ist Reznik in besonderer Erinnerung geblieben. Ob ihm diese Aussagen schwergefallen sind, ist seinem Bericht nicht zu entnehmen.

Józef Sterdyner war nach dem Entkommen aus dem Waldlager von Borek die meiste Zeit allein auf der Flucht. Von seinen Erfahrungen berichtet hat er nach eigenen Angaben das erste Mal Ende 1944, als er zusammen mit Józef Reznik vor der Polnisch-Sowjetischen Kommission aussagte und zur Ortsbegehung nach Chełm fuhr. Sterdyner, der in seinem Bericht nicht davon spricht, ob ihm seine Aussagen schwergefallen sind, weist im Zusammenhang der Begehung des früheren Tatorts darauf hin, wie wichtig es ihm war, jene Aufzeichnungen wiederzufinden, die die Häftlinge vor ihrer Flucht aus dem Waldlager vergraben hatten: »Dort war genau die ganze Geschichte des Lagers in Borek beschrieben und ebenfalls eine Namensliste aller Gefangenen beigefügt. Wir hatten das in drei Sprachen geschrieben, in Polnisch, Jiddisch und Russisch. Wir hatten nämlich damit gerechnet, daß vielleicht keiner von uns am Leben bliebe und es keinen lebendigen Zeugen dieser außerordentlichen deutschen Bestialität, die hier stattgefunden hatte, geben würde.«

Nur durch die Anmerkung der Protokollantin von Edward Gleichs Bericht ist zu erfahren, daß der Zeuge bereits 1949 in einem Strafverfahren als Zeuge ausgesagt hat. Ob seine Zeit in der »Todesbrigade« Gegenstand dieser gerichtlichen Aussage gewesen ist, läßt sich der Anmerkung von Martha Hollender nicht entnehmen, Gleich selbst erwähnt diese Aussage nicht. Er weist allerdings darauf hin, daß ihn einige frühere Mitgefangene, deren Handlungen er als Kollaboration mit den Deutschen

bewertet, wegen seiner Aussagen unter Druck gesetzt haben: »Einer ist hier, der andere in Amerika, ich möchte über sie nicht sprechen. /Sie haben mich schon früher gewarnt, es war eine Zeit, in der ich meine Gedanken zu laut aussprach./«

Ob es schließlich Leon Eliezer Mandel schwergefallen ist, von seinen Erfahrungen während des zweiten Weltkriegs zu berichten, ist nach Lektüre seiner Aussage kaum zu entscheiden. Der Zeuge weist vollkommen sachlich darauf hin, daß er in der Bundesrepublik Deutschland gegen den Mörder seines Vaters aussagen wird. Ansonsten gibt es in seinem Bericht keinen Hinweis darauf, daß Mandel vor seiner Aussage im September 1966 mit einem anderen Menschen über seine Erlebnisse gesprochen hat.

Um nicht zu systematisch zu werden und die Berichte durch lächerliches Ordnen um ihren Gehalt zu bringen, sei schließlich noch auf einige Details hingewiesen, die bei der Lektüre der Berichte leicht übersehen werden könnten:

Die Bemerkung von Lipman Aronowicz, daß er bei seinem Versuch, zu Einheiten der polnischen Armee zurückzukehren, von Vorgesetzten abgewiesen wurde, weil er Jude war.

Józef Rezniks Erinnerung an seine Registrierungsnummer aus dem Kriegsgefangenenlager Moosburg – 1029.

Das von Józef Sterdyner mitgehörte Gespräch zwischen Schulz und Theimer, in deren Verlauf die beiden Deutschen feststellten, daß ›ihm‹ Waldlager Borek das am besten funktionierende Lager der »Aktion 1005« sei.

Leon Eliezer Mandels Bemerkung, daß ihm der SS-Hauptsturmführer Friedrich Warzok einen Passierschein ausgestellt habe, damit er sicher nach Lwów gelangen könne.

Józef Rezniks Staunen darüber, zweimal von Deutschen nach Majdanek gebracht worden und beide Male lebend herausgekommen zu sein.

Die Erinnerung von Edward Gleich, daß ihn zwei Kameraden während des Appells mit den Fingerspitzen gestützt haben, als er sich wegen einer Typhuserkrankung kaum auf den Beinen halten konnte.

Leon Eliezer Mandels Erinnerung an den vierzehnjährigen Häftling »Jumbo«, der den SS-Männern die Stiefel putzen mußte und dafür nicht an den Leichengruben eingesetzt wurde.

Lipman Aronowicz' Erinnerung an den Versuch von Theimers Rechtsanwalt, seine, Aronowicz', Aussage für ungültig erklären zu lassen, weil der Zeuge gelitten habe.

Józef Rezniks Bemerkung, daß bei der ersten Anforderung von zehn Freiwilligen für die Grabarbeiten im Waldlager Borek die Neugier schließlich die Angst besiegt habe.

Edward Gleichs Erinnerung an die Würfelzucker-Kiste, über die er sich legen mußte, bevor er gefoltert wurde.

Lipman Aronowicz' Bemerkung, daß er sich gut daran erinnern könne, daß ihm einer der Deutschen nach dem gewaltsamen Anlegen der Fesseln Likör zu trinken gegeben habe.

Józef Sterdyners Erinnerung daran, daß der Betonboden, unter dem die Glasflasche mit dem Testament der Häftlinge von Borek lag, nicht zu zerbrechen war.

Leon Eliezer Mandel, der sich bei der Aufzählung der Überlebenden an letzter Stelle nennt.

Glossar

Begin, Menachem – 1913 in Brest-Litowsk als Mieczysław Biegun geboren. Bereits als Jugendlicher engagierte sich Begin in der zionistischen Jugendorganisation Betar. Im Anschluß an ein Jurastudium in Warschau wurde er 1937, gefördert von Zeev Jabotinsky, Vorsitzender der Betar in Polen und der Tschechoslowakei. Nach Festnahme und Inhaftierung durch den sowjetischen NKWD ging Begin nach Palästina und schloß sich 1942 der Irgun, einer militanten zionistischen Untergrundgruppe an, deren Führung er 1944 übernahm. Ziel der Anhänger des Irgun war die Beendigung der britischen Mandats Herrschaft in Palästina und die Gründung eines unabhängigen jüdischen Staates. Zu ihren politischen Mitteln gehörten auch Attentate auf britische Beamte und Sprengstoffanschläge auf Institutionen der Mandatsmacht. Nach der Unabhängigkeit Israels gründete Begin im August 1948 die Herut-Partei, die er bis Anfang der siebziger Jahre führte. 1973 gründete Begin die revisionistisch-zionistische Likud-Partei, die 1977 überraschend die Parlamentswahlen gewann und die jahrzehntelange parlamentarische Vorherrschaft israelischer Linksparteien beendete. Zwischen 1977 und 1983 war Begin Ministerpräsident Israels. Während seiner Regierungszeit war er an der Vorbereitung und Unterzeichnung des ägyptisch-israelischen Friedensvertrags beteiligt (1979) und beschloß den vollständigen Abzug israelischer Militäreinheiten aus dem Sinai. Begins Regierungskabinett entschied sich außerdem im Juni 1981 für die Bombardierung irakischer Atomanlagen und, ein Jahr später, nach anhaltendem Beschuß israelischer Städte und Dörfer durch im Südlibanon stationierte PLO-Einheiten, zum Krieg gegen die PLO im Libanon. Nicht zuletzt wegen massiver Proteste von Teilen der israelischen Bevölkerung gegen die Kriegführung der israelischen Armee im Libanon zog sich Begin 1983 aus der politischen Öffentlichkeit zurück. Menachem Begin starb 1992 in Tel Aviv.

Siehe http://www.knesset.gov.il/lexicon/eng/begin_eng.htm (zuletzt 5. Februar 2012).

Biała Podlaska, SS-Judenlager – Neben Końskowola und Lublin-Lipowa 7 das dritte Zwangsarbeitslager im Distrikt Lublin, in das zwischen 1940 und 1941 insgesamt etwa 3.000 jüdische Kriegsgefangene aus der polnischen Armee deportiert wurden, die aus dem im September 1939 von der Sowjetunion annektierten östlichen Teil Polens stammten. Das Lager Biała-Podlaska bestand bis zum 17. Dezember 1942.

Nach Gutman (1995): 815 und Martin Weinmann (Hg.): *Das nationalsozialistische Lagersystem*. Frankfurt am Main 1990, Seite 330. Siehe auch in polnischer Sprache: Główna Komisja Badania Zbrodni Hitlerowskich w Polsce (Hg.): *Obozy hitlerowskie na ziemiach polskich 1939–1945*. Warszawa 1979, Seite 97f.

»**Exodus**« – Im November 1946 vom Mossad gekauftes früheres Ausflugsschiff, das wegen der restriktiven Einwanderungspolitik der Mandatsmacht Großbritannien

Überlebende der Shoah klandestin von Europa nach Palästina bringen sollte. Die »President Garfield«, so der alte Name, lief am 12. Juli 1947 mit 4.500 Passagieren aus dem Mittelmeerhafen Sète aus und wurde auf See in »Exodus 1947« umbenannt. Die britische Kriegsmarine brachte das Schiff am 18. Juli einige Meilen vor Gaza auf und erzwang das Anlanden im Hafen von Haifa. Während der Kaperung der »Exodus« auf See und der Vertreibung der sich wehrenden Passagiere von Bord wurden drei Einwanderer getötet und mehrere Dutzend verletzt, 28 davon schwer. Entgegen der bis dahin praktizierten britischen Politik wurden die Passagiere nicht nach Zypern deportiert, sondern auf drei Schiffen nach Frankreich zurückgebracht, wo sie einen Monat im Hafen von Port-de-Bouc vor Anker lagen. Um die Weltöffentlichkeit auf ihre Situation aufmerksam zu machen, traten die Passagiere in den Hungerstreik, wurden jedoch trotzdem von britischen Beamten nach Hamburg verschifft und an Land gebracht. Viele dieser Flüchtlinge blieben länger als ein Jahr in DP-Camps interniert, die letzten von ihnen erreichten Israel erst im Verlauf des Jahres 1949. Die Geschichte der »Exodus« wurde mehrfach künstlerisch bearbeitet: etwa als Roman von Leon Uris (*Exodus* (1958)) und Yoram Kaniuk (*Und das Meer teilte sich. Der Kommandant der Exodus* (1999)) sowie als Spielfilm von Otto Preminger (1960).

Siehe Benny Morris: *1948 – A History of the first Arab-Israeli War*. New Haven/London 2008, Seite 43f. sowie Gutman (1995): 434ff.

Fruchtmann, Karl – geboren 1915 in Meuselwitz/Thüringen. Fruchtmanns Vater, wie seine Mutter aus Polen eingewandert, arbeitete zunächst als Bergmann, ab 1930 dann als Besitzer eines Kaufhauses in einer Kleinstadt bei Leipzig. Im April 1933, wenige Tage nach dem Boykott jüdischer Geschäfte in Deutschland, stirbt Fruchtmanns Vater. 1936 werden Karl und sein älterer Bruder Max als Juden verhaftet und zunächst im KZ Sachsenburg bei Chemnitz, später im Konzentrationslager Dachau gefangengehalten. 1937 wird Karl Fruchtmann mit der Auflage, sofort aus Deutschland auszureisen, aus der KZ-Haft entlassen. Er geht nach Palästina, wo er u.a. als Bauarbeiter und Büroangestellter arbeitet. 1948 nimmt Fruchtmann am israelischen Unabhängigkeitskrieg teil. Ab 1952 arbeitet er als Manager der israelischen Fluggesellschaft El Al in London, wo er auch seine spätere Ehefrau Janet, eine Kunstmalerin, kennenlernt. Die beiden heiraten in New York, wo seine Mutter und zwei seiner Brüder wohnen, und leben anschließend einige Jahre in Israel. 1958 geht Fruchtmann in die Bundesrepublik Deutschland und beginnt zunächst als Produktionstechniker beim Fernsehen des WDR zu arbeiten. 1962 erste Regiearbeit mit dem Film »Das Abschiedsgeschenk«. Der seit 1969 mit seiner Frau und seinen Kindern in Bremen lebende Fruchtmann führt in den folgenden Jahren bei mehr als 40 Filmen für verschiedene Fernsehanstalten Regie. Sein aus Aussagen von 60 Überlebenden der Shoah montierter, in Israel und Polen gedrehter Dokumentarfilm »Zeugen« wird 1981 im bundesdeutschen Fernsehen gesendet. 1987 erhält Fruchtmann für »Ein einfacher Mensch«, einen Dokumentarfilm über Jakov Zilberberg, einen Überlebenden des Sonderkommandos von Auschwitz-Birkenau, den Grimme-Preis in Gold. Neben seinen Filmarbeiten insze-

nierte Fruchtmann häufig an Bühnen in der Bundesrepublik, in Österreich und in der Schweiz. Seit 1996 war er außerdem Honorarprofessor für Filmwissenschaft an der Universität Bremen. Karl Fruchtmann starb am 10. Juni 2003.

Nach http://www.deutsches-filmhaus.de/bio_reg/f_bio_regiss/fruchtmann_karl_bio.htm (zuletzt 20. Dezember 2011).

Görlitz, Kriegsgefangenenlager – Stalag VIII A Görlitz, am 23. September 1939 auf dem Jäckelsberg in Görlitz-Moys, heute Zgorzelec-Ujazd, aus einem Durchgangslager der Wehrmacht gebildetes Kriegsgefangenenlager für Unteroffiziere und Schützen. Zum Zeitpunkt der Umbenennung befanden sich bereits mehr als 10.000 Kriegsgefangene im Lager. Insgesamt waren während des zweiten Weltkriegs etwa 120.000 Soldaten u.a. aus Frankreich, Polen, Jugoslawien, Belgien, USA, Sowjetunion, Italien und England inhaftiert. Die Kommandantur des Stalag errichtete auch mehrere Nebenlager im Stadtgebiet von Görlitz, die Gefangenen wurden zu Arbeiten in Industrie- und landwirtschaftlichen Betrieben gezwungen. Am 1. September 1941 waren 47.328 Kriegsgefangene im Stalag VIII A registriert. Angehörige des Lagerpersonals ermordeten eine nicht bekannte Zahl von Gefangenen, außerdem starben zahlreiche Inhaftierte an Krankheiten und Hunger, die direkte Folge der von der Kommandantur etablierten »Lagerordnung« waren. Ein Gedenkstein und Informationstafeln erinnern heute an die Geschichte des Lagers. In der Nähe des ehemaligen Lagergeländes befindet sich ein Friedhof, auf dem im Stalag umgekommene sowjetische Soldaten begraben sind.

Nach <http://www.gedenkplaetze.info/index.php/polen/42-wojewodztwo-dolnolskie/108-kriegsgefangenenlager-stalag-viii-a-in-zgorzelec-ujazd-goerlitz-moys> (zuletzt 7. Februar 2012). Siehe auch in polnischer Sprache: *Obozy hitlerowskie* (1979): 590f.

Hammerstein – polnisch Czarne, etwa 150 km östlich von Szczecin gelegene Kleinstadt. Während des zweiten Weltkriegs errichtete die Wehrmacht drei verschiedene Kriegsgefangenenlager in Hammerstein/Schlochau (poln. Czarne/Człuchowski): das von Juli bis August bestehende Stalag 313, das Stalag II B (September 1939 bis Januar 1945) sowie das Stalag II F (315), das von August 1941 bis 1945 betrieben wurde.

Nach: http://www.prisonerofwar.org.uk/camp_list.htm (zuletzt 8. Februar 2012). Siehe auch in polnischer Sprache: *Obozy hitlerowskie* (1979): 141.

»Heilbronner Stimme«, Prozeßberichte – In der »Heilbronner Stimme« wurden zwischen dem 16. und 23. Mai 1962 fünf Artikel zum Prozeß gegen Paul Theimer und Rudolf Heilig veröffentlicht. In der Ausgabe vom 16. Mai befindet sich ein zweispaltiger Text zum Lebenslauf der beiden Angeklagten sowie ein mehr als die Hälfte der Seite einnehmender Artikel. Unter der Überschrift »Die Vergangenheit klagt an: Judenmord-Prozeß gegen Heilig und Theimer« werden darin der Gegenstand des Verfahrens, die Anklagepunkte, Ausführungen der Angeklagten beschrieben und Informationen zum weiteren Verlauf des Verfahrens gegeben. Im Text wird vermerkt, daß

auf die Beteuerung des Angeklagten Heilig, er habe keinen der jüdischen Häftlinge des 1005-Kommandos aus dem Waldlager von Borek erschossen, ein Pfui-Ruf im Publikum hörbar geworden sei. Bemerkenswert ist auch die Wiedergabe einiger Äußerungen des teilgeständigen Angeklagten Theimer über seine Arbeit im Waldlager Borek: »Alles war fürchterlich, aber ich hatte nicht den Mut, dem Befehl von Rohlfing [Führer des 1005-Kommandos von Borek, J.H.] zu widersprechen!« verteidigte Theimer seine Handlungsweise. Außerdem will er zum Zeitpunkt der Exekution ange-trunken gewesen sein. Grundsätzlich habe ihn die ganze Aktion des Kommandos ange-widert, weshalb er sich zu Beginn mehrfach erbrochen habe.« Der Artikel schließt mit dem Hinweis auf die mit Spannung erwarteten Aussagen der drei Zeugen aus Israel, die mit Vor- und Nachnamen sowie mit ihrem Beruf vorgestellt werden, und die bevorstehenden Ausführungen des psychiatrischen und zeithistorischen Gut-achters.

Bemerkenswert am Prozeßbericht in der Ausgabe vom 19. Mai 1962, der nur noch etwa ein Sechstel einer Seite einnimmt, sind vor allem zwei Passagen zu den Gefühls-regungen der Angeklagten. Zu Paul Heilig heißt es dort im zweiten Absatz des Ar-tikels: »Erstmals zeigte Heilig am Schluß der Beweisaufnahme eine Gefühlsregung, nachdem er bis dahin die grausamen Schilderungen von Zeugen über Ausschreitungen und Exekutionen durch die SS in Lublin und im Wäldchen Chelm mit unbeweg-lichem Gesichtsausdruck über sich ergehen gelassen hatte. Mit Tränen in den Augen verfolgte Heilig die Verlesung der Zeugenaussage einer früheren Hausnachbarin aus Berlin, die der Untersuchungsrichter im Krankenhaus in Spandau vernommen hatte. ›Ein Glück, daß Käthchen tot ist, denn sonst würde man sie umlegen!«, soll Heilig beim natürlichen Tod seiner ›politisch unzuverlässigen‹ Schwester gesagt haben.« (Bemerkenswert, daß der Autor oder die Autorin die Schilderungen der Zeugen als »grausam« bezeichnet, nicht die »Ausschreitungen und Exekutionen durch die SS«, J.H.) Und offensichtlich kam auch etwas Leben in den Angeklagten Theimer, als der historische Sachverständige Dr. Seraphim über die Angst des Angeklagten vor einer Befehlsverweigerung sprach: »Während dieser Ausführungen des Sachverständigen brach der Angeklagte Theimer in Tränen aus und wischte sich mehrmals mit seinem Taschentuch die Augen. Er beteuerte nochmals leidenschaftlich, daß er eigens eine Verpflichtungserklärung habe unterschreiben müssen. In diesem Revers seien bei Zuwiderhandlungen ausdrücklich strengste Strafen, sogar die Todesstrafe, ange-droht worden.« Über die im ersten Zeitungsartikel noch mit Spannung erwarteten Aussagen der drei Zeugen aus Israel indes erfährt das Publikum am 19. Mai nichts mehr.

Am 22. Mai 1962, dem Tag der Urteilsverkündung, berichtete die »Heilbronner Stimme« unter der Überschrift »Hohe Zuchthausstrafen für Heilig und Theimer?« vor allem über die Plädoyers des Staatsanwalts und der Verteidiger. Im Mittelteil des Artikels werden einige offenerherzige Bemerkungen von Dr. jur. Wilhelm Schütz, dem Verteidiger Rudolf Theimers, wiedergegeben: »Eingehend beschäftigte sich der Ver-teidiger mit den Aussagen der drei jüdischen Zeugen. Die Beleuchtung der Aussagen

der jüdischen Zeugen sei ›kein heikles Thema‹, sagte Dr. Schütz. Es dürfe und müsse alles offen erörtert werden. ›Aber ich bezweifle, daß ihre Aussagen nach 19 Jahren präzise die damalige Wirklichkeit wiedergeben können.‹ Dr. Schütz zweifelte auch an, daß sie bei den beträchtlichen Entfernungen und den Lichtverhältnissen überhaupt feststellen konnten, wer bei der Exekution schoß. ›Es ist möglich, daß ein durchaus verständlicher Haß die wirklichen Bilder verdeckt und verwischt hat.‹ [...] Dr. Schütz führte zahlreiche Beispiele aus der Geschichte an, daß seit Bestand der Menschheit immer wieder Greuelthaten von den jeweiligen Machthabern befohlen worden seien. ›Es ist nicht richtig, daß wir gegenüber dem Ausland die Verpflichtung haben, diese Dinge so breit aufzurollen‹, rief Dr. Schütz zu Oberstaatsanwalt Lorenz gewandt aus. ›Auch die Soldaten der Siegermächte haben Verbrechen begangen. Wer klagt sie an? Das Ausland hat auf diesem Weg noch keinen Schritt getan!‹ Der Artikel, in dem das deutsche Wir in Verkörperung des Dr. Schütz unwidersprochen auftrumpfen konnte, endet mit den Schlußworten der Angeklagten: »Zahllose Nächte lag ich wach und überlegte, wie das alles geschehen konnte!«, sagte Theimer in seinen Schlußworten. Er bekannte, daß er menschlich versagt habe, weshalb er auch seelisch an diesen grausamen Ereignissen leide. ›Ich bereue mein Tun!‹, sagte er abschließend. Im Gegensatz zu Theimer konnte sich Heilig in seinen Schlußworten nur zu zwei kurzen Sätzen aufraffen: ›Ich bereue die Geschehnisse in Borek! Ich konnte nicht mehr tun, als ich getan habe!‹ Was genau der Angeklagte gern mehr getan hätte im Waldlager Borek, blieb unerwähnt.

Der Prozeßbericht vom 23. Mai 1962 schließlich, ein halbseitiger Text mit zwei Fotos der Angeklagten, die jeweils mit Aktendeckel in der linken Hand neben einem Polizeibeamten einhergehen, ist zum größten Teil der Wiedergabe der Urteilsbegründung durch den Vorsitzenden Richter gewidmet. Am Anfang werden die Reaktionen der Angeklagten auf das Urteil beschrieben: »Zwar zeigte auch Paul Heilig deutlich, daß er von dem Urteilsspruch erschüttert war. Dennoch machte er, in sich zusammengesunken, den gefaßteren Eindruck. Dagegen kämpfte Rudolf Theimer, während Landgerichtsdirektor Haertel das Urteil begründete, ständig vergebens gegen die Tränen an.« Das Publikum wird im folgenden darüber informiert, daß das Gericht im Unterschied zur Überzeugung des Verteidigers Dr. Schütz nicht den Eindruck gewonnen hat, daß sich die jüdischen Zeugen bei ihren Aussagen von »Gefühlen des Hasses und der Rache« haben leiten lassen und daß die Ausführungen der Angeklagten zu ihrer angeblichen Überraschung über den Befehl zur Erschießung der jüdischen Häftlinge des 1005-Kommandos vom Gericht als »lächerliche Verkehrung der damaligen Begebenheiten« bewertet werden. Der vorletzte Satz des Artikels setzt mit seinem nüchternen Ratgeberton ein Publikum voraus, das eine Anklage wegen Beihilfe zum Mord zu jenen Dingen des Lebens zählt, die einem unauffälligen Staatsbürger der Bundesrepublik 1962 mit etwas Pech geschehen konnten: »Die ausgesprochenen Zuchthausstrafen in Höhe von vier und dreieinhalb Jahren liegen an der unteren Grenze für Beihilfe zum Mord, die mindestens drei Jahre Zuchthaus zur Folge hat und erst nach zwanzig Jahren verjährt.«

Über das Revisionsverfahren des Landgerichts Heilbronn, in dem das Urteil gegen Rudolf Theimer am 14. Mai 1963 bestätigt wurde, hat die »Heilbronner Stimme« nicht mehr berichtet.

Hohenstein/Tannenberg – polnisch Olsztynek, etwa 120 km südöstlich von Gdańsk gelegen. In Królikowo bei Olsztynek wurden während des zweiten Weltkriegs zwei Kriegsgefangenenlager von der Wehrmacht errichtet: Das von September bis Oktober 1939 bestehende Durchgangslager (Dulag) K sowie das Stalag I B (Oktober 1939 bis 1945).

Angaben nach http://www.prisonerofwar.org.uk/camp_list.htm (zuletzt 8. Februar 2012). Siehe auch in polnischer Sprache: *Obozy hitlerowskie* (1979): 347f.

Iłowa – Etwa 65 km südöstlich von Cottbus gelegene polnische Kleinstadt. Während des zweiten Weltkriegs errichtete und betrieb die Wehrmacht mindestens zwei Durchgangslager für Kriegsgefangene in Halbau (heute Iłowa): Das von September bis Oktober 1939 bestehende Dulag A sowie das von Oktober 1939 bis April 1940 betriebene Dulag C.

Angaben nach http://www.prisonerofwar.org.uk/camp_list.htm (zuletzt 8. Februar 2012). Siehe auch in polnischer Sprache: *Obozy hitlerowskie* (1979): 198.

Jabotinsky, Vladimir Zeev – 1880 in Odessa geboren. Jurastudium in Italien, Journalist, Schriftsteller, zionistischer Aktivist und Politiker. Während des ersten Weltkriegs einer der Gründer der Jüdischen Legion an der Front in Palästina. 1925 Gründung der revisionistisch-zionistischen Bewegung und Leiter ihrer Jugendorganisation Betar. Ab 1936 Oberbefehlshaber der Irgun Zwai Leumi, der nationalen Militärorganisation im Mandatsgebiet Palästina. Jabotinsky erkannte bereits unmittelbar nach Machtübernahme der NSDAP die zentrale Bedeutung des Antisemitismus für die Ideologie der Nazis. Er forderte zwar umfangreiche Evakuierungen der bedrohten jüdischen Bevölkerung Europas nach Palästina, hielt jedoch noch im März 1939, nach der deutschen Besetzung der Tschechoslowakei, einen Weltkrieg für unwahrscheinlich. Nach Beginn des Krieges bemühte sich Jabotinsky um die Anerkennung der politischen Forderungen der Revisionisten als Kriegsziele der Alliierten. Noch kurz vor seinem Tod im August 1940 in New York war er der Meinung, daß die Mehrheit der europäischen Juden den Krieg überleben würde. Im Unterschied zum zionistischen Mainstream betonten Jabotinsky und seine Anhänger bereits in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts die Notwendigkeit jüdischer Selbstverteidigungsmaßnahmen und traten für Militanz gegenüber allen Formen von Antizionismus ein. Zu den politischen Forderungen der revisionistischen Zionisten um Jabotinsky gehörte auch die territoriale Ausdehnung eines jüdischen Staates auf beide Seiten des Jordan.

Nach Gutman (1995): 655f. und Martin Gilbert: *Das jüdische Jahrhundert*. München 2001, Seite 131.

Kaisersteinbruch, Dulag/Stalag XVII A – Am 29. August 1939 in der etwa 35 km südöstlich von Wien gelegenen Ortschaft Kaisersteinbruch errichtetes Kriegsgefangenenlager, damit das erste im mit Nazideutschland kollaborierenden Österreich. Es wurde als Dulag J (Durchgangslager für Kriegsgefangene) gegründet, am 30. September 1939 in Stalag XVII A (Stammlager für Kriegsgefangene) umbenannt, doch auch weiterhin als Durchgangslager betrieben. Das Lager am Ortsrand von Kaisersteinbruch war zweigeteilt: Lager I bestand aus 41 gemauerten Baracken und vier kleineren Gebäuden, die bereits während des ersten Weltkriegs als Kriegsgefangenenlager verwendet worden waren. Östlich von Lager I befand sich das aus 32 neu errichteten Holzbaracken und acht kleineren Gebäuden bestehende Lager II. Lagerkommandant war ein Oberst mit dem Familiennamen Pamperl. In Kaisersteinbruch waren Kriegsgefangene aus zwölf Ländern interniert, die größten Gruppen bildeten Franzosen, Serben, sowjetische Soldaten und Italiener. Die Soldaten der Roten Armee wurden am schlechtesten behandelt und getrennt von den übrigen Internierten im Lager I gehalten. Die Gesamtzahl der Gefangenen wechselte zwischen September 1940 und Dezember 1944 von 26.555 bis zu 51.619. Zwischen 15.000 und 18.000 Soldaten waren auf dem Lagergelände interniert, die übrigen wurden in Arbeitskommandos gezwungen und außerhalb des Lagers untergebracht. In Kaisersteinbruch waren zwischen 74 (1. Januar 1944) und 771 (Ende März 1941) polnische Kriegsgefangene interniert. Im ersten Bericht einer Kommission des Internationalen Roten Kreuzes vom Sommer 1940 wird die Verpflegung und Bekleidung der Gefangenen als unzureichend bezeichnet, im letzten IKRK-Bericht vom Februar 1945 wird die Überfüllung des Lagers kritisiert, in dem zu diesem Zeitpunkt 26.470 Soldaten registriert waren. Die Kommandantur ließ das Lager im April 1945 auflösen und evakuierte die Gefangenen in westlicher Richtung, nach Braunau. Die Wachmannschaft verließ das Lager vor dem Eintreffen der ersten Einheiten der Roten Armee. Ein Teil der evakuierten Gefangenen wurde am 4. Mai 1945 von amerikanischen Soldaten befreit. Das Lagergelände wurde nach Ende des Krieges vom österreichischen Bundesheer genutzt.

Nach Hubert Speckner: *In der Gewalt des Feindes*. Wien/München 2003, Seite 217ff., ohne weitere Angaben zur Lage der polnischen Kriegsgefangenen.

Kolonko, Adolf – geboren am 28. Dezember 1908 in Ratibor, dem heutigen Racibórz in Polen. Sohn eines Vorarbeiters. Nach Besuch der Volksschule war Kolonko in wechselnden Arbeitsverhältnissen tätig. Mitglied der SS seit dem 2. Juni 1933, in der NSDAP seit dem 1. Mai 1937. Schütze der Waffen-SS. August 1939 Lehrgang an der Schule des SD (Sicherheitsdienst) in Bernau. Ab September 1939 Angehöriger des »Selbstschutzes«, anschließend nicht näher bestimmter »Sonderdienst« im Distrikt Lublin und Ausbilder im Lager Trawniki. Ende Januar 1942 kommt Kolonko als Leiter des Wachdienstes ins Zwangsarbeitslager Janowska nach Lemberg, ab Juli 1942 ist er dort als Arbeitseinsatzleiter tätig. Von März bis Juni 1943 ist Kolonko Kommandant von Grodek-Jagiellonski, einem Nebenlager von Janowska. Nach der »Auflösung« des Nebenlagers kehrt Kolonko ins Zwangsarbeitslager Janowska zurück. 1944 ist er

beim Stellungsbau »Venus« bei Grybow tätig. Im Lemberg-Verfahren wurde der in den sechziger Jahren als Bauschlosser arbeitende und in Osnabrück lebende Adolf Kolonko im April 1968 vom Landgericht Stuttgart zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt.

Nach Sandkühler (1996): 434f.

Likud-Partei – siehe Begin, Menachem

Lipowa 7 – Im Dezember 1939 auf Anordnung des SS- und Polizeiführers Odilo Globocnik in Lublin errichtetes Zwangsarbeitslager für Juden. Benannt nach der Adresse in der Lubliner Innenstadt, Lipowastraße 7 (heute ul. Lipowa 13). Das Lager existierte als Außenlager des Konzentrations- und Vernichtungslagers Majdanek bis zum 22. Juli 1944 und war damit das erste und am längsten betriebene nazideutsche Lager im Distrikt Lublin. Es wurde während seines Bestehens mehrmals umgebaut und zu verschiedenen Zwecken verwendet: als Arbeits- und Straflager, aber auch als Sammlungs- und Durchgangslager für Juden, die in anderen Lagern des Distrikts als Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter verwendet wurden. Ab Anfang Februar 1941 wurde Lipowa 7 unter dem Namen »Werk Lublin I« als Niederlassung des SS-Unternehmens Deutsche Ausrüstungswerke (DAW) betrieben. Das Lager wurde während seines Bestehens um Zwangsarbeitsstätten auf dem alten Flugplatz von Lublin (Werk II) und ein Sägewerk im benachbarten Puławy (Werk III) erweitert. Werksleiter waren nacheinander Horst Riedel, der SS-Untersturmführer Wolfgang Mohwinkel und der SS-Hauptsturmführer Fritz Gebauer. Bei den ersten Häftlingen handelte es sich um insgesamt etwa 250 jüdische Handwerker aus Lublin, die zum Bau der Werkstatt- und Wohnbaracken und zu Zwangsarbeiten wie Erd- und Aufräumarbeiten oder Schneeräumen im Lubliner Stadtgebiet gezwungen wurden. Alle in der Lipowa 7 verwendeten Maschinen und Geräte waren zuvor ihren jüdischen Besitzern geraubt worden. Ende 1940 wurden die meisten der jüdischen Zwangsarbeiter entlassen und durch polnisch-jüdische Kriegsgefangene ersetzt, die ab dem 10. Dezember 1940 ins Lager gebracht wurden. Bis November 1943 bildeten diese Gefangenen die größte Häftlingsgruppe, insgesamt passierten etwa 7.000 polnisch-jüdische Kriegsgefangene das Lager. Neben den jüdischen gab es auch einige nichtjüdische polnische Häftlinge, die getrennt untergebracht waren. Im Unterschied zu den jüdischen Häftlingen war ihre Haft in Lipowa 7 zeitlich begrenzt. Wenn ihre Strafe abgelaufen war oder Angehörige eine Auslösesumme gezahlt hatten, konnten sie das Lager verlassen. Die Häftlinge wurden von den Wachleuten – bis November 1943 eine Abteilung »Hilfswiliger«, danach zusätzlich Wachmänner aus dem KZ Majdanek – mit großer Brutalität behandelt. Neben der Gewalt der Wächter waren Krankheiten die größte Bedrohung für die im Lager Inhaftierten. Zur Versorgung der jüdischen Häftlinge wurde der von Nazideutschen gebildete Judenrat von Lublin gezwungen. Obwohl das Lagergelände mit einem Holzzaun, Stacheldraht, sechs Wachtürmen und Hunden abgeriegelt war, gelang es dem von Roman Fiszer geleiteten Lageruntergrund im Winter 1942/43, 400

Menschen aus dem Lager zu schleusen. Am 3. November 1943 jedoch wurden fast alle 2.500 in Lipowa 7 inhaftierten Juden im Verlauf der »Aktion Erntefest« in Majdanek erschossen.

Am 1. Februar 1944 wurde das seit der Ermordung der jüdischen Häftlinge leerstehende Lager als Außenlager von Majdanek wieder in Betrieb genommen. Häftlinge aus den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Dachau, Buchenwald und Majdanek wurden in den 16 Produktionsbaracken zu Metall- und Holzarbeiten für die DAW gezwungen. Die höchste Häftlingszahl, mindestens 655 Gefangene, ist für den 15. März 1944 nachweisbar. Während dieser Zeit waren die Lebensbedingungen in Lipowa 7, nicht zuletzt durch die Solidarität der Häftlinge und gefundene Wertgegenstände aus der Hinterlassenschaft der ermordeten jüdischen Zwangsarbeiter, besser als im benachbarten Stammlager Majdanek. Ende März 1944 begann die Lagerleitung mit der »Auflösung« von Lipowa 7 vor den sich Lublin nähernden Einheiten der Roten Armee. Am 21. Juli 1944 befanden sich die letzten 229 Häftlinge im Lager, die am folgenden Tag nach Auschwitz deportiert wurden, wo sie am 28. Juli eintrafen. Lublin befand sich ab dem 24. Juli 1944 unter Kontrolle von Einheiten der Roten Armee.

Angaben nach Wojciech Lenarczyk: »Lublin-Lipowastraße«, in: Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hrsg.): *Der Ort des Terrors*, Band 7. München 2008, Seite 92-96 sowie Gutman (1995): 908.

Lwów, Gefängnisse – In den frühen Morgenstunden des 30. Juni 1941 wurden strategisch wichtige Gebäude im Stadtgebiet von Soldaten des Wehrmachtsbataillons 800 und des aus ukrainischen Nationalisten zusammengestellten Bataillons »Nachtigall« eingenommen. In drei Gefängnissen und dem Militärkrankenhaus von Lwów fanden beide Besatzungseinheiten die Leichen von etwa 3.500 politischen Gefangenen vor, die beim Rückzug der Roten Armee von sowjetischen Geheimdienstbeamten mit Genickschüssen ermordet worden waren. Die Beamten hatten bei ihrem überstürzten Abzug nur einen Teil der politischen Gefangenen mitgenommen und sich bei den Hinrichtungen an den verbrecherischen Befehl des NKWD-Chefs Lavrentij Berija über die Erschießung von Häftlingen in frontnahen Gebieten vom 24. Juni 1941 gehalten. Eine Untersuchung durch die nazideutsche Stadtkommandantur ergab, daß die Leichen der Erschossenen entweder verscharrt oder in den Gefängniszellen übereinandergestapelt worden waren. Anschließend wurden auf den Straßen Lwóws verhaftete jüdische Zivilisten dazu gezwungen, die Leichen zu bergen und in den Innenhöfen der Gefängnisse auszulegen. Den Deutschen und ihren ukrainischen Hilfskräften, die die Bergung veranlaßten und überwachten, ging es dabei jedoch nur in der Nebensache um die Identifizierung der Toten durch etwaige Angehörige. Erklärtes Ziel der Zwangsmaßnahme war die Herstellung von antibolschewistisch-antisemitischem Propagandamaterial und die öffentliche Legitimierung antisemitischer, körperlicher Gewalt gegenüber jüdischen Männern und Frauen. Augenzeugen berichteten in diesem Zusammenhang, daß jüdische Opfer des NKWD beiseite geschafft und einige Leichen der ermordeten NKWD-Gefangenen von Angehörigen des

Bataillons »Nachtigall« nachträglich verstümmelt wurden, bevor die Bevölkerung Zutritt zu den Gefängnissen erhielt. Die in den Gefängnissen zur Leichenbergung gezwungenen Juden waren in der Folgezeit ungeschützt der Gewalt der »Nachtigall«-Männer, der ukrainischen Milizen und der aufgebrachtten ukrainischen Zivilbevölkerung ausgesetzt. Insgesamt 4.000 jüdische Männer und Frauen wurden während dieser sorgsam inszenierten, mehrere Tage andauernden Pogrome ermordet.

Angaben nach Hannes Heer: *Einübung in den Holocaust: Lemberg Juni/Juli 1941*. Berlin 2001, Seite 409ff. Zur Ergänzung siehe auch Mallmann u.a. (Hrsg.): *Die »Ereignismeldungen UDSSR« 1941*. Darmstadt 2011, Seite 70-74.

Majdanek – Konzentrations- und Vernichtungslager am südöstlichen Stadtrand von Lublin. Baubeginn am 7. Oktober 1941. Statt der zunächst geplanten 516 Hektar wurden 270 Hektar als Lagergelände eingezäunt und abgeriegelt. Insgesamt wurden zwischen Oktober 1941 und Frühjahr 1944 280 verschiedene Objekte auf dem Gelände errichtet; davon 108 Häftlingsbaracken, je fünf Küchen- und Waschbaracken sowie ein Ziegelgebäude mit drei Gaskammern. Das Lager war mit Stacheldraht umzäunt, auch die »Felder« genannten Lagerbereiche mit den Häftlingsbaracken waren mit Stacheldraht abgeriegelt und mit insgesamt 18 Wachtürmen bewehrt. Majdanek war in drei Teilbereiche – Schutzhaftlager, SS-Bereich und Wirtschaftskomplex – gegliedert und wurde von der Kommandantur multifunktional als Konzentrationslager, Kriegsgefangenen- und Strafdurchgangslager sowie als Vernichtungslager betrieben. Außerdem bestanden ein Lazarett für sowjetische Kriegsgefangene und ein Wehrmachtslager auf dem Gelände, die jedoch weitgehend unabhängig von der Kommandantur betrieben wurden. Während des ersten Jahres waren ausschließlich Männer in Majdanek inhaftiert, am 1. Oktober 1942 wurden die ersten weiblichen Häftlinge in das Frauenlager eingeliefert.

Ende 1943 arbeiteten insgesamt 1.258 mehrheitlich deutsche Männer und Frauen in den sechs Verwaltungsabteilungen des Lagers: 261 im Kommandanturstab, 881 in den Wachabteilungen der SS, 97 litauische Wachleute sowie 19 Aufseherinnen. Karl Otto Koch, Max Koegel, Hermann Florstedt, Martin Weiss und Arthur Liebehenschel arbeiteten nacheinander als Kommandanten von Majdanek. Die Politische Abteilung wurde zuerst von Kriminalsekretär Lühr, anschließend von Otto Kloppmann geleitet. Leiter des Schutzhaftlagers waren nacheinander Heinrich Hackmann, Westel Wimmer, Anton Thumann und Rudolf Walter. Das Frauenlager leitete Elsa Ehrlich, Rapportführerin ebendort war Hermine Braunsteiner. Heinrich Worster stand der Verwaltungsabteilung des Lagers vor. Hans Perschon und Anton Endress waren SS-Sanitäter, die an der Ermordung von Häftlingen mittels Giftgas teilnahmen. Leiter des Krematoriums und Häftlings-Sonderkommandos war Heinrich Muhsfeld. Als SS-Lager- und Selektionsärzte arbeiteten nacheinander Max Popiersch, Adolf Josef Trzebinski, Franz Bodmann, Max Blancke und Heinrich Rindfleisch. Führer der Wachmannschaften und stellvertretende Lagerkommandanten waren nacheinander Walter Langleist und Martin Melzer.

Häftlinge starben in Majdanek an der von der Kommandantur etablierten »Lagerordnung«, sie wurden von Funktionshäftlingen und SS-Männern erschlagen, mit Gifteinjektionen ermordet, erhängt, in kleinen Gruppen oder zu Tausenden erschossen oder zwischen September 1942 und Anfang September 1943 mit Zyklon B und Kohlenmonoxidgas in den Gaskammern des Lagers erstickt. Die Mehrheit der durch Gas Ermordeten waren Juden – Männer, Frauen und Kinder.

Auf zwei »Feldern« des Schutzhaftlagers von Majdanek hatte die Lagerleitung fensterlose, aus einer Bretterschicht bestehende Pferdestallbaracken für die Häftlinge errichten lassen, auf den übrigen vier »Feldern« waren 30-40 Meter lange, circa 10 Meter breite Baracken mit Fenstern und zweiwandiger Bretterschicht gebaut worden. Erst ab dem Winter 1942/43 ließ die Kommandantur jeweils zwei Öfen pro Häftlingsbaracke installieren. Kennzeichnend für Majdanek waren die als »Gammelblocks« bezeichneten Sterbebaracken, in denen die Eingelieferten sich selbst überlassen blieben. Von allen Häftlingsgruppen im Schutzhaftlager wurden jüdische Männer und Frauen am schlechtesten behandelt. Neben jüdischen Zivilisten aus Polen und der Tschechoslowakei waren sowjetische Kriegsgefangene, politische Häftlinge aus Polen, als Geiseln deportierte Bauern aus Polen, Rußland, Weißrußland und der Ukraine sowie – ab Anfang 1944 – KZ-Häftlinge aus Flossenbürg, Neuengamme und Dachau in Majdanek inhaftiert. Die erste dokumentierte Flucht aus Majdanek gelang etwa 100 sowjetischen Kriegsgefangenen am 14. Juli 1942. Insgesamt entkamen aus dem Lager bis Juli 1944 etwa 250 Häftlinge. Hauptziel des von polnischen politischen Häftlingen Anfang 1943 gebildeten Lageruntergrunds war die Sammlung von Informationen über die Verhältnisse im Lager und die Weitergabe dieser Informationen an Widerstandsgruppen außerhalb des Lagers. Im April 1944 begann die Kommandantur mit der Evakuierung von Häftlingen in westlich von Majdanek gelegene Konzentrationslager, im Lager verblieb ein aus 200 Gefangenen zusammengestelltes »Aufräumkommando«. Bevor Kommandantur und Wachmannschaften das Lager verließen, zerstörten sie die Häftlingskartei und setzten einen Teil der Lagergebäude in Brand. Die letzten Häftlinge wurden am 22. Juli 1944 zu Fuß aus dem Lager getrieben. Am 24. Juli 1944 besaßen Einheiten der Roten Armee und der polnischen Armia Krajowa (AK) die militärische Hoheit über das Stadtgebiet von Lublin. Im August 1944 errichtete die Rote Armee ein NKWD-Lager auf einem der früheren KZ-Felder, in dem Angehörige der AK und polnischer Bauernbataillone sowie kurzzeitig auch deutsche Kriegsgefangene inhaftiert waren.

Insgesamt etwa 170 Angehörige des Lagerpersonals wurden nach Kriegsende für ihre Verbrechen vor Gericht gestellt. Da die Täter einen großen Teil der eigenen Lagerdokumente zerstörten, handelt es sich bei Angaben über die Zahl der Opfer noch immer zum Teil um Schätzungen. Während die Zahl von wenigstens 60.000 in Majdanek ermordeten jüdischen Männern, Frauen und Kindern als gesichert gelten kann, wird die Zahl der ermordeten nichtjüdischen Häftlinge in Forschungsarbeiten aus den letzten Jahren auf mindestens 19.000 geschätzt.

Angaben nach Tomasz Kranz: »Lublin-Majdanek – Stammlager«, in Benz/Distel (2008): 33-84. Siehe zur Geschichte des Lagers Majdanek und zur nazideutschen »Aktion Erntefest« außerdem die Darstellung in Hoffmann (2008): 252ff., 304ff.

Moosburg, Stalag VII A – Ende September 1940 am nördlichen Rand der etwa 50 km nordöstlich von München gelegenen Kleinstadt Moosburg errichtetes Kriegsgefangenenlager. Die ersten Gefangenen, 200 polnische und 900 ukrainische Soldaten, wurden am 19. Oktober 1939 nach Moosburg transportiert und zunächst in Zelten untergebracht. Das Hauptlager erstreckte sich auf einer Fläche von 350.000 qm, abgetrennt davon war das »Vorlager«, wo die ankommenden Gefangenen medizinisch untersucht, registriert und entlaust wurden. Jeder Gefangene erhielt außerdem eine Erkennungsmarke. Nach Ende der Ausbauarbeiten bestand das Stalag VII A aus 39 Baracken für je 400 Gefangene und 14 Baracken für je 200 Gefangene, außerdem zwei Baracken im Frauenlager und ein abgetrenntes Durchgangslager für Offiziere. Die nach Nationalitäten belegten Lagerteile waren jeweils durch Zäune abgeriegelt. Farbige Gefangene wurden in Moosburg getrennt von den übrigen Inhaftierten untergebracht. Das Lagergelände war von einem Stacheldrahtzaun mit sieben Wachtürmen umgeben. Die Mehrheit der registrierten Gefangenen wurde auf insgesamt etwa 2.000 Arbeitskommandos verschiedener Größe verteilt. Für ihre Arbeit wurden die Gefangenen mit Lagergeld entlohnt, das von neun Geschäften in Moosburg angenommen wurde. Briefe und Pakete an die Inhaftierten wurden geöffnet und zensiert. Die Gesamtzahl der im Stalag VII A Internierten betrug zwischen 53.810 (1. Mai 1941) und 77.202 (1. Juli 1944) Menschen, von denen bis zu 80 Prozent an ihren Arbeitsplätzen außerhalb des Lagers untergebracht waren. Soldaten aus mehr als zehn Ländern waren in Moosburg interniert, die größten Gruppen bildeten französische und sowjetische Gefangene. Die Zahl der polnischen Soldaten lag zwischen 848 (Januar 1943) und 1.408 (Januar 1945). Gegen Ende des Krieges bestand das Personal des Stalag aus 2.000 Männern, etwa 8.000 Männer waren als Wachposten bei den verschiedenen Arbeitskommandos eingesetzt. Lagerkommandant war bis zum Ende des Krieges ein Oberst namens Burger, die Wachmannschaften befehligte ein Major namens Koller. Das Stalag VII A wurde am 28. April 1945 ohne Blutvergießen amerikanischen Truppen übergeben. Nach der Befreiung wurde das Gelände als Civil Internment Camp 6 von der amerikanischen Armee verwendet. Inhaftiert waren insgesamt mehr als 10.000 deutsche Männer und Frauen, die in NS-Organisationen aktiv gewesen waren. Im Verlauf des Jahres 1948 wurde das Internierungslager aufgelöst und das Gelände zur Besiedelung freigegeben.

Angaben nach <http://www.moosburg.org/info/stalag/st95deu.html> (zuletzt 6. Februar 2012).

»**Nachtigall**« – Neben dem Bataillon »Roland« war das Bataillon »Nachtigall« das zweite aus Anhängern der antisemitischen OUN (Organisation Ukrainischer Nationalisten) um Stephan Bandera gebildete Freiwilligenregiment, das von der Wehrmacht

im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion eingesetzt wurde. Die Kampfverbände wurden unter Aufsicht des von Wilhelm Canaris geleiteten Amt Abwehr/Ausland des Oberkommandos der Wehrmacht im Winter 1940/41 zusammengestellt, verantwortlicher Verbindungsoffizier war der spätere CDU-Politiker und bundesdeutsche Vertriebenenminister Theodor Oberländer (1905-1998). Die 400 Männer des Bataillons »Nachtigall« waren dem Bataillon 800, einer Spezialeinheit der Wehrmacht, unterstellt und gehörten zu den ersten Truppen, die am Morgen des 30. Juni 1941 Lwów besetzten und in der Folgezeit zusammen mit deutschen Einheiten jüdische Zivilisten terrorisierten und ermordeten.

Siehe Heer (2001): 409ff. sowie Mallmann (2011): 59-74.

Pawiak – Seit 1835 an der Kreuzung der Straßen Dzielna und Pawiak (heute Jan Pawła II) im Zentrum Warschaus betriebenes Gefängnis. Unter deutscher Besatzung war es vom 2. Oktober 1939 bis 21. August 1944 das Hauptgefängnis des deutschen Kommandeurs der Sicherheitspolizei und des SD (KdS) im Distrikt Warschau. Das Wachpersonal bestand aus SS-Angehörigen, ukrainischer Hilfspolizei und polnischen Beamten. Insgesamt 65.000 nichtjüdische und jüdische Häftlinge, Männer und Frauen, wurden während des zweiten Weltkriegs im Pawiak gefangengehalten. Sowjetische Häftlinge und Juden wurden in der Regel kurz nach ihrer Gefangennahme ermordet, zum Teil sind Häftlinge öffentlich exekutiert worden. Die Zahl der im Pawiak Ermordeten wird auf 32.000 Menschen geschätzt, etwa 23.000 Häftlinge wurden vom Pawiak aus in deutsche Konzentrationslager deportiert. Die Lebensbedingungen im Gefängnis werden trotz Hilfsleistungen polnischer Wohlfahrtsorganisationen und polnischen Gefängnispersonals als äußerst hart charakterisiert. Nur wenigen Häftlingen gelang die Flucht, im Juli 1944 scheiterte ein Aufstandsversuch. Am 21. August 1944 sprengten Deutsche sowohl den Männerblock als auch die »Serbia« genannte Frauenabteilung des Gefängnisses. Die Geschichte des Pawiak wird heute in einem Museum am historischen Ort dokumentiert.

Siehe Gutman (1995): 1106.

Rauch, Johann – geboren 1912. Zwischen Januar 1943 und April 1944 beim KdS (Kommandeur der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes) Lemberg, Abteilung III C2 – Widerstand. Stellvertretender Leiter des Sonderkommandos 1005 in Lwów, SS-Hauptsturmführer. Im Juni 1947 von den jüdischen Überlebenden der »Todesbrigade« Max Hoenig, David Manuscewitz und Leon Weliczker in München auf der Straße erkannt und festgenommen. Im Dezember 1947 wird Rauch an Polen ausgeliefert, am 24. Juni 1949 in Kraków zum Tod verurteilt und hingerichtet.

Angaben nach Pohl (1996): 379, 419 und Weliczker-Wells (1963): 325ff., 333.

Schönbach, Roman – geboren am 17. Februar 1912 in Eichendorffmühl, dem heutigen Brzeźnica (Rudnik) in Polen. Ließ seinen Familienamen Mucha 1939 in Schönbach ändern. Sohn eines Maurers. Nach acht Jahren Volksschule Maurerlehre mit Gesellen-

prüfung. 1928 Eintritt in die Hitlerjugend, ab 1932 Mitglied der NSDAP. 1936 Heirat mit Maria W., Mai 1937 Geburt einer Tochter. Am 9. November 1937 wurde Schönbach in die SS aufgenommen. Zwischen 1936 und 1938 Arbeit als Heizungs- und Feuerungsmaurer bei den Siemens-Plania-Werken in Ratibor, anschließend für einige Monate beim Bau des Westwalls beschäftigt und Umschulung als Säurebauer bei den Didier-Werken in Wrocław. Nach Beginn des zweiten Weltkriegs wurde Schönbach als Angehöriger der allgemeinen SS zur Hilfspolizei nach Ratibor einberufen und beim Objektschutz in Tschenstochau und Radom verwendet. Ab Anfang 1940 arbeitete er als Kraftfahrer und Dolmetscher für Polnisch beim SS-Sonderdienst in Lublin. Im Winter 1940/41 Versetzung nach Cholm (poln. Chełm) als Wachpersonal polnischer und ukrainischer Straßenbauarbeiter. Ab Sommer 1941 Wachmann in der Residenz des Generalgouverneurs Frank in Kraków, dort wegen in angetrunkenem Zustand begangener Befehlsverweigerung zu sechs Monaten Straflager verurteilt, von denen Schönbach drei Monate im SS-Straflager Danzig-Matzkau absitzt. Im März 1942 Versetzung zur Dienststelle des SS- und Polizeiführers Lemberg, wo er bewährungshalber dem Personal des ZAL Janowska zugeteilt wird. Schönbach befahl dort russische »Trawniki«-Männer, die jüdische Häftlinge bei Arbeiten außerhalb des Lagers bewachten. Nach einer Typhuserkrankung wurde Schönbach im Spätsommer 1943 in das Zwangsarbeitslager Drohobycz versetzt, wo er für den Kommandanten Hildebrand u.a. als Dolmetscher arbeitet. Ab August 1944 vierwöchige Tätigkeit beim Stellungsbau in der Gegend von Przemyśl und Neu-Sandez (poln. Nowy Sącz), anschließend Einberufung zur Waffen-SS nach Ellwangen. Als Angehöriger der SS-Panzerergrenadierdivision Norge ließ sich Schönbach bis zum Kriegsende an der ungarischen Front einsetzen. Schönbach geriet in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er im Juni 1946 entlassen wurde. Seit 1952 lebte Schönbach in Schrobenuh und arbeitete als Obermonteur für Feuerungs- und Säurebau bei der Firma Esser KG in Nürnberg. Im Stuttgarter Lemberg-Verfahren von 1968 wurde Schönbach u.a. angeklagt: im Sommer 1942 mindestens 115 Häftlinge und im Herbst desselben Jahres weitere Opfer während eines Selektionslaufes erschossen zu haben; an der Ermordung von Arbeitern des SS- und Polizeiwohnviertels Czwartaków im März 1943 und den Morden beim Ostbahnausbesserungswerk im Frühsommer 1943 beteiligt gewesen zu sein; zur gleichen Zeit aus Drohobycz und Stryj eintreffende jüdische Frauen erschossen, bei der »Liquidierung« des »Judenlagers« Kinder mit Hammerschlägen ermordet zu haben und an der »Liquidierung« von Grodek-Jagiellonski, einem Nebenlager des Zwangsarbeitslagers Janowska, beteiligt gewesen zu sein. Roman Schönbach wurde am Ende dieses Verfahrens zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, die im Mai 1971 in Freiheitsstrafe umgewandelt wurden. Schönbach saß mehr als zwei Drittel dieser Strafe ab, der Rest wurde zur Bewährung ausgesetzt. In einem zweiten Verfahren wurde der frühere SS-Scharführer Schönbach im Juli 1973 vom Landgericht Augsburg von der Anschuldigung der Beihilfe zum Mord freigesprochen.

Angaben nach Sandkühler (1996): 435 sowie *Justiz und NS-Verbrechen* (1968ff.), Band XXXIX, Lfd. Nr. 798, Seite 183-187.

Stalag XVII B Gneixendorf – Am 25. September 1939 im Norden der niederösterreichischen Stadt Krems, etwa 65 km nordwestlich von Wien, als Durchgangslager Gneixendorf gegründet und am 26. Oktober 1939 in Stalag XVII B umbenannt. Gneixendorf wurde in der Folgezeit zum größten Kriegsgefangenenlager der damaligen »Ostmark« und gleichzeitig zu einem der größten Kriegsgefangenenlager der Wehrmacht. Als erster Lagerkommandant fungierte ein Generalleutnant namens Schäfer, ihm folgten ein Oberst namens Patermann und ab Mai 1943 Oberst Kühn, ein früherer Polizeioffizier aus Kassel, der das Lager bis zum Ende des Krieges befehligte. Dem Lagerpersonal gehörten insgesamt 10.280 Mann an (Zahlen vom 6. September 1940). Im Stalag XVII B waren Soldaten aus zehn Ländern interniert. Die mit Abstand größte Gruppe bildeten französische Gefangene, danach kamen sowjetische Gefangene, Serben, Italiener, Amerikaner und Belgier. Unter den sowjetischen Internierten sollen sich nach Angaben amerikanischer Internierter auch einige Frauen befunden haben. Die Gesamtzahl der Gefangenen betrug zwischen 41.938 (Dezember 1944) und 63.939 (September 1941) Menschen. Die Mehrheit der Gefangenen wurde in Arbeitskommandos außerhalb des Lagers gehalten. Das Stalag erstreckte sich zwischen dem heutigen Flugplatz und der Ortschaft Gneixendorf in nordsüdlicher Richtung und bestand aus 40 Baracken. Das Lager war mit einem doppelten Stacheldrahtzaun von vier Meter Höhe abgeriegelt. An der Innenseite des Zaunes verlief ein in 20 Zentimeter Höhe gespannter Warndraht, für dessen Überschreiten jeder Gefangene nach »Lagerordnung« erschossen werden konnte. Im äußersten Westen des Lagergeländes befand sich das »Vorlager« mit Gefängnis, Büro der Abwehrgruppe, Lagerführung sowie Krankenrevier und Quarantänebaracken für neueingelieferte Gefangene. Das »Truppenlager« der Wachmannschaft lag circa einen Kilometer vom Stalag entfernt. Die Gefangenenbaracken waren für jeweils 300 Menschen konstruiert und bestanden aus zwei Unterkunftsräumen mit dreistöckigen Bettgestellen. Laut Plan sollten bis zum Frühjahr 1941 12.000 Gefangene untergebracht werden, tatsächlich befanden sich jedoch zu diesem Zeitpunkt mehr als 20.000 auf dem Gelände, so daß tausende Gefangene außerhalb der Baracken auf der Erde oder in den Waschräumen schlafen mußten. Während eines Inspektionsbesuches des Internationalen Roten Kreuzes im Sommer 1940 bezeichneten die Vertrauensmänner der Gefangenen die Verpflegung als ausreichend, jedoch nicht reichlich, die Kleidungsvorräte wurden als unzureichend beschrieben. Im Anschluß an eine weitere IKRK-Inspektion vom Dezember 1943 wurde die Versorgung der Gefangenen mit Trink- und Waschwasser als völlig unzureichend kritisiert. Äußert wenig ist über die Lage der polnischen Kriegsgefangenen bekannt, die als erste Gruppe nach Gneixendorf gebracht wurden. Da sich das Lager beim Eintreffen dieser Männer noch im Aufbau befand, mußten viele dieser Gefangenen in Zelten oder auf der Erde schlafen, zudem war ihre Verpflegung unzureichend. Die Zahl der polnischen Kriegsgefangenen wechselte von 79 (Dezember 1944) bis hin zu 1.825 (September 1941).

Angaben nach Speckner (2003): 228ff.

Suwałki, Kriegsgefangenenlager – Suwałki, ca. 110 km nördlich von Białystok im polnisch-litauischen Grenzgebiet gelegene Stadt. Während des zweiten Weltkriegs betrieb die Wehrmacht mindestens vier verschiedene Lager für Kriegsgefangene im damaligen Sudauen: das Offizierslager (Oflag) 68 (Mai 1941 bis Juni 1942), das Stalag Luft 4 für Angehörige von Luftwaffeneinheiten (1942 bis Mai 1944), das Stalag I E (Oktober bis November 1942) und das Stalag I F (August 1942 bis Oktober 1944).

Angaben nach http://www.prisonerofwar.org.uk/camp_list.htm (zuletzt 8. Februar 2012). Siehe auch in polnischer Sprache: *Obozy hitlerowskie* (1979): 481.

Trawniki – Im Herbst 1941 etwa 35 km südöstlich von Lublin in einer ehemaligen Zuckerfabrik abgeriegeltes SS-Zwangsarbeitslager. Formell vom Kommandanten des benachbarten SS-Ausbildungslagers Trawniki, Franz Streibel, faktisch jedoch von Streibels Stellvertreter Franz Bartezko geleitet. Die Wachmannschaften kamen aus dem SS-Ausbildungslager. Die Gefangenen mußten in Trawniki Güter für die Wehrmacht produzieren, vor allem Uniformen. Im Nebenlager Dorohuczka wurden Häftlinge zum Abbau von Torf gezwungen. Nach der Einlieferung von 5.600 jüdischen Arbeiterinnen und Arbeitern aus dem Ghetto von Warschau wurde im Mai 1943 eine Untergrundorganisation aufgebaut, die vor allem Waffen beschaffte und sich auf einen gewaltsamen Aufstand vorbereitete. Eine Erhebung der Häftlinge gelang jedoch nicht, 6.000 von ihnen wurden am 3. November 1943 im Zusammenhang der »Aktion Erntefest« im Lager erschossen, die wenigen Überlebenden nach Majdanek deportiert. Insgesamt waren etwa 20.000 männliche und weibliche Häftlinge in Trawniki inhaftiert, die größte Gruppe bildeten sowjetische Kriegsgefangene und Juden aus Polen.

Angaben nach Gutman (1995): 1425f. Zur Geschichte der jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus dem Warschauer Ghetto siehe Grabitz/Scheffler (1988): 179ff. und 211ff.

Archivalien

Instytutu Pamięci Narodowej w Warszawie (IPN, Warschau)

IPN GK 165/126 t.1 – Zeugenvernehmung von Józef Sterdyner

Yad Vashem Archive (YVA, Jerusalem)

YVA 03/2775 – Augenzeugenbericht Lipman Aronowicz

YVA 03/3225 – Augenzeugenbericht Edward Gleich

YVA 03/2976 – Augenzeugenbericht Leon Eliezer Mandel

YVA 03/2292 – Augenzeugenbericht Józef Reznik

YVA 03/2346 – Augenzeugenbericht Józef Sterdyner

Żydowski Instytut Historyczny im. Emanuela Ringelbluma (ŻIH, Warschau)

- Zwei Registrierungskarten von Edward Gleich für das *Centralny Komitet Żydów Polskich* vom 25. Juni 1946 und 12. April 1951 (ohne Signatur)

- Zwei Registrierungskarten von Józef Sterdyner für das *Centralny Komitet Żydów Polskich* vom 5. April 1946 und 19. März 1947 (ohne Signatur)

Literatur

- Ainsztein (1993): Reuben Ainsztein: *Jüdischer Widerstand im deutschbesetzten Osteuropa während des zweiten Weltkrieges*. Oldenburg 1993.
- Benz/Distel (2008): Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hrsg.): *Der Ort des Terrors – Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*. Band 7, München 2008.
- Benz (2001): Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hrsg.): *Zyklusopädie des Nationalsozialismus*. 4. Auflage, München 2001.
- Bischof/Karner/Stelzl-Marx (2005): Günter Bischof, Stefan Karner, Barbara Stelzl-Marx (Hrsg.): *Kriegsgefangene des zweiten Weltkrieges*. Wien/München 2005.
- Böhler (2006): Jochen Böhler: *Auftakt zum Vernichtungskrieg – Die Wehrmacht in Polen 1939*. Frankfurt a. M. 2006
- Curilla (2011): Wolfgang Curilla: *Der Judenmord in Polen und die deutsche Ordnungspolizei 1939–1945*. Paderborn/München/Wien/Zürich 2011.
- Gilbert (2001): Martin Gilbert: *Das jüdische Jahrhundert*. München 2001.
- Grabitz/Scheffler (1988): Helge Grabitz, Wolfgang Scheffler: *Letzte Spuren – Ghetto Warschau – SS-Arbeitslager Trawniki – Aktion Erntefest. Fotos und Dokumente über Opfer des Endlösungswahns im Spiegel der historischen Ereignisse*. Berlin 1988.
- Gutman (1995): Israel Gutman u.a. (Hrsg.): *Zyklusopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*. München/Zürich 1995.
- Heer (2001): Hannes Heer: »Einübung in den Holocaust: Lemberg Juni/Juli 1941«, in: »Zeitschrift für Geschichtswissenschaft«, 49. Jahrgang, Heft 5, Berlin 2001.
- Hoffmann (2008): Jens Hoffmann: »Das kann man nicht erzählen«. »Aktion 1005« – Wie die Nazis die Spuren ihrer Massenmorde in Osteuropa beseitigten. Hamburg 2008.
- Im Feuer vergangen (1962): *Im Feuer vergangen – Tagebücher aus dem Ghetto*. 7. Auflage, Berlin 1962.
- Justiz und NS-Verbrechen (1968ff.): C.F. Rüter, D.W. Mildt (Hrsg.): *Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen*. Bislang 48 Bände, Amsterdam/Berlin 1968–2011.

Klee (2003): Ernst Klee: *Das Personenlexikon zum Dritten Reich – Wer war was vor und nach 1945?* Frankfurt a. M. 2003.

Lustiger (2004): Arno Lustiger: *Zum Kampf auf Leben und Tod! Vom Widerstand der Juden in Europa 1933–1945.* Erfstadt 2004.

Mallmann (2011): Klaus-Michael Mallmann, Andrej Angrick, Jürgen Matthäus, Martin Cüppers (Hrsg.): *Die »Ereignismeldungen UDSSR« 1941. Dokumente der Einsatzgruppen in der Sowjetunion.* Darmstadt 2011.

Morris (2008): Benny Morris: *1948 – A History of the first Arab-Israeli War.* New Haven/London 2008.

Obozy hitlerowskie (1979): Główna Komisja Badania Zbrodni Hitlerowskich w Polsce (Hg.): *Obozy hitlerowskie na ziemiach polskich 1939–1945 [NS-Lager auf dem Territorium Polens 1939–1945].* Warszawa 1979.

Ozick (1983): Cynthia Ozick: *Levitation – Five Fictions.* New York 1983.

Pohl (1996): Dieter Pohl: *Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941–1944. Organisation und Durchführung eines staatlichen Massenverbrechens.* München 1996.

Rybak (2009): Andrzej Rybak: »Sonderkommando 1005 w Borku«, in: *Chełm Nieznany – Ludzie, Miejsca, Wydarzenia.* Chełm 2009.

Sandkühler (1996): Thomas Sandkühler: »Endlösung« in Galizien – Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz 1941–1944. Bonn 1996.

Schenk (2007): Dieter Schenk: *Der Lemberger Professorenmord und der Holocaust in Ostgalizien.* Bonn 2007.

Segev (1995): Tom Segev: *Die Siebte Million – Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung.* Reinbek 1995.

Speckner (2003): Hubert Speckner: *In der Gewalt des Feindes – Kriegsgefangenenlager in der »Ostmark« 1939–1945.* Wien/München 2003.

Ullrich (2011): Christina Ullrich: »Ich fühl' mich nicht als Mörder« – Die Integration von NS-Tätern in die Nachkriegsgesellschaft. Darmstadt 2011.

Weinmann (1990): Martin Weinmann (Hg.): *Das nationalsozialistische Lagersystem.* Frankfurt a. M. 1990.

Weliczker-Wells (1963): Leon Weliczker-Wells: *Ein Sohn Hiobs.* München 1963.

Andere Quellen

»Heilbronner Stimme« – Ausgaben vom 16., 19., 22. und 23. Mai 1962.

www.deutsches-filmhaus.de

www.gedenkplaetze.info

www.knesset.gov.il

www.moosburg.org

www.nizkor.org

www.prisonerofwar.org.uk

www.wikipedia.org

www.youtube.com



Dank

Benny, Etti, Haim und Erez-Refael Aronowicz, Olga Kolontarov, Zaki Reznik, Abraham, Amnon und Meirav Sterdyner danke ich für ihre Gastfreundschaft und die Gespräche in Rishon Le-Zion, Yehud und Talmei El-azar.

Ramona Bräu und meiner Kusine Katarzyna Gasinska-Lepsien danke ich für die Übersetzung der Augenzeugenberichte.

Geholfen haben außerdem:

Markus Bauer, Zvi Bernhardt (Yad Vashem), Jerzy Cierpiatka, Susan Edel (Magen David Adom Tracing Service), Micha Elm, Rose Feldman (Israel Genealogical Society), Shaul Ferrero (Yad Vashem), Alex Feuerherdt, Christiane Franzen (»Heilbronner Stimme«), Sara Fruchtman, Stasiek Gołup, Marcin Grel, Katrin Gremliza, Mike Hartwig, Elli und Martin Hoffmann, Yaacov Kabalek, Keren Korman, Boris Kozokin (Magen David Adom Tracing Service), Martin Krauss, Roland Kurczewicz, Yaacov Lozowick, Birgit Neuss, Susanne Nickel, Ralf Piorr, Jenny Racah, Andrzej Rybak, Wolfgang Schneider (Staatsarchiv Ludwigsburg), Carmen Seckel, Naama Shilo (Yad Vashem), Zvi Spielmann, Aneta Szostak, sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des IPN und des ŻIH in Warschau.

Orly Castel-Bloom danke ich für die schöne Frage »Was nützt schon das Wissen, daß die Deutschen einen Kopf voll Scheiße haben?«

Jens Hoffmann, geboren 1968, lebt als freier Autor in Berlin.

